RPJCB

Rode inv et del. H. J. Penningh sc. Berolini

Der Aegyptische König Osiris lehret seinen Unterthanen den Ackerbau.

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner.

Von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Siebenter Band.

Vierten Jahrgangs erstes und zweites Vierteljahr.
Erstes bis sechs und zwanzigstes Stück.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1787.

RPJCB

Inhalt.

Die Vernunft. . . . . S. 1.
Bestimmung des Menschen zur Geselligkeit. . . . . — 66.
Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft. . . . — 140.

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Erstes Stück.

Den 6sten Januar 1787.

Die Vernunft.

Die **Vernunft** ist, wie Jedermann weis, der große Vorzug, den der Mensch vor den Thieren voraus hat. Nun wissen wir zwar nicht genau zu bestimmen, wie weit sich die Kräfte der thierischen Seele erstrecken; aber immer ergiebt sich bei der Beobachtung der Handlungen, die wir von den Thieren vornehmen sehen, daß der Unterschied, der zwischen ihrer Thätigkeit und der unsrigen Statt findet, sehr groß ist. In den Sinnen kann dieser Unterschied nicht allein liegen; denn wie wir in der Betrachtung über das Thierreich gesehen haben, besitzen die Thiere zum Theil mit uns nicht nur einerlei Sinne, sondern haben auch manche derselben

schärfer und feiner als wir *). Ein Unterschied, der dennoch Statt finden könnte, wäre der, daß auch der schärfste Sinn der Thiere nicht für so mannichfaltige Eindrücke empfänglich wäre, als es die Sinne der Menschen sind. Wenn wir z. B. einen Hund, der in der größesten Entfernung das Wild wittert, doch in dem heftigsten Gestanke ausdauern sehen, ohne daß es ihm beschwerlich zu werden scheint, so kann man kaum anders, als auf die Vermuthung kommen, daß sein Organ nicht fähig seyn müsse, von dieser Art der Ausdünstungen eben so erschüttert zu werden, als es von der Ausdünstung des Wildes erschüttert wird. Wenn ein Mensch einen sehr scharfen Geruch hat, so wird ihm auch ein Gestank desto beschwerlicher; und so sollte man nun auch vermuthen, daß dem Hunde eben dieser Gestank in eben dem Maße lästiger werden müste, in welchen sein Sinn den menschlichen an Stärke und Feinheit übertrift. Man könnte nun zwar sagen, daß der Hund vermuthlich den üblen Geruch scharf genug empfinde, daß ihm aber derselbe vielleicht nicht unangenehm, sondern wol gar angenehm seyn könne. Auf diese Voraussetzung würde sich nichts antworten lassen; nur wäre denn

*) S. den zweiten Jahrgang, S. 271 u. f.

dies doch ein Unterschied zwischen seinem und unserem Organe. Das Organ, dem ein glimmender Lampentocht lieblich riecht, muß doch ein anderes seyn, als das, dem er die widrige Empfindung des Gestanks erweckt.

Eben dies scheint auch in Ansehung anderer Sinne, wenigstens in Ansehung des Geschmacks, außer Zweifel zu seyn. Uns schmecken viele Früchte, Fleisch, und Fische sehr angenehm, dagegen die Thiere durchaus nichts davon genießen wollen. Welcher anderer Grund kann davon vorhanden seyn, als daß die Dinge, die uns Vergnügen erwecken, ihren Sinnen unangenehm sind, welches eine verschiedene Beschaffenheit ihres Organs voraussetzt. Wie gar anders muß nicht nur der Magen, sondern auch der Geschmack des Igels seyn, der die spanischen Fliegen frißt, die uns abscheulich schmecken, und nicht ohne Verlust unsers Lebens von uns genossen werden könnten.

Meine Leser erinnern sich noch, daß wir auf diese Erfahrungen eine Voraussetzung gebaut haben, wodurch uns einigermaßen die wunderbare Erscheinung der thierischen Triebe aufgeklärt wird.*) Ist nemlich der thierische Sinn auf gewisse Ein-

*) S. dgn zweiten Jahrgang S. 312 u. f.

drücke eingeschränkt, so wird es begreiflicher, wie das Thier, auch ohne Ueberlegung, gewisse bestimmte Handlungen vornehmen könne. Es nähert sich durch diese Einrichtung, wenn ich so sagen darf, einer Maschine, die eben deswegen ihren bestimmten Gang geht, weil ihr nach ihrer Zusammensetzung andere Bewegungen nicht möglich sind. Nur bleibt immer noch ein sehr auffallender Unterschied zwischen einer Maschine und einem Thiere, wie davon ausführlicher ist geredet worden.

So beträchtlich durch Einrichtungen dieser Art auch der Unterschied werden mag, der zwischen dem Thiere und dem Menschen in Rücksicht auf ihre Sinne entsteht, so ist dies doch keinesweges alles, wodurch der große Abstand des unvernünftigen Geschöpfes von dem vernünftigen hervorgebracht wird. Denn selbst in denen Dingen, worin die Thiere wegen ihres schärferen Sinnes uns übertreffen, zeigen sie doch die Fähigkeiten nicht, die wir als ein Antheil unserer Vernunft besitzen.

Auch in der **Einbildungskraft** und in denen zu ihr gehörigen Seelenfähigkeiten, kann der ganze Unterschied zwischen der menschlichen und thierischen Seele nicht liegen; denn auch Einbildungs-

kraft haben die Thiere unwidersprechlich. Daß sie sich der einmal, oder doch der öfter gehabten Eindrücke wieder erinnern, folglich sich irgend ein Bild der Phantasie von denselben machen, bedarf keines Beweises. Es ist allgemein bekannt, daß man die Thiere in allerlei Dingen unterrichten kann, welches nicht möglich wäre, wenn sie nicht das mit ihnen Vorgenommene behielten. Auch träumen die Thiere; wenigstens habe ich oft genug gehört, daß Jagdhunde im Schlafe auf einmal zu muchsen anfiengen, als wollten sie bellen, und dann aufsprangen; welches ich mir nicht anders zu erklären weis, als daß sie von einer Jagd geträumt haben. Selbst von dem Vorhersehungsvermögen lassen die Thiere Proben sehen. Das Pferd läuft schneller, wenn es den Kutscher klatschen hört, weil es erwartet, daß auf diesen Ton, wie sonst, ein Peitschenhieb erfolgen werde. Der Hund springt und schmeichelt seinem Herrn, wenn er diesen den Hut und Stock nehmen sieht, weil er erwartet, der Herr werde jetzt wieder, wie sonst, mit seinem Hute und Stocke ausgehen und ihn mit sich nehmen. Ein Pferd, welches einen Ramm zog, sah ich jederzeit mit der größesten Vorsicht fortschreiten, sobald es an die Stelle kam, wo der Bär des Rammes nieder zu fallen pflegte.

Ehe es zu dieser Voraussehung gekommen war, hatte es immer einen Stoß bekommen, und den suchte es nun zu vermeiden. Sogar Fische, die man öfter gefüttert hat, nachdem man vorher mit einem Glöckchen klingelte, gewöhnen sich auf den Ton der Glocke an das Ufer des Teiches zu kommen, weil sie erwarten, daß auf diesen Ton wiederum Futter erfolgen werde.

Freilich sind diese Aeußerungen der Einbildungskraft ungleich geringer und einfacher, als was der Mensch mit diesem Seelenvermögen leisten kann. Aber man sieht doch, daß den Thieren diese Fähigkeit nicht fehlt, und der eigentliche Vorzug, den wir darin vor ihnen voraus haben, bloß ein höherer Grad derselben ist.

Spühren wir nun weiter nach, worin sich die menschliche Seele von der thierischen unterscheidet, so sind es nichts anders, als die Anlagen zur **Vernunft**, durch die wir in den Stand gesetzt werden, theils unsere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu richten, und sie wieder von demselben abzuziehen, theils unsere Begriffe zu zergliedern, und Merkmale eines Dinges von einander zu sondern, theils Dinge mit einander zu vergleichen und die wahrgenommene Aehnlichkeit

oder Verschiedenheit als einen eignen Gegenstand zu behandeln, theils Ursachen und Wirkungen, Gründe und Folgen wahrzunehmen, aufzusuchen und sie uns vorzustellen, **ohne daß ein sinnlicher Eindruck uns dazu nöthig wäre.**

Das Thier thut zwar etwas Aehnliches, aber es wird sich bei einer genaueren Zergliederung dieser Fähigkeiten zeigen, daß wenn gleich der thierischen Seele eine gewisse **Vernunftähnlichkeit** beigelegt werden kann, doch der Unterschied zwischen ihr und unserer Vernunft höchst auffallend ist. Das Thier bedarf immer **sinnlicher Eindrücke** bei allen seinen Vorstellungen, und ist nur im Stande, das **Ganze** eines solchen Eindrucks wahrzunehmen, ohne denselben zergliedern und einzelne Merkmale davon trennen zu können. Alle Vorstellungen des Thieres sind so, wie sie durch den **Sinn** in seine Seele kommen; die unsrigen dagegen werden auch zum Theil noch von der Vernunft bearbeitet, deutlicher gemacht, in neue Verbindungen gestellt, u. s. w. Die Erkenntnisse, welche bei uns, auf eine den thierischen Vorstellungen ähnliche Art, dem **sinnlichen Eindrucke** folgen, werden zu unserm **untern** Erkenntnißvermögen gerechnet; diejenigen dagegen, bei welchen mehr Willkür, mehr eigene Thätig-

keit der Seele Staat findet, gehören zu dem oberen oder höheren Erkenntnißvermögen.

Da bei einer andern Gelegenheit ausführlicher von diesem sogenannten höheren Seelenvermögen soll geredet werden, so begnüge ich mich jetzt, nur ganz kurz die vornehmsten Geschäfte der Vernunft zu entwickeln.

Zuerst ist es ein Vorzug, den wir durch unsere Vernunft erlangen, daß wir unsere Aufmerksamkeit nach Belieben auf Gegenstände richten und von ihnen abziehen können. Unter allen Dingen, wovon durch unsere Sinne eine Vorstellung in die Seele gebracht werden kann, ist kein einziger, auf den wir nicht achten könnten, und der nicht die Aufmerksamkeit des Menschen zu reizen fähig wäre. Schon hierin ist das Thier auf eine merkwürdige Weise von uns unterschieden. So wie die Sinne der Thiere, nach den Anfangs gemachten Bemerkungen, sogar nicht die Fähigkeit zu haben scheinen, von allen Eindrücken erschüttert zu werden, so wird offenbar ihre Aufmerksamkeit nicht durch alle Gegenstände gereizt. Man bringe z. B. einen Hund und ein zartes Kind in ein Zimmer, worin beide noch nicht gewesen sind. Das Kind sieht alle Dinge in demselben,

einen Schrank, ein Gemälde, eine Uhr, Früchte, die auf dem Boden liegen, und hundert andere Dinge an; es will sie angreifen, es freuet sich darüber und giebt es lebhaft genug zu erkennen, daß es darauf achtet. So nicht der Hund! Für ihn sind alle diese Dinge so gut als gar nicht da; und nur die, auf welche seine Seele eingeschränkt ist, reizen seine Aufmerksamkeit, z. E. der Geruch vom Fleische, eine Katze, und dergleichen. Offenbar zeigt sich hier ein eigentümlicher Unterschied in der Anlage der Seele des Hundes und des Kindes. Dieser zeigt sich sogleich als ein Geschöpf, für welches nur ein bestimmter Kreis von Gegenständen in der Schöpfung vorhanden ist; jenes giebt sogleich zu erkennen, daß das ganze weite Gebiet der Schöpfung seine Seele beschäftigen solle.

Noch ein anderer Unterschied in der Aufmerksamkeit des Menschen und des Thieres wird darin sichtbar, daß dies letztere immer am meisten durch die **stärksten** Eindrucke gereizt wird, der Mensch dagegen die schwächeren Eindrücke, sobald er es will, vorziehen kann. Auch unter dem stärksten Geräusche können wir einen Brief lesen, ein Kunstwerk betrachten, unsern Gedanken nachhän-

gen, u. s. w. In wiefern das Thier etwas ähnliches könne, sind wir freilich nicht im Stande zu bestimmen: aber man sieht doch nicht leicht eine Spur davon. Vielmehr folgt das Thier jedesmal dem Eindrucke, der am stärksten auf dasselbe wirkt. Der dressirte Hund scheint wol seinen stark gereitzten Trieb unterdrücken zu können, sobald der Jäger ihm zuruft; allein dies ist auch bloß eine Folge von den unbeschreiblich heftigen Eindrücken, die er bei seiner Erziehung bekam, und die mit einer proportionirten Stärke bei der Stimme seines Herrn wieder erwachen. Das Thier hat seine Vorstellung, weil sie sich ihm darstellt; der Mensch hat einen beträchtlichen Theil der seinigen, weil er sie haben will. Das Thier ist mehr leidend, der Mensch ist mehr thätig bei den Geschäften seiner Seele.

Da nicht die Vernunf, sondern nur die Anlage dazu dem Menschen angeboren wird: so ist es natürlich, daß überhaupt jedermann in eben dem Maße mehr oder weniger Vernunft bekömmt, in welchem er dies Seelenvermögen übt, daß folglich auch ein jeder bei mehr oder weniger Uebung eine größere oder geringere Herrschaft über seine Aufmerksamkeit bekommt. Wichtig ist es

daher für der Menschen, sichs angelegen seyn zu lassen, daß er auch unter Zerstreuungen seine Aufmerksamkeit fesseln, und auf jeden Gegenstand so genau als möglich merken lerne.

Ein **zweiter** Vorzug des Menschen vor des Thieren besteht in der Fähigkeit, Begriffe zu zergliedern, und die Merkmale eines Dinges von einander zu sondern. Jede Vorstellung, die wir durch die Sinne empfangen, ist immer mehr oder weniger zusammengesetzt. Nur sind wir nicht bei einer jeden im Stande, sie weiter zu zergliedern. Sehen wir z. E. ein Haus, so kostet es uns wenig Mühe, das Dach, die Wände, die Thüren, die Fenster u. s. w. von einander zu unterscheiden, und auf diese Art den Eindruck, den wir von dem ganzen Hause bekommen, in seine einzelnen Bestandtheile zu zerlegen. Schwerer wird es uns schon bei den Eindrücken des Ohrs, auch diese weiter zu zergliedern. Wenn wir z. E. ein Wort aussprechen hören, so wird schon einige Kenntniß von den Elementen der Wortlaute (dem A B C) erfordert, um dies Wort in die einzelnen Laute, woraus es zusammengesetzt ist, zu zerlegen, d. i. die einzelnen Merkmale aufzufinden, aus welchen das Ganze besteht. Erst wenn wir

buchstabiren gelernt haben, ist uns dies möglich. Noch schwerer, als bei den Gehörseindrücken, wird uns dies Geschäft bei den übrigen, sogenannten niedern Sinnen. Wie viele Uebung wird nicht erfordert, um von einem vermischten Geruche, etwa dem eines Blumenstraußes, anzugeben, aus welchen Gerüchen derselbe zusammengesetzt ist. Und in den meisten Fällen ists uns durchaus unmöglich. Wir schmecken z. E. wol einen Apfel, aber es übersteigt die Fähigkeit unseres Sinnes, eine weitere Rechenschaft von diesem Geschmacke zu geben. Hier ist es uns unmöglich, eben so wie von einem Hause, das wir sehen, die einzelnen Merkmale zu bestimmen, woran wir diesen Sinneneindruck von andern ihm unähnlichen unterscheiden; immer ist das, was wir angeben können, ein sehr unzureichendes Mittel, dem, der diese Empfindung noch sonst nicht gehabt hat, einen gehörigen Begriff davon zu verschaffen.

Offenbar liegt der Grund von der größern oder geringern Deutlichkeit unserer Empfindungsbegriffe zunächst in der Beschaffenheit unserer Sinne selbst. Wir können uns Sinne denken, die im Stande wären, ungleich mehr in dtn em-

pfundenen Dingen zu unterscheiden, können uns aber auch Sinne vorstellen, die noch wenigere Merkmale in den empfangenen Eindrücken auffassen könnten. Hiernächst kommt es dabei auch auf die Beschaffenheit der empfundenen Gegenstände an. In dem einen ist wirklich mehr Mannigfaltigkeit, als in dem andern. Mit einem und demselben Organ können wir daher in einem Hause, in einem Ragout, in einem Worte, in dem Geruche eines Blumenstraußes, mehr Merkmale wahrnehmen, als an einem Steine, im Geschmacke des Essigs, in einem einzelnen musikalischen Tone, und im Geruch einer Rose. Endlich hängt das mehrere oder wenigere Wahrnehmen des Mannichfaltigen in einer Empfindung auch von dem Grade der Aufmerksamkeit ab, den wir darauf verwenden. Daher unterscheidet der Maler ungleich mehr Farben in einem Gemälde, der Weinkenner weit mehr Unterschiede der Weine, der Gärtner mehr Mannichfaltigkeit des Geruchs der Kräuter, als andere, die ihre Aufmerksamkeit nicht auf diese Gegenstände zu heften gewöhnt sind.

Hieraus wird es nun zugleich begreiflich, warum das Thier seine Empfindungen nicht so, wie wir, zergliedern und die Merkmale eines Dinges

von einander sondern könne. Theils wird es daran durch die Beschaffenheit seiner Sinne gehindert; wenigstens ist die feinere Wahrnehmung eines oder des andern seiner Sinne nur auf gewisse Gegenstände eingeschränkt. Theils hat es seine Aufmerksamkeit nicht gehörig in seiner Gewalt, welches hauptsächlich nothwendig wäre, wenn es sich mit einem Gegenstande so lange beschäftigen wollte, bis es die Merkmale desselben gehörig zergliedert hätte.

Der dritte Vorzug des Menschen vor den Thieren besteht in der Fähigkeit, Dinge mit einander zu vergleichen, und die wahrgenommene Aehnlichkeit oder Verschiedenheit als einen neuen Gegenstand zu behandeln. Es ist tief in dem Wesen unserer Seele gegründet, daß wir, sogar ohne es zu wollen, Vergleichungen anstellen. Ganz ohne dergleichen Vergleichungen kann das Thier wol ebenfalls nicht seyn; aber es ist auch dabei wiederum auf mannichfaltige Weise eingeschränkt. Es scheint wol die Dinge nicht anders, als im Ganzen gegen einander halten zu können. Daher wird es so leicht durch geringe Aehnlichkeiten hintergangen. Der Jäger malt z. E. eine ziemlich unförmliche Figur auf eine Leinewand, und nähert sich hinter derselben den Rebhünern, die solche für eine wei-

dende Kuh halten. Auch ists natürlich, daß bei dem Mangel an zergliederten Begriffen, wovon wir eben geredet haben, dem Thiere keine genaue Vergleichung, die sich auch auf einzelne Merkmale erstreckte, möglich ist. Außerdem scheint sich auch die Vergleichung, die von dem Thiere etwa angestellt wird, nur auf Empfindung mit Empfindung, höchstens auf Empfindung und Gedächtnißeindrücke zu erstrecken. Die menschliche Seele dagegen hat einen überwiegenden Hang, alles zu vergleichen, und Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten aufzusuchen.

Und was das Allerwichtigste ist, die menschliche Seele ist immer geschäftig, jede aufgefundene Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Dinge wiederum **abgesondert von anderen Merkmalen der Dinge**, als einen eigenen Gegenstand, zu behandeln. Wir sehen z. E. einen Mann, und nehmen wahr, daß er **groß, schön, freundlich** ist, daß er **geht, spricht, bittet**. Sogleich machen wir alle diese einzelnen Wahrnehmungen wieder zu neuen Gegenständen unserer Aufmerksamkeit, und wenn wir wollen, haben wir nicht nöthig, sie uns ferner bloß als etwas in diesem Manne (als Vorstellungen, die Theile unserer Vorstellung von diesem

Manne sind) zu denken; sondern können sie **abgesondert** und als Gegenstände an und für sich behandeln. Wir können uns **Größe, Schönheit, Freundlichkeit, den Gang, die Sprache, das Bitten** denken.

So trocken diese Betrachtung auch manchem Leser dünken mag, so muß ich doch in dem nächsten Blatte noch etwas weniges zur weiteren Erläuterung sagen.

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Zweites Stück.

Den 13ten Januar 1787.

Die Vernunft.

(Fortsetzung.)

Wenn wir irgend einen Gegenstand aufmerksam betrachten, so nehmen wir mehrere Merrmale an demselben wahr; und in den meisten Fällen können wir uns der einzelnen Merkmale bewußt werden. Finden wir nun einen Gegenstand, in welchem wir eben diese Merkmale entdecken, so stellen wir uns eine Aehnlichkeit dieser beiden Gegenstände vor, und machen uns von dem, worin wir sie bei der angestellten Vergleichung, ähnlich finden, einen eigenen Begriff. Insofern dieser neue Begriff etwas enthält, was mehreren

Gegenständen gemein ist, wird er ein **allgemeiner** Begriff genannt. Ich muß mich durch ein Beispiel verständlicher machen.

Man nehme an, es sähe jemand zum erstenmale einen Wolf. Unausbleiblich würde die Anlage zur Besonnenheit, die der menschlichen Seele eigentümlich ist, ihn erwecken, sich einen Begriff von dem Wolfe einzuprägen. In diesem Begriffe würden aber alle Merkmale, die er an diesem Thiere entdeckte, zusammenfließen: sie würden in der Vorstellung, die er sich von dem Thiere machte, sämtlich zusammen gehören und in Eins verbunden seyn. Gesetzt dieser Wolf wäre gezähmt, gesetzt der Mann, den wir uns denken, hätte sonst auch noch nichts von Wölfen gehört: was würde anders entstehen können, als daß er sich jedesmal bei dem Gedanken an den Wolf zugleich sein zahmes Wesen mit vorstellte? Nun lasse man eben diesen Mann einen zweiten, nicht gezähmten Wolf sehen. Sogleich wird seine natürliche Anlage zur Vernunft ihn dringen, diese neue Vorstellung mit jener alten zu vergleichen. Er wird finden, daß er in beiden sehr viel **Aehnliches** entdeckt, zugleich aber wird er auch bemerken, daß jeder von ihnen etwas **Eigentüm-**

liches habe: der eine ist zahm, der andere nicht; der eine ist vielleicht größer als der andere. Nimmt er alles das zusammen, worin er beide überein kommen sieht, verbindet er alle diese Merkmale zu **einem** Begriffe, so entsteht in seiner Seele der **allgemeine** Begriff von einem Wolfe. Er hatte zuvor nur den Begriff von einem **einzelnen** Dinge *), und zu diesem Begriffe gehörten **alle** Merkmale, die er an dem Individuum, welches er gesehen hatte, wahrnehmen konnte. In seinem allgemeinen Begriffe vom Wolfe dagegen sind schon **wenigere** Merkmale enthalten. So ist z. E. die Vorstellung von zahm oder wild nicht darin. Und wäre etwa der eine Wolf grösser als der andere gewesen, so würde auch die Vorstellung von einer bestimmten Größe nicht mit in den allgemeinen Begriff kommen.

Man sieht, daß wir zu den allgemeinen Begriffen kommen, indem wir gewisse Merkmale, (nemlich die **Eigenthümlichen**,) die wir an den einzelnen Dingen (Individuen) wahrnehmen, von denen Merkmalen, die sie gemeinschaftlich

*) Ein solches einzelnes Ding nennt man ein Individuum.

haben, in unserer Vorstellung **absondern**. Und dies ist der Grund, warum wir die **allgemeinen** Begriffe auch **abgesonderte** (abgezogene) Begriffe nennen.

Da wir immer durch die Sinne nur Vorstellungen von Individuen bekommen: so ist es klar, daß wir durch die bloße Empfindung auch nicht zu allgemeinen Begriffen gelangen können. Diese sind eine Frucht von unserer Anlage zur Vernunft. Da aber diese Anlage zum Wesen unserer Seele gehört, und beständig thätig ist: so nehmen wir auch die Vergleichung der empfundenen Dinge und die damit verbundene Absonderung ihrer Merkmale bei allen unseren Empfindungen vor, und benutzen auf diese Art, (größtentheils ohne es zu wissen) alle unsere Vorstellungen von Individuen zur Bildung abgesonderter (oder allgemeiner) Begriffe. Sobald wir ein neues Ding kennen lernen, so erwacht bei uns der Gedanke, daß es wol mehrere ähnliche Dinge geben werde; und wir machen uns einen allgemeinen Begriff davon, aus welchem wir die Merkmale hinweglassen, die offenbar diesem Dinge eigentümlich sind. Ein von einem solchen Individuum abgesonderter allgemeiner Begriff kann

indessen nicht anders, als mangelhaft seyn; denn da wir keine wirkliche Vergleichung mehrerer ähnlicher Dinge anstellen: so werden wir auch keine Regel haben, wornach wir beurtheilen können, welche Merkmale des einzelnen Dinges wir in den allgemeinen Begriff aufnehmen, und welche wir aus demselben hinweglassen sollen. Und da wir natürlicherweise so sehr an dem sinnlichen Eindrucke hängen, so werden wir meistentheils zu viel Eigentümliches (was bloß dem Individuum zukommt,) in den allgemeinen Begriff hinüber tragen.

Der Mann z. E. von dem wir vorhin annahmen, daß er zum erstenmale einen Wolf sehe, ohne vorhin etwas von einem solchen Thiere gehört zu haben, würde nicht glauben, daß das Thier, welches er nun eben vor sich hätte, das einzige in seiner Art wäre. Er würde sich vielmehr bald den allgemeinen Begriff **Wolf** bilden. Ganz gewiß würde er aber auch, weil das Individuum, welches ihm diesen Begriff an die Hand gäbe, **zahm** wäre, dies Merkmal in seinen allgemeinen Begriff mit aufnehmen. Er würde sich unter einem Wolfe ein Thier vorstellen, das sich, wie ein Hund, bei Menschen aufhielte, mit dem man

spielen könnte u. s. w. Eben dies begegnet den Kindern, ehe sie viele Dinge von einer Art gesehen haben, beständig. Hat der einzige Holzhauer, den das Kind gesehen hat, eine rothe Mütze aufgehabt, so gehört die rothe Mütze mit zu seinem allgemeinen Begriffe vom Holzhauer. Hieß der einzige Bediente, den es bisher kannte, **Johann**: so wird es sagen: der neue **Johann** heißt **Karl**. Ich kannte einen Knaben, der schon sechs bis sieben Jahr alt war, und von einem Edelmann noch keinen andern Begriff hatte, als daß es ein Mann mit einer Wildschur wäre, weil er sonst keinen Edelmann und keine Wildschur gesehen hatte. Selbst Erwachsenen und in ihren Geschäften gescheuten Leuten begegnet dergleichen nicht selten. Ich gab vor einiger Zeit einem Schiffer, der sehr vernünftig sprach, eine Kiste voll Bücher mit, und bat ihn, sie sorgfältig vor der Nässe zu verwahren. „Ei, denken sie denn, antwortete er, daß ich Gottes Wort nicht in Acht nehmen werde?“ Er hatte von einem Buche keinen andern Begriff, als daß es größere oder kleinere [illegible]eln und Gebetbücher wären.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, ergiebt sich, daß die allgemeinen Begriffe in unserer Seele

entstehen, indem wir Gegenstände mit einander vergleichen, oder doch uns vorstellen, daß wir bei einer anzustellenden Vergleichung ähnlicher Dinge die Uebereinstimmung gewisser Merkmale finden würden. Auf diese Weise kommen wir zunächst zu dem Begriffe von **Arten**. Vergleichen wir hierauf mehrere Arten mit einander, und verfahren damit wieder, wie mit den einzelnen Dingen, so entsteht ein **höherer allgemeiner** Begriff, das ist ein solcher, welcher Merkmale enthält, die mehrere Arten mit einander gemein haben, oder der Begriff von Gattungen, Geschlechtern, Stammgeschlechtern, u. s. w.

Man nehme an, daß jemand den allgemeinen Begriff von einem Wolfe mit seinem allgemeinen Begriffe von einem Fuchse, einem Bären, einem Löwen, u. s. w. vergliche, so würde er finden, daß alle diese Thiere in ihrer Gestalt, Farbe, Lebensart und dergleichen **verschieden** wären, daß sie aber auch alle etwas Aehnliches hätten, nemlich das Rauben und die Ernährung von andern Thieren. Auf diese Art würde er zu dem höheren allgemeinen Begriff von den **Raubthieren** gelangen. Vergliche er nun wieder diesen Begriff mit seinem allgemeinen Begriffe vom Zug-

und Schlachtvieh, von zahmen und wilden fruchtessenden Thieren: so würde er weiter die Verschiedenheiten wahrnehmen, die zwischen diesen allen Statt fänden, und sich nun aus der Aehnlichkeit (mit Absonderung aller Verschiedenheit) einen neuen allgemeinen Begriff bilden, der nur die gemeinsamen Merkmale der Geschlechter enthielte: er würde sich auf diese Art den höheren Begriff von **vierfüßigen** Thieren bilden. Durch ein ähnliches Verfahren würde er zu dem allgemeinen Begriffe von **Thier**, dann zu dem von **Geschöpf**, dann zu dem von **Ding** überhaupt, und endlich zu dem höchsten Begriffe des **Denkbaren** gelangen.

Es ergiebt sich aus dem bisher gesagten, warum man die **allgemeinen** Begriffe **höhere** nennt; weil nemlich immer mehr Dinge unter einem Begriffe enthalten sind, jemehr Merkmale davon abgesondert werden. Der Begriff, den wir uns von dem einzelnen Wolfe machen, welchen wir vor uns sehen, paßt nur auf dieses Individuum. Unter den allgemeinen Begriff von **Wolf** gehören alle Thiere dieser Art. Der noch allgemeinere Begriff **Raubthier** umfaßt viele **Arten**; der Begriff des **Thiers** aber begreift schon viele

Geschlechter; und endlich der Begriff eines Dinges erstreckt sich auf alles, was wir uns als einen Gegenstand denken.

Dergleichen allgemeine Begriffe bilden wir uns nicht nur von für sich selbst bestehenden Dingen, sondern auch von Eigenschaften, Veränderungen, und Verhältnissen derselben. Wir sehen einen starken Menschen, ein starkes Thier, einen starken Sturmwind; wir lassen aus unseren Vorstellungen alles, was den wirkenden Kräften eigenthümlich ist, und alle Umstände, wovon die Wirkungen begleitet werden, hinweg, und denken uns bloß die Größe der Kraft, womit sie wirken, und die Größe der Hindernisse, die sie überwinden. Auf diese Art entsteht in uns der allgemeine (abgesonderte) Begriff der Stärke. Wir sehen einen Menschen, ein vierfüßiges Thier, einen Vogel gehen. Wir sondern von unserm Vorstellung alles ab, wodurch sich im Gehen der Mensch von dem vierfüßigen Thiere, und dieses vom Vogel unterscheidet. Wir fassen bloß die Vorstellung, daß sie sich vermittelst der Füße von der Stelle bewegen, in einen Begriff zusammen. So entsteht in uns der allgemeine Begriff vom Gehen. Wir sehen das Insekt kriechen, den Vogel fliegen,

den Frosch hüpfen u. s. w. Wir lassen abermals aus unserer Vorstellung alles hinweg, was bei jeder Art sich fort zu bewegen eigentümlich ist, und bilden uns den höheren (allgemeinern) Begriff der **Bewegung**, unter welchem das Gehen, Kriechen, Fliegen, Hüpfen u. s. w. enthalten ist. Auf eben diese Art gelangen wir nun auch zu allgemeinen Begriffen von allen **Verhältnissen**, die zwischen den Gegenständen unserer Erkenntniß Statt finden: zu den Begriffen von Verwandschaften, von Obrigkeiten, von Ursache und Wirkung, vom Maß, von Beziehung der Dinge auf einander, u. s. w.

Es bedarf keines Beweises, wie wichtig diese Fähigkeit, uns allgemeine Begriffe zu bilden, für uns sei; denn es leuchtet von selbst ein, daß wir nur dadurch im Stande sind, alle unsere mannichfaltigen Erfahrungen unter allgemeine Gesichtspunkte zu fassen, sie zu ordnen, zu berichtigen und schnell zu dem bereits vorhandenen Schatze unserer Erkenntnisse die neu hinzukommenden da hin zu thun, wo sie hingehören. Durch diese Fähigkeit werden wir in den Stand gesetzt, an Einsichten zuzunehmen, verständiger zu werden, und bei je-

dem Gegenstande immer so viel oder so wenig von unseren erlangten Erkenntnissen hervorzurufen, als es jedesmal zu unserer Absicht nöthig ist.

Der Unterschied, der aller Wahrscheinlichkeit nach in dieser Rücksicht zwischen der menschlichen und thierischen Seele Statt findet, ist folgender. Das Thier erinnert sich aller Dinge, die es empfunden hat, und aller Veränderungen, die es wahrnehmen konnte, immer nur im Ganzen. Es ist daher auch nur im Stande, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten wahrzunehmen, die bei diesem vollen Eindrucke bemerkbar bleiben. Seine Erfahrungen stehen gleichsam einzeln, ohne ein gemeinschaftliches Band zu haben, wodurch sie zusammen gehalten würden. Sie gleichen den Inseln, die zerstreut im Meere umher liegen, über die der, dem sie unterworfen sind, nur eine unvollkommene Herrschaft hat, weil er von ihrer Lage zu wenig unterrichtet ist, und daher jedesmal nur auf diejenige kommt, wohin der Zufall sein Fahrzeug führt. Der Mensch dagegen geht mit dem gesammten Felde seiner Erkenntniß um, wie er es mit den Ländern der Erde macht. Er durchreiset eine Gegend nach der andern, macht

sich von einer jeden eine spezielle geographische Charte; aus dieser setzt er eine Charte zusammen, auf welcher ganze Provinzen vorgestellt werden. Aus mehreren dergleichen trägt er sich Generalcharten zusammen; auf welchen er desto leichter die größesten Entfernungen übersehen, und von der Lage der Orte gegen einander urtheilen kann, je weniger sein Blick durch die einzelnen Gegenstände gestöhrt wird. — Ohne Bild! Wir machen unzählige Erfahrungen nach einander. Jede erweckt Vorstellungen in uns und läßt Eindrücke in unserer Seele zurück. Alle aber würden eben so, wie beim Thiere unsere Seele wenig mit Erkenntnisse bereichern, wenn wir nicht durch die Absonderung und Vergleichung der Merkmale ein Mittel hätten, alle die, welche zusammen gehören, auf einmal, (in sofern sie ähnlich sind,) in unser Gemüth zurück zu rufen, und zugleich zu übersehen. So ist es in der That mit allgemeinen Begriffen. Indem ich mir den Begriff von einem vierfüßigen Thiere vorstelle, ist es, als wenn ich auf einmal alle die unter diesem Begriffe enthaltenen Thiere, die ich jemals sahe, von denen ich jemals hörte, von denen ich jemals las, vor mich hinstellte. Und zwar giebt mir mein allgemeiner Begriff zugleich an, wor-

auf ich diesmal bei allen diesen Thieren sehen will: er hebt mir augenblicklich unter den tausend Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, die mich verwirren würden, wenn ich diese Geschöpfe in der Natur oder in meiner Einbildungskraft vor mir sähe, diejenige heraus, auf welche es eben jetzt in der Reihe meiner Gedanken ankommt. Ich verliere dabei keine Zeit mit einer weitläuftigen Musterung. Ich übersehe in einem Augenblicke, worauf es ankommt, und gehe in dem nächsten Augenblicke zu andern Gegenständen über.

Je lebhafter wir uns den Vortheil denken, der durch dies Vermögen, uns abgesonderte Begriffe zu bilden, für unsere Denkkraft entsteht, einen desto größern Werth muß die Sprache in unsern Augen gewinnen. Denn die Sprache ist das hauptsächlichste Mittel, wodurch wir theils zu den allgemeinen Begriffen gelangen, theils solche mit der größesten Leichtigkeit wieder bei uns erwecken können. Es ist zwar möglich, daß der Mensch auch ohne die Sprache eine Menge von allgemeinen Begriffen bekomme, wovon die taub- und stummgebornen zum Beweise dienen; aber theils kostet ihnen das Erwerben dieser Begriffe gewiß ungleich mehr

Mühe, als uns; theils erlangen sie eine große Menge derselben gar nie; theils können sie mit ihrem Vorrathe davon bei weitem nicht so leicht und ohne Schwierigkeit umgehen, als wir, denen die Sprache zu Gebote steht.

Die Art, wie wir vermittelst der Sprache allgemeine Begriffe erlangen, ist kürzlich folgende. Das Kind hört ein Wort; es giebt Achtung, bei welcher Gelegenheit es gebraucht wird, und glaubt natürlicherweise, daß dies Wort der eigentümliche Name des einzelnen Dinges sei, dem es eben jetzt gegeben wird. Nach und nach hört es eben dies Wort öfter bei anderen Gelegenheiten gebrauchen. Nun sieht es, daß dasselbe kein Name eines einzelnen Dinges seyn könne; aber was eigentlich an den Dingen durch dies Wort bezeichnet werden solle, erfährt es nicht eher, als bis ihm Fälle genug vorgekommen sind, woraus ihm die Aehnlichkeit der mit diesem Worte bezeichneten Dinge hinlänglich auffällt. Anfänglich fällt daher das Kind immer in einen zwiefachen Fehler bei dem Gebrauche der Wörter: entweder es gebraucht die eigenthümlichen Namen zur Bezeichnung allgemeiner Begriffe, so nennt es einen Bedienten

einen **Johann**; oder es hält die Wörter, die einen allgemeinen Begriff ausdrücken, für eigentümliche Namen; daher glaubt es der Vater heiße Papa, so wie die Kinderfrau Marie heißt. Nach und nach hört es ein und eben dasselbe Ding bald so bald so nennen; es bemerkt, das die Mutter den Papa lieber Mann, der Bediente ihn Herr, der Schwager ihn Bruder nennt. Es hört, daß auch andere Personen Papa, Mann, Bruder, u. s. w. genannt werden. Hieraus zieht es die Folge, daß diese Benennungen nicht eigentümliche Namen einzelner Personen seyn können; und da es hört, daß immer gewisse Personen einer und eben derselben andern Person einerlei Benennungen beilegen; die Mutter den Vater nie Bruder, der Schwager ihn nie Papa, der Bediente ihn nie Mann nennt: so entsteht in ihm eine Art von Ahndung, daß diese Benennungen gewisse Verhältnisse der Personen ausdrücken müssen. Ich sage, es entsteht in ihm eine Art von Ahndung dieser Verhältnisse; denn es wird in der That eine lange Erfahrung, und ein vielfaches Wiederkehren derselben Fälle erfordert, ehe die Vorstellung dieser Verhältnisse bei dem Kinde völlig klar wird. Selbst bei Erwach-

senen ist nichts leichter, als daß sie unbekannte Wörter, die ein gewisses Verhältniß der Personen gegen einander bezeichnen, für Benennungen derselben halten, und sich derselben als eines Titels bedienen. So rief ein Mitglied eines Collegiums einst seinen Collegen. Da dieser nicht hörte, lief der neuangesetzte Bothe zu ihm hin, und sagte: „Herr College, sie werden dort gerufen!“

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Drittes Stück.

Den 20sten Januar 1787.

Die Vernunft.

(Fortsetzung.)

Auf die am Ende des letzteren Blattes beschriebene Art kommt uns die Sprache ungemein zur Bildung allgemeiner Begriffe zu Statten. Vermittelst der Sprache haben wir aber zugleich auch ein vortreffliches und bequemes Hülfsmittel, diese allgemeinen Begriffe fest zu halten, und sie, so oft es uns gefällt, wieder in der Seele hervorzurufen. Wenn wir uns eines Individui erinnern wollen, so erneuern wir das Bild, welches wir vermittelst der Empfindung von demselben erhielten. Bei allgemeinen, abgesonderten Begriffen ist dies

nicht anders, als auf eine sehr unvollkommene Weise möglich; weil es der einzelnen Eindrücke, aus denen wir sie schöpften, gemeiniglich sehr viele giebt, wodurch wir immer mehr oder weniger verwirrt werden müsten, wie wir im vorigen Stücke gesehen haben. Und doch haben Taub- und Stummgeborne wohl kein anderes Mittel, sich allgemeine Begriffe vorzustellen, als daß sie sich der Aehnlichkeit des mehrmals empfangenen Eindrucks erinnern, um sich abgesonderte Merkmale der Dinge vorzustellen. Sie müssen ungefehr mit allen diesen Begriffen eben so verfahren, wie wir es mit der Vorstellung z. E. von Farben und von Tönen machen, für welche wir keinen Namen haben. Wir stellen uns in diesen Fällen die empfangenen Eindrücke vor. Ein einzelner unter denselben, etwa der erste, oder der stärkste, stellt sich uns am lebhaftesten dar, und an denselben hängt sich der Gedanke, daß es dergleichen mehrere gebe. Es ist aber auch natürlich, daß die Begriffe dieser Art immer etwas schwankendes und unbestimmtes behalten, welches durch alle Anstrengung der Seele nicht ganz davon zu trennen ist.

Ganz anders ists dagegen, sobald uns die Sprache zu Hülfe kommt. Vermittelst des Wor-

tes wird uns der Begriff sehr genau bezeichnet, und mit der größten Leichtigkeit erwacht er jedesmal, mit dem Worte zugleich, wieder in unserer Seele. Ueberdies genießen wir dabei den Vortheil, daß wir durch die Verbindung der Worte eine ganze Reihe allgemeiner Begriffe zusammenstellen und auf diese Art fortdenken können, ohne fortgesetzter und an einandergeketteter sinnlicher Eindrücke zu bedürfen. So ist z. E. dieser ganze Absatz, den ich eben jetzt schreibe, eine Reihe von lauter Wörtern, welche alle abgesonderte Begriffe bezeichnen. Jeder Leser aber, der nur einige Uebung im Nachdenken über unsinnliche Gegenstände hat, wird mit leichter Mühe eben die Folge von Vorstellungen bei Lesung dieses Absatzes in seiner Seele hervorrufen, welche ich beim Niederschreiben damit verknüpfte. Und es wird ihm leicht werden, die vorgetragenen allgemeinen Sätze, sobald es ihm gefällt, in einzelne anschauende Vorstellungen zu zerlegen, das heißt, zu diesen allgemeinen Sätzen einzelne Beispiele zu finden.

Noch gewährt uns die Sprache in Ansehung der allgemeinen Begriffe den Vortheil, daß wir durch neue Zusammensetzungen derselben mit grosser Leichtigkeit wiederum zu neuen allgemeinen

Begriffen gelangen können. Es geht damit folgendergestalt zu: Wir denken uns einen abgesonderten Begriff, oder ein Wort, welches einen solchen bezeichnet. Hierzu setzen wir ein anderes Wort, oder einen Begriff von eben der Art, und verbinden beide zu einem Ganzen. Da der hinzukommende Begriff uns Merkmale angiebt, die in dem ersteren allgemeinen Begriffe noch nicht lagen, so wird derselbe dadurch mehr eingeschränkt: er verliert etwas von seiner Allgemeinheit, und wird bestimmter, das heißt, er umfaßt nun nicht mehr so viele Dinge, als er ohne die hinzugekommene Einschränkung umfaßte, und wird dadurch ein ganz neuer Begriff. Es hat z. E. jemand den allgemeinen Begriff von einem **Götzen**, es wird der allgemeine Begriff des **Hauses** hinzugesetzt: so entsteht der allgemeine Begriff von einem **Hausgötzen**; hierzu kommt der Begriff **groß**, zu diesem der Begriff **hölzern** u. s. w. Auf diese Weise verliert mit jedem hinzukommenden neuen Merkmale der allgemeine Begriff des **Götzen** etwas von seiner Allgemeinheit; und wenn ich jemanden einen **großen hölzernen Hausgötzen** nenne, so ist das eben so viel, als wenn ich ihm sagte: denke dir einen **Götzen**, und zwar unter allen möglichen Dingen, auf

welche dieser Begriff paßt, einen Haus-Götzen, und unter diesen wiederum einen großen, unter allen Materien aber, wovon derselbe gemacht seyn könnte, denke dir das Holz. Auf diese Art könnte ich ihm nun diesen immer noch allgemeinen Begriff weiter und weiter bestimmen, biß ich endlich auf ein ihm bekanntes oder erst bekannt zu machendes Individuum käme.

Außer der Fähigkeit zu diesen wichtigen Geschäften unserer Seele, die wir dem Verstande *) in engerer Bedeutung des Worts beilegen, gewährt uns unsere Vernunft nach den vierten großen Vorzug vor den Thieren, daß wir im Stande sind, Ursachen und Wirkungen, Gründe und Folgen wahrzunehmen, aufzusuchen und sie uns vorzustellen, ohne daß uns jedesmal ein sinnlicher Eindruck dazu nöthig wäre. **)

*) Unter dem Verstande in weiterer Bedeutung verstehen wir überhaupt das Vermögen, uns Begriffe zu bilden. In engerer Bedeutung ist der Verstand das Vermögen, uns deutliche Begriffe zu machen, welches ohne Absonderung der Merkmale, folglich ohne die eben beschriebene Bildung allgemeiner Begriffe nicht möglich ist.

**) S. das erste Stück dieses Jahrgang S. 6 u. f.

Es versteht sich von selbst, daß wenn wir hier von dem Vermögen, Ursachen und Wirkungen wahrzunehmen, reden, nicht von der bloßen **Wahrnehmung** derselben, sondern davon die Rede ist, daß wir sie uns als Ursachen und Wirkungen denken, oder welches einerlei ist, daß wir uns ihren **Zusammenhang** vorstellen. Das Thier sieht z. E. auch den Ofen, und fühlt die Wärme; es stellt sichs aber nicht (wenigstens gewiß nicht deutlich) vor, daß der erstere den Grund von der letzteren enthält; und so überall! Der menschlichen Seele dagegen ist es eigenthümlich, sobald sie sich bis zu einem gewissen Grade der Besonnenheit entwickelt hat, von allen Erscheinungen, die auf die Sinne wirken, sogleich die Ursachen aufzusuchen. Schon in dem zartesten Alter, ehe sie ihr erstes Jahr vollendet haben, bemerken wir dies an den Kindern. Man halte z. B. ein Kind, sobald es angefangen hat, einige Besonnenheit zu zeigen, vor einen Spiegel, und es wird bald begierig seyn, zu erfahren, wo das Bild, welches ihm in die Augen fällt, herkomme: es wird den Spiegel umkehren und hinter demselben die Ursache dieser Erscheinung aufsuchen. Man gebe ihm zwei Spielsachen, die im äußeren ähnlich sind, wovon die eine aber etwa klappert, wenn

sie geschüttelt wird, und die andere nicht. Sobald es mit der ersten geklappert hat, wird es auch mit der zweiten eben diesen Versuch machen; und es wird sein Befremden bezeigen, wenn es bemerkt, daß nicht eben die Wirkung erfolgt, die es von eben der Ursache erwartete.

Eben diese Anlage zur Vernunft zeigt sich bei dem Menschen überall, wo er „**warum?**" fragt; und sie würde sich bei allen Menschen in gleichem Grade zeigen, wenn nicht allerlei Ursachen zusammenträfen, wodurch sie bei dem einen mehr, bei dem andern weniger zurückgehalten und geschwächt wird. Es glückt nemlich dem Kinde nur selten, die Ursachen von den Erscheinungen, die seine Aufmerksamkeit reizen, zu entdecken. Kommt man ihm nun nicht öfters zu Hülfe, so wird es allmählig überdrüssig, die vergebliche Mühe des Nachsuchens zu unternehmen. Es setzt gewiß nicht voraus, daß die Erscheinung gar keine Ursache habe, sondern bloß, daß diese Ursache verborgen und nur schwer, oder gar nicht zu entdecken sei. Daher begnügt es sich mit der Wahrnehmung der Erscheinung, und fragt mit der Zeit gar nicht mehr nach der Ursache. Nach und nach kommen noch andere Umstände zusammen, die seine Aufmerksamkeit zerstreuen, und seinem Nachdenken bald diese bald jene

Richtung geben, so daß seine Seele doch hinlänglich beschäftigt wird, ohne sich auf die Frage: „warum?“ einzulassen. In unzähligen Fällen ist es zufrieden, wenn es nur überhaupt weis, daß zwischen einer Erscheinung und einer andern irgend ein Zusammenhang Statt findet; ohne zu fragen, welches dieser Zusammenhang sei.

Auf diese Art entstehen die stumpfen Köpfe, die allen Ausgeburten der Unvernunft willig einen Platz in den leeren Räumen ihres Gehirns gönnen; die den Wirkungen der natürlichen Kräfte in der Körperwelt bald mit gedankloser Unachtsamkeit, bald mit der Verwunderung, als ob es Taschenspielereien wären, zusehn; die den Taschenspieler angaffen, als wenn er zauberte, und denen es nicht einfällt, daß der angebliche Zauberer wol weiter nichts, als ein Taschenspieler seyn werde. Diese Menschen umzubilden, ihnen darzuthun, welche genaue Aufmerksamkeit erfordert werde, um den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen in der Natur zu erfahren, und um in ähnlichen Fällen die Verschiedenheit und in verschiedenen die vorhandene Aehnlichkeit zu entdecken; dies ist ein, wo nicht unmögliches, doch über die Maßen schwieriges Unternehmen; nicht weil Gott ihnen die Vernunft versagt hat, sondern weil sie den edlen Keim derselben er-

stickten und verwelken ließen. Hat man Leute dieser Art auch von einer Abgeschmacktheit überführt, daß es eine Abgeschmacktheit sei; so hat man weiter nichts gewonnen, als ein Stück von einem Polypen getrennt, der in allen seinen einzelnen Stücken fortlebt. Viele von ihnen wollen auch durchaus nicht von ihrer Unvernunft geheilt seyn; weil sie aus einer langen Erfahrung wissen, wie bequem sie es dabei haben, anstatt der Vernünftige sich, wie sie sagen, unnöthiger Weise den Kopf zerbricht.

Hieher gehört denn auch das wichtige Vermögen zu schließen, durch welches wir zur Entdeckung von Wahrheiten gelangen, die uns ohne dies Vermögen durchaus verborgen bleiben müsten, weil sie keine Gegenstände der Empfindung werden können. Durch **Schlüsse** haben wir die Gestalt und Grösse der Erde, ihre tägliche und jährliche Bewegung entdeckt; durch Schlüsse sind wir mit dem Laufe der Gestirne vertraut geworden; durch **Schlüsse** wissen wir, daß unser Geist kein dem Körper ähnliches, aus mehreren Theilen zusammengesetztes Wesen ist; durch Schlüsse leitet uns unsere Vernunft auf die erhabne Vorstellung von einem Allerhöchsten, Allweisen, Allgütigen, der uns und alles, was da ist, geschaffen, alles, was lebt, zur Wohlfarth bestimmt hat, und von seiner vernünf-

tigen Geschöpfen will, daß sie durch Rechtschaffenheit und Güte ihre Bestimmung erreichen sollen.

Wer sein Nachdenken nie mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt hat, findet es gewöhnlich unbegreiflich, daß man Dinge wissen könne, zu denen es doch schlechterdings keinen Weg durch die Sinne giebt. Daher hört man so oft, wenn ein Gelehrter über dergleichen Wahrheiten spricht, daß ihm eingeworfen wird: es habe ja niemand etwas davon gesehen; und doch bringen eben die, welche dies sagen, tausenderlei Dinge durch Schlüsse heraus, die sie eben so wenig gesehen haben, als das, wovon der Gelehrte räsonnirt. Wird z. E. irgend etwas in der Wirthschaft vermißt: so nehmen sie schnell alle Umstände zusammen, und schließen daraus, es müsse **gestohlen** seyn; ja, sie schließen auch gar bald, daß es **dieser** oder **jener**, auf den einige verdächtige Umstände fallen, müsse gestohlen haben. Diese Schlüsse machen sie mit einer solchen Zuversicht, daß sie es sehr übel nehmen würden, wenn man darauf gar nicht achten, und sagen wollte: es habe es niemand gesehen. „Das giebt „ja, würden sie antworten, die gesunde Vernunft.

Dies und ähnliche Beispiele, die man täglich im Leben findet, beweisen, daß die Kunst, aus bekannten Dingen auf die unbekannten zu schließen,

keinesweges ein Eigenthum der Gelehrten sei. Auch bei den allereinfachsten Geschäften des Lebens wird sie unaufhörlich angewendet. Worin sich der Gelehrte von dem Ungelehrten, der geübte Denker von dem ungeübten in dieser Rükksicht unterscheidet, ist bloß, daß der erstere sich seines ganzens Verfahrens bei seinen Schlüssen genauer bewust wird, und daher auch richtiger und bestimmter angeben kann, wie weit sein Schluß reiche oder nicht; weswegen er denn auch im Stande ist, mehrere Schlüsse an einander zu ketten, und auf diese Art wiederum von einer unbekannten Sache die ihm erst durch Schlüsse bekannt geworden ist, auf andere unbekannte Gegenstände zu schließen.

Es bedarf wohl kaum eines Beweises, wie wichtig dieses Vermögen für den Menschen sei. Es ist der Vorzug, den der Mensch durchaus vor den Thieren voraus hat. Wenn gleich das Thier auch eine Art von Schlüssen macht, wie z. E. der Hund erwartet, daß sein Herr ausgehen werde, wenn derselbe seinen Hut und Stock in die Hand nimmt: so schränkt sich doch seine ganze Fähigkeit bloß auf die Erwartung ähnlicher Fälle ein; und zwar muß die Veranlassung dazu durch sinnliche Eindrücke, die auf ihn gemacht werden, kommen. Wie ganz anders der Mensch! Wir machen mit Leichtigkeit

aus dem Nachdenken über jeden Gegenstand ein eigenes Geschäft. Ohne den mindesten Reiz der Sinne richten wir unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen Gedanken; wir ketten eine Reihe von Vorstellungen aneinander, durchlaufen schnell einen ganzen Kreis unserer Erfahrungen, zeichnen uns diejenigen aus, von welchen wir eben jetzt in unsere Gedankenfolge Gebrauch machen können; erweitern so das Gebiet unserer Kenntnisse, mustern den vorhandenen Vorrath derselben, scheiden Wahrheit von Irrtum, Schein von Gewißheit; erheben uns über diese Erde, gehen in den Sphären auf Entdeckungen aus, und verfolgen die Kette der Wesen, biß sich unsere Seele in Anbetung dessen verliert, der ist und war und seyn wird.

Eben dies Vermögen wird nun auch in engerer Bedeutung die **Vernunft** genannt; und man hat eine Wissenschaft erfunden, die unter dem Namen der **Vernunftkunst** (oder mit einer griechischen Benennung, die **Logik**) eine vollständige Anweisung giebt, wie wir unsere Vernunft fruchtbar, sicher und im weitesten Umfange ihrer Kräfte bei allen Gegenständen unseres Nachdenkens gebrauchen sollen. Das Wichtigste, Gemeinnützigste aus dieser Wissenschaft wird unsern Lesern zum Beschluß dieser wöchentlichen Unterhal-

kungen vorgelegt werden; und biß dahin verspahchen wir auch alle übrige Bemerkungen, die sich bei dem Nachdenken über die Vernunft unserer Aufmerksamkeit empfehlen. Nur zwei kurze Betrachtungen noch zum Beschlusse!

Zuerst: So wie die Sprache, wie wir gesehen haben, ein vorzügliches Hülfsmittel ist, dessen sich der Verstand bedient, seine Begriffe zu entwickeln, sie allgemeiner, deutlicher, unsinnlicher zu machen, und ihnen die nöthige Bestimmtheit zu geben: so ist sie auch eine von den wichtigsten Stützen der Vernunft. Vermittelst der Sprache ist der vernünftige Mensch im Stande, auch die abgesonderten Begriffe, die er ohne sie nicht eben so gut festhalten und von deren Umfang er nicht mit eben der Leichtigkeit urtheilen könnte, in allen ihren Beziehungen zu beleuchten, ihre Verknüpfung mit anderen Gegenständen seines Nachdenkens bestimmt anzugeben, neue Verknüpfungen aufzusuchen, und sich genaue Rechenschaft von dem Ausgange seiner Ueberlegungen und Schlüsse zu geben. Eben deswegen hält auch bei ganzen Völkern sowohl, als bei einzelnen Menschen die Ausbildung der Vernunft und der Sprache, unausgesetzt gleiche Schritte. Man darf nur Kinder in ihren ersten Jahren beobachten, um

sich davon unwidersprechlich zu überzeugen. Eine geraume Zeit hindurch besteht der ganze Sprachschatz des Kindes aus lauter Benennungen sinnlicher Gegenstände; allmählig nimmt es in denselben auch Wörter auf, welche bloße Verstandsbegriffe bezeichnen; und erst dann, wenn sich seine Vernunft zu entwickeln anfängt, lernt es allmählig den Gebrauch der Wörter, die zur Bezeichnung derer Beziehungen, welche wir beim vernünftigen Nachdenken unter unsern Begriffen entdecken, bestimmt sind. Und wird seine Vernunft in der Folge nicht weiter ausgebildet, so bekommt es auch nie einen deutlichen und bestimmten Begriff von diesen Wörtern, und bedient sich derselben gar nicht. Was hier von einzelnen Menschen gilt, läßt sich ebenfalls von ganzen Nationen behaupten. Die Ausbildung ihrer Sprache steht mit der Ausbildung ihrer Vernunft im genausten Verhältnisse; und es ist leicht zu begreifen, daß das Nachdenken über unsinnliche Gegenstände bei einem Volke in eben dem Maaße mangelhaft seyn müsse, in welchem ihm die Hülfsmittel fehlen, die entdeckten Beziehungen der Begriffe auf einander leicht, genau und vollständig anzugeben. So trocken und langweilig daher das Lesen eines Wörterbuchs und der Grammatik einer fremden Sprache beim ersten Anblick scheinen mag,

so unterhaltend ist es für den philosophischen Forscher, selbst wenn er gar nicht die Absicht hat, diese Sprache eigentlich zu erlernen. Ihm ist sie ein Gemälde vom Geiste des Volkes, das sich derselben bedient, und eine reichhaltige Quelle von Bemerkungen über die menschliche Seele überhaupt. Wer im Stande ist, Vergleichungen dieser Art unter mehreren Sprachen anzustellen, wird keinen Augenblick Bedenken tragen, der Sprache unsers Vaterlandes den Preis vor mancher anderen noch so gepriesenen, und noch so lieblich tönenden zu zuerkennen. Wer aber auch zu Untersuchungen, die so viele Bekanntschaft mit dem Gange, den unsere Seele bei ihren Geschäften nimmt, erfordern, weder Geschicklichkeit noch Neigung hat, für den wird das bißher gesagte wenigstens genug seyn, sich zu überzeugen, wie wichtig es ist, die möglichst richtige und vollständige Kenntniß der Sprache, deren er sich am meisten, oder allein bedient, zu erlangen. Je unbestimmter jemand seine Worte gebraucht, je gleichgültiger er gegen die Zusammenfügung derselben ist, je weniger er den Unterschied zwischen ähnlichen, aber im Grunde oft himmelweit verschiedenen Verknüpfungen seiner Worte ist, je leichter er sich mit einer ungefähren Bezeichnung seines vollständigen Gedanken begnügt; desto leichter wird es

ihm seyn, in Verwirrungen zu gerathen, ohne es zu wissen, desto weniger wird er seine Wendungen in dem Gespräche Anderer wahrnehmen können, desto unfähiger wird er seyn, ihre Vorträge mit unverwandtem Blicke zu verfolgen, und desto unmöglicher wird es ihm werden, seinen Verstand zu schärfen und seine Vernunft über die alltägliche Sphäre hinaus anzubauen. Einige wenige Gedanken, die jemand über die gemeinsten Gegenstände äußert, sind für den Kenner schon genug, ein ziemlich treffendes Urtheil über den Grad der Ausbildung seines Verstandes zu fällen; so wie es oft nichts weiter bedarf, als in einer Schrift die erste Seite gelesen zu haben, um zu entscheiden, ob es die Mühe verlohnen werde, weiter zu lesen.

(Der Beschluß künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Viertes Stück.
Den 27sten Januar 1787.

Die Vernunft.

(Beschluß.)

Die zweite Betrachtung, womit ich jetzt die Abhandlung über die Vernunft beschließen will, betrift die ersten Grundsätze der Vernunft.

Ueberall, wo wir die Wirkungen einer Kraft sehen, müssen wir die Gesetze zu erfahren suchen, nach welchen diese Kraft wirkt. Es ist schon bei mehr als einer Gelegenheit in diesen wöchentlichen Unterhaltungen erinnert worden, daß der Mensch von keiner einzigen Kraft in der Natur wissen kann, was sie an sich selbst sei, sondern daß wir uns immer begnügen müssen, zu entdecken, wie dieselbe wirkt.

Wir sehen z. E. daß ein Körper, der von einem andern unterstüzt wird, auf diesen drükt, und niederfällt, sobald er nicht mehr unterstüzt wird. Wir nennen das, wodurch dieser Druk und Fall bewirkt wird, die Kraft der Schwere. Auf die Frage, was diese Kraft der Schwere eigentlich sei, finden wir bei allem Nachdenken keine befriedigende Antwort, und wir begnügen uns, zu erfahren, nach welchen Gesetzen dieselbe würke. Wir bemerken an einer Uhrfeder, daß sie sich dem Drucke, der ihre Figur verändern will, entgegenstemmt, und sobald der Druck nachläßt, ihre vorige Figur wieder anzunehmen strebt. Wir nennen dies ihre elastische Kraft, und da wir wiederum nicht erfahren können, was diese Kraft an und für sich sei, so ist es uns abermals genug, zu lernen, nach welchen Gesetzen sich dieselbe bei ihren Wirkungen richtet. Sehen wir nun an einem Körper zwei verschiedne Wirkungen, so untersuchen wir, nach welchen Gesetzen sich dieselben richten und sagen: diese Wirkung gehört dieser und jene Wirkung jener Kraft zu; denn diese erfolgt nach den uns bekannten Gesetzen der einen und jene nach den uns bekannten Gesetzen der andern Kraft. Werfen wir z. E. einen Körper auf eine Marmortafel, und er springt zuerst in die Höhe und fällt sodann wieder auf die Tafel zurük:

so sagen wir, „es werden uns hier zwei verschiedene „Kräfte sichtbar, nemlich die Elasticität und die „Schwere; weil das Aufspringen des Körpers „nicht aus den Gesetzen der Schwere, und das „Niederfallen nicht aus den Gesetzen der Elasticität „zu erklären ist.“ So oft wir in der Folge eine neue Wirkung desselben Körpers wahrnehmen, die nicht aus den Gesetzen seiner uns bekannten Kräfte zu erklären sind, so legen wir diesem Körper auch eine neue Kraft bei, und suchen wiederum die Gesetze dieser Kraft zu entdecken.

Dies vorausgesetzt, wird jedermann erwarten, daß auch unsere Denkkraft nach ihren eigentümlichen Gesetzen verfahren werde. Erfolgte das Denken in unserer Seele nach eben den Gesetzen, nach welchen die Wirkungen in der Körperwelt geschehen: so würden wir nicht berechtigt seyn, eine eigene Denkkraft anzunehmen, sondern würden vielmehr das Denken für die Wirkung einer uns sonst schon bekannten körperlichen Kraft ansehen müssen. Gesetzt es sagte jemand, unsere Vernunft sei eine Folge von der Schwere und Elasticität unsers Gehirns: so würden wir von ihm fordern können, daß er zeigte, alle Aeußerungen der Vernunft ließen sich aus den uns bekannten Gesetzen dieser beiden Kräfte

in der Körperwelt begreifen. Da aber dies niemand kann, da vielmehr unsere Wahrnehmungen, unsere Urtheile, unser Nachdenken, unsere Schlüsse ꝛc. nach ganz andern Gesetzen erfolgen: so sind wir auch vollkommen berechtigt, unsere Denkkraft für eine von allen uns bekannten körperlichen Kräften durchaus verschiedene Kraft zu halten.

Wir würden aber nun auch etwas unnützes und leeres unternehmen, wenn wir fragen wollten: was diese unsere Denkkraft an und für sich sei? Diese Frage wird eben so wenig zu beantworten seyn, als wir von irgend einer andern Kraft in der Welt angeben können, was sie ist. Alles, was uns übrig bleibt, ist die Untersuchung der Gesetze nach welchen sie wirkt. Und diese Gesetze entdecken wir, wenn wir auf alle Aeußerungen unserer Denkkraft achten, die in denselben vorhandene Aehnlichkeit aufsuchen und auf diese Art unsere Vernunft sich selbst beobachten lassen.

Dies ist von den scharfsinnigsten Vernunftweisen wiederholentlich geschehen; und sie haben gefunden, daß sich unsere Seele bei allem ihren Denken nach folgenden Gesetzen richtet:

1) **Daß sie nie denkt, es könne etwas zugleich seyn und nicht seyn.** (Wir können uns von einem Gegenstande, welchen wir uns als wirklich denken, zwar vorstellen, daß er auch nicht seyn könnte; allein unmöglich können wir mit dem Gedanken, daß er ist, auch zugleich den Gedanken haben, daß er nicht ist. Wir können es unentschieden lassen, ob etwas sei oder nicht sei; können z. E. von einem Satze nicht wissen, ob er wahr oder falsch sei; aber wenn wir ihn für wahr halten, so liegt in eben dieser Vorstellung schon, daß er nicht falsch sei, und umgekehrt. — Selbst wenn wir etwas Falsches für wahr, und etwas Wahres für falsch halten, handelt unsere Seele nach diesem Gesetze; denn so lange wir das Falsche für wahr halten, denken wir offenbar nicht zugleich, daß es falsch sei. Hierauf gründet sich, wie in der Folge gezeigt werden wird, eine doppelte Art zu beweisen. Wenn ich mit jemanden über irgend einen Gegenstand streite: so kann ich ihm entweder dadurch widerlegen, daß ich zeige, meine Behauptung sei wahr, oder dadurch, daß ich ihn

überführe, die seinige sei falsch. Gesetzt, es hätte jemand im Rechnen etwas anderes herausgebracht, als ich: so könnte ich ihm beweisen, daß er falsch gerechnet habe, indem ich mit ihm meine Rechnung durchginge, und ihn überführte, daß ich richtig gerechnet habe; ich könnte aber auch durch eine Probe von seiner Rechnung darthun, daß er sich geirrt habe. Und so in allen ähnlichen Fällen.)

2) Daß die Seele keinen Begriff aus widersprechenden Bestandideen zusammensetzt. (Es giebt Fälle genug, wo es scheint, als wenn die Menschen bei ihren Vorstellungen gegen dies Gesetz handelten; allein es kann auch nie anders, als blos so scheinen. Sie können z. E. wol Wörter zusammensetzen, die einander widersprechen; aber sie verknüpfen alsdann mit diesen Wörtern nicht Ideen, die eben so sehr als die Wörter in Widerspruch stehen. Wenn jemand von einem goldenen Hufeisen redet: so setzt er freilich Wörter zusammen, die einander aufheben; denn ist es ein Huf-Eisen, so kann es nicht

golden seyn; aber offenbar versteht er unter einem Hufeisen nicht ein Ding von Eisen, sondern nur ein Ding, das die Gestalt hat, die ein Hufeisen zu haben pflegt, oder ein Ding von Gold, das zu eben dem Gebrauche gemacht ist, wozu man sonst Eisen zu nehmen gewohnt ist. Oft denkt der Mensch bei seinen Wörtern gar nichts, und denkt also auch keinen Widerspruch, ungeachtet seine Wörter einander aufheben. Wer z. E. sagt, die Natur habe alles, was da ist, hervorgebracht, und so, wie es ist, eingerichtet, denkt sich eigentlich unter der Natur gar nichts; denn sonst müste er bald auch den Widerspruch wahrnehmen, der in seinem Ausdrucke liegt; müste einsehn, daß die sämmtlichen Kräfte der Dinge, die zusammengenommen die Natur sind, nicht eher da waren, als die Dinge selbst, folglich diese Dinge nicht hervorbringen konnten. Da es dem Menschen leicht begegnen kann, daß er sich nicht genaue Rechenschaft von den Begriffen giebt, die er mit seinen Worten verbindet: so ist es abermals möglich, daß wir über unsere Begriffe in

Streit gerathen, und es ist sodann nichts weiter nöthig, als sich über die Bedeutungen der Wörter zu vereinigen, die Begriffe in ihre Merkmale zu zerlegen, diese Merkmale gegen einander zu halten, und zu zeigen, inwiefern sie mit einander bestehen können oder nicht. Sobald wir den andern wirklich von einem Widerspruche in seinen Ideen überführt haben, wird er das Leere seines geglaubten Begriffes einsehen, und ihn aufgeben müssen.)

3) **Daß die Seele nichts denkt; ohne zureichenden Grund der Denkbarkeit.** (Auch hier ist es möglich, daß jemand etwas für einen zureichenden Grund der Denkbarkeit hält, ohne daß ein solcher wirklich vorhanden ist. Schon aus den Anmerkungen, die ich eben bei dem ersten und zweiten Gesetze des Denkens gemacht habe, ergiebt sich, wie man zu einer Verwirrung der Begriffe kommen könne; daher es denn möglich ist, daß jemand von einem unbestimmten und leeren Worte zu einem andern fortschreiten könne, ohne doch in seinen Begriffen einen Mangel

des Zusammenhanges wahrzunehmen, weil er im Grunde gar keinen Begriff, wenigstens keinen vollständigen, klaren und bestimmten denkt.)

4) **Daß sie dem Untergeordneten nicht abspricht, was dem Allgemeinen zukommt.** (Die Leser dürfen sich bloß erinnern, was in den letzteren Blättern über die abgesonderten, allgemeinen oder höheren Begriffe gesagt worden ist, um dies Gesetz der Vernunft nicht nur hinlänglich zu verstehen, sondern auch einzusehen, daß es in der That schon gegen das erste Gesetz verstoßen würde, wenn man dem Untergeordneten absprechen wollte, was dem Allgemeinen zukommt. Wollte jemand von einem Wolfe eine Eigenschaft leugnen, die allen vierfüßigen Thieren zukommt, so würde das eben so viel heißen, als wenn er sagen wollte, ein Wolf sei ein vierfüßiges Thier und sei es auch nicht.)

Nach diesen **vier Gesetzen** richtet sich die Seele bei allem vernünftigen Denken, und sie sind

nicht etwa ein erworbenes Eigenthum, zu dem sie erst nach und nach unter dem Gebrauche ihrer Kräfte gelangt; sondern sie sind in ihre Natur gepflanzt; und sind von derselben unzertrennlich. So wie die Gesetze, nach welchen sich die Bewegung der Körper richtet, Bedingungen sind, unter welchen sich die körperlichen Kräfte allein äußern können; so sind diese Gesetze des Denkens nothwendige Bedingungen, unter welchen sich die Denkkraft äußern muß.

Wenn wir auf die Erfahrungen achten, die wir nach und nach unter dem Gebrauche unserer Denkkraft sammlen; wenn wir die Art und Weise wahrnehmen, wie wir mit allen unsern Erkenntnissen umgehn: so gelangen wir zu der Kenntniß dieser Gesetze, oder mit andern Worten: wir werden es uns bewust, daß wir nach diesen Gesetzen handeln. Man stelle sich vor, daß eine Uhrfeder das Vermögen besäße, sich ihrer Veränderungen bewust zu werden, und solche mit einander zu vergleichen. Natürlicher Weise würde sie nach und nach die Wahrnehmung machen, wie sie sich unter gewissen Umständen verhielte: sie würde finden, daß sie das Vermögen hätte, einem Drucke nachzugeben, und sich der drückenden Kraft zu widersetzen, daß ihr

Widerstand mit dem auf sie geschehenen Drucke in Verhältniß stehe ꝛc. Käme sie nie in Umstände, wo sie diese Kraft äußern könnte, so würde sie auch nie zu dem Bewußtseyn derselben gelangen. Würwir aber wol sagen dürfen: weil die Uhrfeder sich ihrer Kraft und der Gesetze, nach welchen dieselbe wirkt, erst bei der Aeußerung derselben bewußt wird, so erlangt sie auch diese Kraft erst unter dem Gebrauche, und entstehen auch erst die Gesetze, nach welchen sie handelt allmählig in ihr?

Von eben dieser Beschaffenheit scheint die Behauptung derer zu seyn, die alles, was in der Seele ist, von der Empfindung ableiten wollen, und behaupten, daß wir nur deswegen keine widersprechende Ideen mit einander verbinden und nichts, ohne zureichenden Grund der Denkbarkeit, denken, weil wir nie die Erfahrung machen, daß widersprechende Ideen irgendwo verbunden sind, oder daß etwas ohne zureichenden Grund ist. Wenn wir auf uns selbst Achtung geben, so finden wir ja hinlänglich, daß wir bei dem Nachdenken über die Verfahrungsart unserer Seele uns nicht vorstellen; „wir „haben nie widersprechende Eigenschaften vereinigt „gefunden"; sondern wir stellen uns vor: „wir „werden nie widersprechende Eigenschaften finden

„**können**; es wird uns **unmöglich seyn**, sie mit „einander in unsern Ideen zu verbinden.“ Es liegt etwas in der Seele, wovon wir uns bewust werden, daß es **vor** aller Erfahrung in ihr vorhanden sei, daß nie eine Erfahrung dagegen streiten könne, und daß alles unser Denken, es mag von einer Art seyn, von welcher es wolle, (Erfahrung oder nicht,) sich darnach richten müsse.

Hieraus ergiebt sich, in wiefern man berechtigt sei, zu sagen: die Gesetze des Denkens sind uns **angeboren**. Sie sind mit der Denkkraft zugleich da: sie sind eben so wesentlich mit dieser Denkkraft verbunden, als die Gesetze aller übrigen Kräfte mit diesen verbunden sind. Deswegen können wir aber nicht eben so wohl sagen, daß der Seele gewisse Ideen angeboren sind; denn wer dies leugnen wollte, würde zwischen den Gesetzen der Denkkraft und zwischen der Vorstellung von diesen Gesetzen unterscheiden, das Daseyn der ersteren uns zugeben und dennoch leugnen können, daß uns die letztere angeboren sei.

Ich muß befürchten, daß eine weitere Ausführung dieser Speculationen über die Natur des vernünftigen Denkens für den größten Theil unse-

rer Leser allzu trocken werden, und doch immer etwas unverständliches behalten möchte. Das gesagte wird indessen zu einer vorläufigen Einleitung für diejenigen hinreichend seyn, die sich aus den Schriften der Philosophen ausführlicher darüber unterrichten wollen. Jetzt sei es mir genug, bewiesen zu haben, daß in unserer Seele jene Gesetze vorhanden sind, wornach sie sich in ihrem Denken richtet, und unausbleiblich richten muß.

Bei allem unsern Nachdenken kömmts immer darauf an, zu prüfen, ob das, was wir denken, durchaus jenen Gesetzen angemessen ist: ob wir nicht vielleicht in unsern Vorstellungen widersprechende Ideen mit einander verknüpfen, oder dem Untergeordneten absprechen, was dem Allgemeinen zukommt, oder etwas denken, ohne in der That einen zureichenden Grund der Dankbarkeit zu haben. Nach denen oben, bei den vier Gesetzen der Vernunft gemachten Bemerkungen, können wir Fehler dieser Art begehen, ohne uns derselben bewust zu werden. Ein unrichtiger oder mangelhafter Sprachgebrauch kann uns zu unrichtigen Verknüpfungen der Ideen verleiten; die Beziehung der Vorstellungen unter einander kann so entfernt und so verwikelt seyn, daß wir sie nicht augenblicklich

überschauen; wir können Begriffe, die in einer Rücksicht mit einander verknüpft sind, auch in einer andern Verbindung zusammen stellen und den Fehler nicht sogleich inne werden. Um uns davon zu überzeugen, ist es nothwendig, daß wir unsere Ideen mit der möglichsten Bestimmtheit ausdrücken, sie so weit als es jedesmal nöthig ist, entwickeln, und sie durchaus mit den Gesetzen der Vernunft vergleichen.

Um diese Vergleichung anzustellen ist es nicht genug, daß dergleichen Gesetze in der Seele vorhanden sind; sondern wir müssen uns dieselben auch völlig klar machen. Dies ist der Grund, warum die Philosophen jene Gesetze sorgfältig aufgesucht und sie so ausgedrückt haben, daß sie als **Grundsätze** gebraucht werden können.

Der **erste** Grundsatz der Vernunft wird der **Satz des Widerspruchs** genannt, und heißt: **es kann nichts zugleich seyn und nicht seyn.** Dieser Satz ist genau genommen der erste und höchste in der ganzen menschlichen Erkenntniß; denn alles unser Denken löset sich endlich darinn auf. Eben deswegen ist er keines Beweises fähig oder bedürftig.

Der **zweite** Grundsatz wird der Satz des **Nichtszuverbindenden** und **Nichtzutrennenden** genannt. Widersprechende Ideen mit einander verbinden heißt in der That nicht anders, als denken, daß etwas sei und auch nicht sei. Wer einen dreieckigten Zirkel denken wollte, würde versuchen ein Unding zu denken; denn indem er von seiner Figur aussagte, sie sei ein Zirkel, würde er zugleich mit aussagen, daß sie nicht dreieckigt sei. Eben so würde der, welcher wesentlich verbundene Bestandideen trennte, sich z. E. einen Gott ohne Güte dächte, offenbar mit sich selbst in Widerspruch gerathen.

Der **dritte** Grundsatz heißt der Satz des **zureichenden Grundes**. Ganz unstreitig ist es ein Grundsatz alles vernünftigen Denkens, **nichts zu denken, ohne zureichenden Grund der Denkbarkeit.** Man hat aber viel darüber gestritten, ob auch dieser Satz von dem Satze des Widerspruches abzuleiten, oder dieser jenem unter zu ordnen, oder jeder für sich bestehend und von dem andern unabhängig sei. Die Frage löset sich in Subtilitäten auf, die für den gewöhnlichen Gebrauch der Vernunft zu unbedeutend sind, als daß ich meine Leser hier damit aufhal-

ten dürfte, ungeachtet die Sache an sich selbst keine leere Spitzfündigkeit ist.

Der **vierte** Grundsatz: **dem Untergeordneten nicht abzusprechen, was dem Allgemeinen zukommt,** ist der Grundstein auf welchen sich alle Schlüsse von dem Allgemeinen auf das Besondere stützen. Wider denselben zu handeln, würde ein Verstoß gegen den Grundsatz des **Nichtzutrennenden** seyn; denn insofern wir uns in dem Begriffe des Besondern auch den allgemeinen Begriff denken, welchem das Besondere untergeordnet ist, würden wir wesentliche Bestandideen unseres Begriffs trennen, sobald wir uns vorstellten, daß in diesem etwas nicht wäre, was in jenem ist. Was von allen Geschöpfen gilt muß auch von den Thieren gelten; was von den Thieren gilt muß auch von den vierfüßigen Thieren gelten, was diesen zukömmt muß auch den Wölfen zukommen u. s. w.

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Fünftes Stück.

Den 3ten Februar 1787.

Bestimmung des Menschen zur Geselligkeit.

Es war vor einiger Zeit Mode, auf das gesellschaftliche Leben der Menschen zu schelten, und mit den schwärzesten Farben die Uebel zu schildern, die sich die Menschen durch ihre Verbindung zu großen Gesellschaften, durch ihre Vereinigung zu Völkern und Staaten, und durch ihren Zusammenfluß in Städte und Dörfer bereitet haben. Ein Mann, der eine Menge von den vortreflichsten Ideen ins Publikum ausgebreitet hat, der durch seine Beredsamkeit hinriß und durch seine Wärme des Gefühls jeden Leser begeisterte, der aber auch nicht selten seine Empfindung ohne

Noth aufwallen ließ, und sonderlich paradoxe Sätze in Schutz zu nehmen liebte, mit einem Worte, **Rousseau** gab vornehmlich den Ton des Unwillens über das gesellschaftliche Leben an. Es hatten freilich oft genug schon Philosophen die Unbequemlichkeiten entwickelt, die für das menschliche Geschlecht aus der großen bürgerlichen Gesellschaft entspringen, und satyrische und scherzhafte Dichter hatten auf eine solche Beschwerde das Licht ihres Witzes fallen lassen, um sie auch dem stumpferen Sinne anschaulich zu machen; aber niemand hatte es noch mit so viel Aufwand von Scharfsinn, Witz, Gelehrsamkeit und Wohlredenheit gethan, als der gute **Johann Jacob**, der freilich in der menschlichen Gesellschaft manche Schläge des Schicksals erfahren hatte, aber freilich auch, Kraft seines überspannten Gefühls, einen jeden allzustark empfand, und die allermeisten, die ihn so sehr erschütterten, unnöthiger Weise auf sich geleitet hatte.

Rousseau hat nie einen Gedanken dem Papiere anvertraut, der nicht in Frankreich und in Deutschland Bewunderer und Nachbeter gefunden hätte. Auch sein Haß gegen die bürgerliche Gesellschaft theilte sich aus mehreren seiner Schrif-

ten einer ansehnlichen Zahl seiner Zeitgenossen mit, die nicht müßig waren, seine Gedanken zu verbreiten, zu unterstützen, und in ein noch helleres Licht zu setzen. Das seltsamste dabei war, daß so, wie **Monboddo**, der den vierbeinigen Gang des Menschen so eifrig in Schutz nahm, doch immer auf seinen zwei Beinen ging, auch diese Feinde des gesellschaftlichen Lebens bis an ihr Lebensende nicht nur in Städten und Dörfern, die der gesellige Mensch errichtet hatte, blieben, und die Erfindung der Künste und Handwerker die allein in der Gesellschaft entstehen konnten, benutzten, sondern auch in eine sichtbare Verlegenheit geriethen, sobald die Frage entstand: was denn nun der gesellige Mensch anfangen solle?

Wenn zu mir, der ich jetzt einen kleinen Kopfschmerz habe, ein Arzt käme und sagte: „Freund, dein Zustand ist gefährlich. Siehe, „dein Uebel ist über die Maßen bedenklich. Der „Schmerz, den du so wenig zu achten scheinst, „ist das sichtbarste Zeichen einer gänzlich zerrütteten Gesundheit. Siehe, nicht nur ein Drücken im Kopfe fühlst du, sondern du hast auch „einen äußerst bösartigen Schnupfen, der dir „das Athmen erschwert; du hast einen Ansatz

„zur Heiserkeit der Stimme, wovon du große „Unbequemlichkeiten vermuthen mußt; dein Puls „schlägt nichts weniger als regelmäßig.“ Wenn mir der Arzt dies alles sagte, so würde ich es freilich wohl ein wenig unvorsichtig und unfreundlich halten, daß er mir diese Uebel alle so umständlich vorhielte, zumal wenn er wissen könnte, daß ich nicht abgeneigt bin, Arzeneien zu nehmen, sobald sie nöthig sind; ich würde aber doch ruhig seyn, weil ich hofte, daß dies alles nur Einleitung seyn sollte, zu einem heilsamen Rathe, den er mir zu geben gedächte. Was würde ich aber von ihm urtheilen müssen, wenn er nun schwiege, und ginge; oder wenn er auf meine Frage: was ich thun solle, weiter nichts zu antworten hätte, als daß ich eine Medicin nehmen müsse, die mich von allen diesen Uebeln heilen könnte, die er aber nicht zu nennen wisse, und die auch vermuthlich in dieser Welt nicht zu finden seyn möchte? Würde ich es ihm Dank wissen, daß er mich in Unruhe über ein Uebel gesetzt hätte, welches ich zwar fühlte, worüber ich aber nicht ängstlich war, weil ich es nicht nur für erträglich hielt, sondern auch glaubte, es sei gegen die Heiterkeit des Geistes, die ich bei dem allen genösse, und gegen das Gefühl aller

meiner übrigen Kräfte, nicht von so großer Erheblichkeit? Würde ich nicht Ursache haben, mit ihm noch unzufriedner zu seyn, wenn er mir sagte: „zwar kannst du, wenn dieser Zustand „fortdauert, noch funfzig Jahr und darüber leben; hättest du aber deinen Kopfschmerz nicht, „so könntest du neunzig und mehr Jahre alt „werden. Zwar hättest du auch ganz davon frei „werden können; wenn du dir in deiner Kindheit hättest beide Hände abschneiden und die „Füsse lähmen lassen; aber nun ist es mit dieser Operation zu spät, und überhaupt halte ich „sie für mißlich.“

Diese Vergleichung paßt, wie mich dünkt, auf **Rousseau** und seine Anhänger, und scheint mir nicht mehr, als gewöhnlich die Vergleichungen, zu hinken. Die guten Männer schreiben Bücher für uns, die in einer bürgerlichen Gesellschaft leben. Wir fühlen freilich mancherlei drückendes in unsrer Lage, und haben es immer gefühlt; aber wir glaubten, daß die Vortheile, die wir durch eben diese Lage gewännen, doch groß genug wären, um uns für jene Unbequemlichkeiten schadlos zu halten; und wir arbeiteten unausgesetzt daran, unsere Vortheile zu vergrößern und

unsere Uebel zu vermindern; wir hoften auch, daß unsere Arbeit nicht ganz vergeblich seyn würde. Nun kommen sie, und zählen uns allen Schaden auf, den wir dulden, erwähnen des Guten mit keinem Worte, oder stellen es so in den Schatten, daß es uns kaum bemerkbar wird. Sie bedauern uns von Herzen und mit so vielem Nachdruck, daß uns bange dabei wird. Wir fangen an, uns zu kümmern, und fragen: was sollen wir denn thun? Ja, antworten sie, da müßt ihr alle die Vortheile, an die ihr euch bisher gewöhnt habt, die euch zu eurem jetzigen Glücke so nothwendig sind, und eben so zu euch selbst zu gehören scheinen, wie eure Hände und eure Füße, schlechterdings aufgeben; müßt die Bande der Gesellschaft durchaus zerreißen, und zu dem Zustande der Natur zurücke kehren. Wir bitten sie, uns nur zu lehren, wie wir dies anzufangen hätten, uns einen Strich auf Gottes Erdboden nachzuweisen, wo wir diesen Zustand der Natur finden, annehmen, schaffen könnten. Und auf dies alles antworten sie kein Wort; höchstens können wir aus allen ihren Reden schließen, daß uns nicht zu helfen sei.

Daß dem also sei, wird sich aus nachstehender Betrachtung über die Bestimmung des Menschen

zur Geselligkeit ergeben. Ich werde zuerst im Namen Rousseau's und seiner Anhänger reden. Ich werde die Uebel schildern, die allerdings mit dem gesellschaftlichen Leben mehr oder weniger zusammenhängen; aber ich werde sodann auch eine Schutzschrift unseres Zustandes versuchen, und zeigen, daß diese Uebel theils so groß nicht sind, als sie in Anschlag gebracht werden, theils durch das Gute, welches neben ihnen besteht, überwogen werden, und daß die Weisheit uns lehrt, nicht darüber schwermüthig zu murren, sondern alle die Erleichterungsmittel zu gebrauchen, die uns in einem reichen Maße bereitet sind.

Das gesellschaftliche Leben (so sagen die Tadler desselben) nährt in seinem Busen eine unabsehbare Menge von Uebeln und Lastern, unter deren Bürde unser Geschlecht ohne Rettung zu seufzen scheint. Die größte Geißel des Menschen ist der Mensch; und er würde es nicht seyn, wenn die Bande der Gesellschaft uns nicht einander so nahe brächten. Nun wir in Staaten, in Städten und in Dörfern neben einander wohnen, und immer einer des andern bedarf, wird es unvermeidlich, daß einer vor dem andern Vorzüge genießt; nun fällt es aber auch dem Stolze ein, sich über andere zu erheben,

sie zu verkleinern, sie herabzustürzen von dem Standpunkte, den ihnen Verdienst oder Zufall anwies, sie unter die Füße zu treten, und sich an ihrer Schmach zu weiden. Wäre es nicht eine Folge des gesellschaftlichen Lebens, daß die Güter des Einen zu Reichtümern anwachsen, und der Andere den Bettelstab ergreifen muß, so könnte es der Habsucht nicht einfallen, Schlösser zu zersprengen, Riegel zu zerbrechen, den Reisenden mit gewaffneter Hand anzugreifen, im Hinterhalte auf sein Leben zu lauern, nachgemachte Wechsel zu schmieden, falsche Münzen zu prägen, im Handel zu übervortheilen, um einzelne Groschen und Thaler, wie um hunderttausende zu betrügen. Wäre es nicht eine Folge der gesellschaftlichen Verbindung, daß sich Müßiggänger von dem Schweiße der Thätigkeit und von angeerbten Goldklumpen mästen, so würde unser Geschlecht nicht von Taugenichten verunehrt, die ihre Zeit nicht anzuwenden wissen, und deswegen auf Plane sinnen, wie sie die Unschuld berücken, die Laster verfeinern, das Gift der gekünstelten Freuden wohlschmeckend machen und jede Lust befriedigen wollen.

Nur durch die Gesellschaft (fahren sie fort) in welche der Mensch getreten ist, hat er sich so weit

von seinem natürlichen Zustande entfernt. Er hat sich Bedürfnisse geschaffen, die seine Natur nicht heischt. Er hat den wahren Begriff von der ihm angemessenen Glückseligkeit ganz aus den Augen verloren, und hat sich an ihrer Statt ein Schattenbild geschaffen, wonach er mit erstaunenswürdiger Anstrengung hascht, und dessen Nichtigkeit er meistentheils zu spät inne wird. Er hat so lange an seiner Lebensart, an seinen Speisen, an seiner Kleidung, an seinen Empfindungen sogar, gekünstelt, daß ein geübtes Gedächtniß kaum die Namen aller der Krankheiten faßt, die er sich damit zugezogen hat.

Ohne die Gesellschaft wäre kein Tyrann und kein Sklave; jeder wäre frei, wie ihn Gott geschaffen hat; alle hätten gleiche Rechte, gleiche Vortheile des Lebens. Durch sie ist der Erdboden ein Schauplaz des Elendes und des Jammers geworden. Damit etliche Tausende ihr Leben in Ueppigkeit hinbringen können, kommen Hunderttausende aufs kläglichste um, oder seufzen ihrem Tode unter den drückendsten Beschwerden entgegen. Ganze Generationen steigen in die Schachte, und werden verschüttet, oder saugen mit tödtlichen Dünsten ein Gift ein, das langsam ihr Mark vertrocknet, und ihre Kräfte ver-

zehrt. Andere wagen sich aufs treulose Meer und werden eine Beute des Sturms, der Seeräuber, des ungewohnten Klima, der Hungersnoth, des Schwerdtes, und der, sich vom Fleische ihrer Brüder nährenden, Wilden. Ein grosser Theil der übrigen drängt sich in große Städte zusammen, sie schlucken Staub und vergiftete Ausdünstungen ein, und werden dadurch sowohl, als durch die Wuth der Laster, siech, die sich in die Hütten, wie in die Palläste schleichen; sie welken in der Hälfte ihrer Tage langsam dahin, oder werden von Seuchen auf einmal hinweggeraft. Millionen essen im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod, bauen mit Sklavenfleiß ihren Acker, und sehen den Reichen, der sie kaum eines Anblicks würdigt, ihre Erndten verschwelgen.

Hunderttausende ziehen gegen andere Hunderttausende aus, und opfern einer Furie, die Krieg heißt, ihr Leben. Ihre Wuth macht ganze Länder zum Schauplatz des Greuels und der Verwüstung. Blühende Saaten werden vom Hufe der Rosse zertreten, die Thränen der trostlosen Besitzer, die sich dem Hunger Preis gegeben sehen, fließen vergeblich: Städte und Dörfer werden von den Flammen verzehrt; der ehrwür-

dige Greis und der Säugling an der Mutter Brust müssen die Grausamkeit der Ueberwinder fühlen; ganze Felder werden mit Leichen bedeckt, und mit dem Blute der Verwundeten gedüngt.

Da fast keiner sich dem Gespenste, welches er Glückseligkeit nennt, nähern kann, ohne seinem Nachbar in den Weg zu treten, so werden Ränke ersonnen, und die süßesten Ketten, wodurch einer an den andern geknüpft ist, die Bande des Bluts, wie die Schwüre der Freundschaft, zerbrochen, als wäre es Tand spielender Kinder. Der Sohn spinnt wider den Vater Kabalen, der Bruder gegen den Bruder, die Gattin gegen den Gatten. Heuchelei, Verläumdung, Verrätherei, Meineid, Meuchelmord — alles wird aufgeboten, um irgend einen verruchten Plan auszuführen. Die Ruhe, das Glück, das Leben von Zehen, von Hunderten, von Tausenden ist ein Nichts in den Augen dessen, der Arglist oder Macht genug hat, sie zu verderben, und dem sie im Wege stehn. Für etliche armselige Stücke Metall hält man Menschen, — o der Schande! — wie das Vieh feil, und verdammt sie auf immer zu tödtender Arbeit, zu Verachtung, zu Schlägen, zu Martern.

Man wird hoffentlich diesem schauderhaften Bilde nicht den Vorwurf machen, daß es mit zu sanften Farben entworfen sei, und, leider! kann man ihm auch den nicht machen, daß es nicht genau nach der Natur kopirt wäre. Wer kann es leugnen, daß die Gesellschaft eine allzufruchtbare Mutter von Lastern und Uebeln ist? Wer sieht nicht aber auch bei dem auf diese Erfahrung gebauten Schlusse: „also ist sie ein Unglück für das menschliche Ge„schlecht," einen Sprung, den wir freilich nicht in den Schriften eines Philosophen erwarten würden, wenn sich die Philosophen nicht oft genug mit gleicher Sorglosigkeit einen Sprung dieser Art hätten zu Schulden kommen lassen. Man sah z. E. die Uebel, die mit den Wissenschaften zusammenhängen, und man schloß: also sind die Wissenschaften ein Verderben für das menschliche Geschlecht. Man las in der Geschichte die Grausamkeiten und Thorheiten, zu denen in einem barbarischen Zeitalter die Religion ihren Namen hergeben muste, und man trug kein Bedenken, sich und andere zu überreden, daß man dem Menschen eine Wohlthat erzeigen würde, wenn man die Religion verdächtig machte, und sie, wo möglich, aus allen Köpfen und Herzen wände. Man sah die tausendfachen Mißbräuche, wozu das Geld Gelegenheit giebt,

und schalt den Erfinder desselben, als einen Feind des menschlichen Geschlechts. Genau erwogen folgt nichts mehr und nichts weniger daraus, als eine neue Bestätigung der längst bekannten Wahrheit, daß **nichts Vollkommenes unter der Sonne ist**, und also auch das größeste Gut nicht nur dem Mißbrauche unterworfen bleibt, sondern auch in sich selbst den Keim der Zerstöhrung nährt, so lange der schwache Mensch daran stümpert; oder hat denn die Gesellschaft keine andere als diese grausende Seite? und ist es nicht billig, auch jene zu betrachten, ehe wir entscheiden?

Wer seine Augen öfnen und sehen, wer sich die Empfindungen, die sein Herz beleben, gestehen will, muß bekennen, daß der Mensch nur durch das gesellige Leben **Mensch**, das heißt, dies edle Geschöpf wird, das sich dieser erhöheten Fähigkeiten, dieser Entwickelung seiner Vernunft, dieser erhabenen Gefühle, dieser ausgebreiteten Herrschaft über die Erde freut. Der Mensch in der Wildniß ist äußerst wenig mehr, als ein Thier. Das beweisen nicht nur die Einzelnen, die man in den Wäldern und Wüsten fand, und die nichts weiter, als menschenähnliche Thiere waren, sondern auch die ganze Völkerschaften, die noch auf einer der niedrig-

sten Stufen der geselligen Kultur stehn. **Rousseau** geräth eben deswegen sogar in Versuchung, den **Orang-Outang** für den Originalmenschen zu halten. So Unrecht er darin hat, wie dies ausführlicher gezeigt worden ist, so wahr ist es doch, daß der Mensch, ohne die Gesellschaft, nicht eben sehr merklich über jenen hervorragen würde. **Rousseau** scheint zu glauben, daß er dabei nicht verlöre; aber wer sieht nicht, daß ihm nur Paradoxiensucht zu dieser Voraussetzung verleiten konnte?

Der Mensch ist mit den mannigfaltigsten Kräften ausgerüstet, und jede derselben ist einer ausserordentlichen Erhöhung fähig. Diese Erhöhung seiner Fähigkeiten und Kräfte ist sein höchstes Glück. Wir verkennen unsern Adel, wenn wir unsere Wohlfahrt bloß in körperlicher Behaglichkeit suchen. Angenehm ist es freilich, auch Vergnügungen der Sinne zu genießen; aber ist denn der Mensch bloß Sinn? Bedurfte der Mensch, damit er sein ganzes Leben hindurch sich nur des Wohlgeschmacks der Früchte, des Balsamduftes der Blumen und anderer angenehmen Erschütterungen seiner Nerven freue; bedurfte er dazu der großen Kräfte seines Verstandes? Würde er nicht durch dergleichen Genüsse des Lebens noch

froher werden, wenn er bloß Thier, bloß sinnliches Geschöpf, ohne alle höhere Anlagen, ohne alle edlere Begierden wäre? Aber offenbar ist der Grad von Wohlseyn, der mit jener Befriedigung der Sinne verbunden ist, das Erbtheil des Thieres und unendlich zu geringe für die Beherrscher desselben. Wollten wir uns damit begnügen, so vergäßen wir, daß eben das der Stempel unsers Vorzugs sei, daß wir durch Gebrauch und Veredlung unserer Kräfte uns emporschwingen können und sollen.

Heil dem geselligen Leben der Menschen; denn es hat uns von dem eingeschränkten herabgewürdigten Zustande des Thiermenschen entfernt! Jeder auch der flüchtigste Blick auf diesen letzteren fordert uns auf, uns unsers Vorzugs zu freun. Der erste ausgezeichnete Charakterzug des gedankenloson, einsamlebenden Wilden ist Unthätigkeit. Wächst ihm die Frucht, womit er seinen Hunger stillen kann, unter einem milden Himmel von selbst entgegen, so treibt ihn seine Begierde auch gewiß zu keiner andern Beschäftigung, als sie zu genießen, wie sie da ist. So rastlos auch der Trieb der Thätigkeit im Menschen immerhin seyn mag, so begnügt er sich doch jedesmal mit dem leersten Ideenspiele, wo-

fern er nicht durch das Verlangen, irgend einen Zweck mit seiner Arbeit zu erreichen, aufgefordert wird; und worin könnte dieser Zweck des Thiermenschen bestehen? Er möchte gern thätig seyn, aber er hat nichts zu thun. Er berauscht oder betäubt sich eben deswegen, wo er Gelegenheit dazu hat, so gern, um den Mangel an Ideen durch einen veränderten Umlauf seiner Säfte zu ersetzen. Höchstens füllen kindische Spielwerke seine leeren Stunden aus.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Sechstes Stück.

Den 10ten Februar 1787.

Bestimmung des Menschen zur Geselligkeit.

(Fortsetzung.)

Nur das Bedürfniß giebt der Thätigkeit des Menschen eine bestimmte Richtung; und nur erst, wenn diese da ist, fühlen wir uns aufgefordert, in uns die Kräfte zu suchen, die wir so lange, als einen ungekannten Schatz besassen. Der Mensch unter einem rauheren Klima ist daher thätiger; aber er ist es wiederum nur so lange und so weit ihn das Bedürfniß treibt. So lange er einsam lebt, kann er nicht wohl andere als thierische Bedürfnisse haben, und die Befriedigung derselben kostet ihm nicht leicht einen sonderlichen Aufwand

geistiger Kräfte. Empfindungen hat er freilich genug; aber sie bleiben auch größtentheils bloße Empfindung. Die eine verdrängt die andere, er sammlet sich daraus keinen Erfahrungsschatz, wenigstens keinen Vorrath entwickelter, geordneter, in Verbindung gebrachter Ideen. Keines seiner Seelenvermögen wird so sehr erhöhet, daß es sich sonderlich vom Instinkte der Thiere unterschiede.

Man spricht von den Tugenden des sogenannten Naturmenschen. Ob man auch weis, was man sagt? Der Naturmensch thut wenig Böses, das ist nicht zu leugnen. Thut er denn aber auch Gutes? Verdient je seine beste Handlung den Namen der kleinsten Tugend? Wenn er das Böse nicht thut, wozu der gesellige Mensch sich gereizt fühlt, so unterläßt ers, weil er es nicht kennt, und keine Versuchung dazu hat.

Ganz anders im gesellschaftlichen Leben! Mit dem Eintritte in dasselbe wird es dem Menschen unmöglich, bloß für sich, er fühlt das Bedürfniß, auch für andere zu sorgen. Das Wohlwollen entwickelt sich; er fängt an, menschlich zu empfinden und zu handeln. Jedes neue Gut, das ihm unentbehrlich, oder doch wünschenswerth

wird, ist ihm ein neuer Stoß, der seine Thätigkeit in Bewegung setzt. Er ist genöthigt, die Sprache, und mit ihr seine Erkenntniß anzubauen; er macht Beobachtungen, reihet sie aneinander, und bringt sie in Klassen; er schaft sich ein Gedächtniß, und damit die Möglichkeit, alle übrigen Fähigkeiten seines Geistes zu entwickeln und zu erhöhen. Mit jedem Schritte, den er vorwärts auf der Leiter der Kultur thut, rückt er dem ihm angewiesenen Werthe und dem Glücke entgegen, das seiner Natur angemessen ist. Je enger er die Bande der Gesellschaft zusammenzieht, desto mehr wird er Mensch, destomehr wird er das edle Geschöpf, wozu er durch seine Natur bestimmt war!

Alles große, edle, schöne, was der Mensch je gethan hat und thun kann, ist eine Frucht der Gesellschaft! Sie war es, welche die weiten ungeheuren Wälder, in denen Bären und Wölfe sich vom Raube nährten, niederbrannte, oder mit der Axt bezimmerte, und zu Wohnplätzen für Menschen anbaute. Sie war es, die jene weiten Sümpfe, welche keinem menschlichen Fuße den Zugang erlaubten, und tödtliche Dünste aushauchten, zu lachenden Feldern umschuf, auf

denen jetzt Ueberfluß und Wohlleben herrscht. Erst nachdem sich die Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinten, wurde es ihnen möglich, das rauhe Klima ganzer Erdstriche zu mildern, daß jetzt das nördliche Europa, von dem noch vor weniger als zwei Tausend Jahren eine Beschreibung Schauder erregte, mit lieblichen Wohnsitzen, mit volkreichen Städten, fruchtbaren Feldern und lachenden Gärten prangt; daß die Stimme des fröhlichen Schnitters schallt, wo sonst das Geheul des Uhu und der Raubthiere tönte. Wo die Natur nichts, als die herbe Eiche, und die geschmacklose Buche gepflanzt hatte, baute die Gesellschaft den Weinstock und hundert andre wohlthätige Früchte. Wo Sandwüsten waren, in denen der Wanderer schmachtete, raucht jetzt die ländliche Hütte, stehn blühende Städte, grünen fruchtbare Saaten, Obstgärten und nährende Stauden.

Erst durch die Gesellschaft ist der Mensch Herr der Erde geworden. Sie hat Kanäle gegraben, Flüssen einen andern Lauf gegeben, Berge den Thälern gleichgemacht, von dem Meere bewohnbares Land gewonnen, ganze Erdstriche umgeschaffen. Sie hat die schädlichen

Thiere ausgerottet, die Zahl der nützlichen vermehrt, die wilden gezähmt, die zahmen aufs mannigfaltigste benutzen gelehrt. Sie hat von jedem Platze auf der Erde ihren Vortheil gezogen, von dem Felsen sowohl, als von der rauhen Küste der See, von der Sandebene sowohl, als von undurchdringlichen Wäldern. Das Meer, das dem einsamen Menschen, so lange es ruhig ist, kaum etwas mehr, als einen prächtigen Anblick gewährt, und ihn mit Schrecken erfüllt, wenn es stürmt, ist für die Gesellschaft eine unversiegbare Quelle des Lebens und des Vergnügens geworden.

Die Gesellschaft hat dem Menschen seinen Unterhalt gesichert, indem sie die nutzbarsten Pflanzen in solcher Menge anbaute, aus neuen Gattungen derselben Nahrung gewinnen lehrte, und Mittel erfand, Speisen und Getränke vor dem schnellen Verderben zu bewahren. Sie hat den Boden gezwungen, gleichsam wider Willen, mit dem ihn anvertrauten Samen zu wuchern; hat aus den entferntesten Zonen fast alles, was ihr nützlich deuchte, auf jeden Erdstrich zusammengepflanzt, oder ihre Speicher damit gefüllt, und hat es durch die Weisheit in ihrer Haushal-

tung dahin gebracht, daß nicht mehr Hunger und Pest im Gefolge der Dürre, des Ungewitters und der Heuschrecken einherziehn.

Die Metalle, die im Schoße der Erde verborgen liegen, würden dort ewig ein verborgner Schatz geblieben seyn, wenn sich nicht viele Menschenhände vereinigt hätten, sie ihrer Mutter zu entreißen, sie zu läutern, und zu ihrem tausendfältigen Gebrauche zu bearbeiten. Es ist einem Philosophen unanständig, zu sagen, die Natur habe sie deswegen so tieft versteckt, damit sie dem Vorwitze der Menschen entzogen blieben. So dürfte der Mensch auch die Kirsche nicht pflücken, weil sie höher wächst, als seine Aerme reichen; den Fisch nicht fangen, weil er in einem Elemente lebt, das dem Menschen so unzugänglich ist; dem Vogel kein Netz aufstellen, weil seine Fittige ihn zu einem ungehemmten Fluge bestimmen; den Baum nicht fällen, weil sein Stamm so fest steht? Dem Dichter ists nicht zu verargen, wenn er in einer Schilderung der Habsucht ausruft: „Sieh, o Mensch, die Na„ tur verbarg das Metall, die Mutter unnenn„ barer Uebel, mit weiser Vorsicht so tief, da„ mit es deinen Geiz nicht erregte; sieh, das

„ Meer schreckt dich mit Wellen und Sturm,
„ damit dein zerbrechlicher Kiel nicht seinen Rü-
„ cken durchschneide.“ Aber dem Philosophen, der die nackte Wahrheit sucht, sollte es doch einfallen, daß uns die Vorsehung nichts ohne Mühe gab, damit sie unsere Kräfte übte, und uns nöthigte, durch mannichfaltige Erfindungen unsern Bedürfnissen abzuhelfen. Oder warum sie es uns verargen, daß wir die Anzahl der Erfindungen, zu denen sie uns zwang, auch mit den Werkzeugen des Bergbaus vermehrten? Und waren nicht die Metalle, die sie gediegen bereitete und ohne Bedeckung hinlegte, der Wink, den sie schon früh dem Menschen zum tiefern Nachsuchen gab?

Alles, was Menschenglück genannt werden kann, verdanken wir der Gesellschaft! Das Entzücken, womit wir den Kräften der Natur nachspühren, sie gleichsam in ihrer Werkstätte belauschen, und ihr manches von ihren Geheimnissen entreißen; die Wonneempfindung, die uns durchströhmt, wenn wir den Blick in uns selbst kehren, unsere eigene Fähigkeiten inne werden, unsere Bestimmung sehen, ahnden, schließen; die Wollust, mit der wir Begriff an Begriff, Gedanken-

kette an Gedankenkette reihen, jetzt die Bahn der Weltkörper messen, jetzt den einzelnen Lichtstrahl spalten, jetzt uns gleichsam außer den Kreis der sichtbaren Dinge, in eine unermeßliche Welt von Ideen versetzen; das hohe Andachtsgefühl, das uns mit Vorempfindung himmlischen Glücks durchglüht, wenn wir uns empor über Erde und Sonne, über die Schöpfung empor, biß zu ihrem unsichtbaren Urheber schwingen, und ihm Dank, innige Liebe und Anbetung opfern, — alles ist eine wohlthätige Frucht der Gesellschaft. Denn selbst die Religion ist ein Gut, dessen Besitz der einsame Mensch sich nie erringen könnte; wofern es nicht der Gottheit gefiele, Wunder an Wunder zu ketten, und jeden Einzelnen, Trotz seinem Mangel an Wahrnehmungen, an geistigen Gefühlen, an Nachdenken, aufzuwecken, zu erwärmen, zu erleuchten. Je schwächer und unvollkommner die Bande der Gesellschaft sind, desto weniger rückt das Menschengeschlecht vorwärts, desto mehr ist ein jeder genöthigt, immer von ferne anzufangen, die nützlichen Erkenntnisse selbst zu entdecken, die Hülfsmittel dazu zu erfinden und durch Schaden klüger zu werden. Laßt die Welt eine Million Jahre stehen, der letzte Hund wird um

nichts klüger seyn, als der erste war. Laßt die Menschen eben so lange einsam leben, und der letzte ist wenig mehr, als was der erste war. Je größer aber die Kultur einer Nation ist, desto mehr thut sie zugleich für die Nachwelt. Sie überliefert derselben die Offenbarungen der Gottheit, den Schatz angestellter Beobachtungen, gemachter Entdeckungen, gefundener Wahrheiten, berichtigter Begriffe und daraus gefolgerter Schlüsse. Wir scheinen gelebt zu haben, ehe wir geboren wurden; denn wir haben die edelsten Früchte des Lebens so vieler Jahrhunderte geerbt, wir haben schon gleichsam in unsere Vorfahren gelebt, gedacht, erfunden, gehandelt.

Oder sieht man bei der Bestimmung des menschlichen Glückes vornehmlich auf das körperliche Wohl? Auch da erscheint die Gesellschaft als Pflegerin, als fruchtbare und wohlthätige Mutter! — Europa hat die übrigen Erdtheile mit unzähligen Einwohnern versorgt; von jeher ist eine erstaunliche Anzahl seiner Eingebornen im Kriege gefallen, durch Schiffahrt, durch beschwerliche Lebensart, durch Unglücksfälle aufgezehrt worden, und doch leben jetzt auf dieser kleinen

Fläche, nach einer mäßigen Berechnung, über hundert und dreißig Millionen Menschen. Asien, Afrika, Amerika und Südindien, wo doch zum Theil das Clima allem Leben ungleich günstiger ist, stehen gegen das kleinere Europa in Ansehung der Volksmenge auffallend zurück; und gerade hier ist das gesellschaftliche Leben bis zu seiner zusammengesetzten Gestalt gediehn. Trotz allem Morden, trotz allen aus der gekünstelten Lebensart entsprungenen Krankheiten und allen Uebeln, zeugt erzieht und erhält also die bürgerliche Gesellschaft eine bewundernswürdige Anzahl von Menschen; ohne Vergleichung mehr, als der sogenannte Zustand der Natur, und als die einfache Vereinigung bloß nebeneinander wohnender Nomaden, Jäger und Hirten. Noch einleuchtender wird dies hoffentlich werden, wenn wir einen Blick auf diejenigen Länder werfen, die erst durch den gesellschaftlichen Fleiß zu menschlichen Wohnplätzen angebaut wurden, und den Schweiß ihrer Vorväter den Enkeln mit Nahrung und Freude reichlich vergolten haben.

Aegypten, jenes Land, das durch seine Volksmenge, durch seinen Luxus, durch seine

Künste, — den Töchtern des Ueberflusses, — so berühmt ist, würde kaum den fünften Theil seiner Einwohner dürftig genährt haben, wenn nicht ihr vereinter Fleiß den allgemeinen Wohlthäter, den **Nil**, durch Kanäle und ungeheure Maschinen gezwungen hätte, seinen Segen weit über die Grenzen hinaus, die ihm die Natur gesteckt hatte, alljährlich zu verbreiten. Die **Niederlande** würden noch bis auf den heutigen Tag jener Beschreibung gleichen, die Plinius von den **Cauzen**, den ehemaligen Bewohnern jener Gegenden, machte. „Der Ocean, sagt er, „ schwillt jeden Tag dort zweimal so hoch an, „ daß man unschlüssig ist, ob man ihre Wohn„ plätze Land oder Meer nennen soll. Das „ armselige Volk hat sich Hügel, deren Spitzen „ die Fluth nicht erreicht, aufgewühlt, und seine „ Hütten darauf gebaut. Wenn aber das Meer „ ihren Landstrich bedeckt, so scheinen sie zu „ schwimmen, und zur Zeit der Ebbe sehen sie „ denen ähnlich, welche Schiffbruch gelitten ha„ ben." Freilich fühlten diese **Cauzen** ihr Elend nicht, denn der ebengenannte Plinius wundert sich mit wahrem Sklavensinn, daß sie ihren Zustand der Ehre, eine Römische Provinz

zu heißen, vorzögen. Allein, das ergiebt sich auch von selbst, daß sie nicht so zahlreich seyn konnten, als die jetzigen niederländischen Provinzen sind, und daß sich diese nicht an ihre Stelle sehnen würden. **Venedig** faßt jetzt zweimal hundert tausend Einwohner. Und wie viele, meint man wol, hätten die kleinen, elenden Inseln, auf denen diese mächtige, wunderbare Stadt aufgeführt ist, fassen können, wenn nicht die Gesellschaft gelehrt hätte, sich die Natur zu unterwerfen?

Man sage nicht: „hätten so viele Menschen nicht in **Aegypten**, in den **Niederlanden**, in **Venedig** ihren Aufenthalt gefunden, so würden sie sich irgendwo anders niedergelassen haben.“ Wo denn? Die glüklichen Himmelsstriche, wo es dem Menschen gelingt, ohne große Anstrengung zu leben, konnten doch nicht jeden, der leben konnte, und leben wollte, aufnehmen. Und ausserhalb derselben musste er immer — so wie dort, bei einer größern Vermehrung, — in Gesellschaft treten, um sein Daseyn zu fristen.

Je einsamer der Mensch lebt, desto weniger hat er Mittel in Händen, sich vor dem Hunger,

vor wilden Thieren, vor Ungeziefern und vor den Unbequemlichkeiten des Klima zu schützen. Unter den rauhen Himmelsstrichen erheben sich dichte Wälder, und bedecken den Boden; die Blätter der Bäume ziehn die Feuchtigkeit an sich, halten den Strahl der Sonne zurück, gewähren den Thieren und Raubvögeln eine sichere Zuflucht, erzeugen Sümpfe und Moräste. Die vermodernden Stämme und Zweige bedecken die Erde, begraben unter ihren Trümmern die nährenden Stauden, die etwa freiwillig aufgeschossen waren; alles wird mit Moosen, Flechten und andern nahrlosen Schmarotzerpflanzen überzogen. Welch ein Aufenhalt für den Menschen! Kein Fruchtbaum, der ihm Nahrung darböte, lockt ihn an sich, und selbst die herbe Wurzel, und das geschmacklose Kraut, deren Genuß ihm bloß durch den Hunger gewürzt wird, sucht er den größten Theil des Jahres vergeblich. Der Winter ist heftig und lang. Wie fürchterlich ist er dem einsamen Menschen, dem die elendeste Kleidung, die schlechteste Hütte, die kümmerlichste Nahrung, unsägliche Anstrengung kosten! So erstaunlich stark auch das Naturell ist, womit der Schöpfer ihn ausgerüstet hat, so muß es doch endlich un-

ter so viel Beschwerden erliegen; denn es war ihm nur gegeben, um mit seinen Brüdern vereinigt, jeder Gefahr, jedem Ungemach zu trotzen; und dazu war es stark genug!

Sobald die Noth die Menschen gelehrt hat, sich gegenseitige Hülfe zu leisten, und also die ersten Schritte zum gesellschaftlichen Leben zu thun, so wird ihr Zustand nicht nur verbessert, sondern sie fangen auch sogleich an, in ihren Wohnsitzen zahlreich zu werden. Wächst aber ihre Aufklärung nicht im Verhältnisse mit ihrer Menge so, daß sie die Bande der Gesellschaft enger zusammenziehn lernen: so kann ihr Stammland sie endlich nicht mehr fassen; sie fühlen, daß sie einander lästig werden, und wandern schaarenweise aus. Je rauher das Klima, je unfruchtbarer der Boden ist, wo sie wohnen, je weniger Fleiß sie auf die Kultur desselben gewandt haben, desto leichter wird es ihnen, sich davon zu trennen. Sie werden bald inne, daß es in einem wärmeren Lande mehr Früchte und mehr Freuden, bei wenigeren Beschwerden, giebt; und sie suchen sich desselben zu bemächtigen. Dies ist der Grund, warum die Völkerwanderungen alle vom

Norden und aus unkultivirten Ländern her den ersten Stoß bekamen, und warum sich die nördlichen Abentheurer alle auf wärmere Länder stürzten. Man übersehe es aber nicht, daß diese wandernden Völker Barbaren waren, das heißt, Nationen, die noch nicht die wahren Grundsätze der bürgerlichen Vereinigung kannten. Erst nachdem eine größere Kultur zu diesen geleitet hatte, wurde es dem Menschengeschlechte möglich, jedem Himmelsstriche zu trotzen; erst da wurde es so zahlreich im Norden, ohne sich zu Auswanderungen genöthigt zu sehen; und es kann sich nun noch lange vermehren, ehe ihm der Erdboden zu enge wird.

Daß die Sterblichkeit mit der engeren Vereinigung eines Volkes zunimmt, ist kein Einwurf gegen die Fruchtbarkeit des gesellschaftlichen Lebens. Je reicher jemand ist, desto mehr kann er auch, ohne Nachtheil seines Wohlstandes, verthun. Wo viele sterben, müssen doch auch viele leben; und der Zustand ist unstreitig für ein Geschlecht der vortheilhafteste, wo die größeste Anzahl desselben zum Daseyn kommen kann, wenn gleich der Einzelne etwas von der Dauer des sei-

rigen zusetzen muß. Wenn irgend jemand klagen wollte, daß er, durch vergrößerte Sterblichkeit in der Gesellschaft, um etliche Lebenstage kommt: so müßte er zuvor darthun, daß er, ohne die noch mehr vergrößerte Vermehrung, überall zum Daseyn gekommen wäre.

(Die Fortsetzung künftig.)

Mit diesem Stücke wird das Register zum dritten Jahrgange an die Pränumeranten unentgeltlich ausgegeben.

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Siebentes Stück.

Den 17ten Februar 1787.

Bestimmung des Menschen zur Geselligkeit.

(Fortsetzung.)

Durch die Betrachtung am Schluß des letztern Stücks versuchte ich, den Vorwurf zu schwächen, den man der Gesellschaft, wegen der größeren Sterblichkeit, die sie unter die Menschen bringt, zu machen pflegt. Ist es wahr, daß trotz derselben doch mehr Menschen zum Daseyn kommen, als es in einem einsamen Zustande geschehen könnte, so fällt in der That aller Grund zu einer gerechten Klage gegen sie hinweg. Wer zu zehen giebt, und zu zweien nimmt, nimmt weniger, als wer nur zwiefach giebt und einzeln nimmt. Es gilt hier,

mit wenigen Abänderungen ebendasselbe, was im 27sten Stück des zweiten Jahrgangs von der Vermehrung des thierischen Lebens gesagt worden ist.

Noch gewönne vielleicht die Sache eine andere Gestalt, wenn der einsame Mensch, der Nomade, der Jäger und Hirt, nie anders, als Lebens satt und müde stürbe. Dann würde sich die Frage verändern; dann würde der Einzelne vielleicht sagen dürfen: ich habe ein natürliches Recht auf so und so viel Jahre! Aber auf der Wage der Vorsehung müssen die Lebenstage der Menschen wohl nach höheren Regeln ausgeglichen werden, als wir es wähnen. *) Die Natur hat das große Gesetz empfangen, zu gebären und zu zerstöhren. Durch alle Reiche der Schöpfung giebt es unaufhörliche Verwüstungen, die nicht gegen den Plan des Schöpfers streiten können, weil sie so sichtbar Glieder der genau verbundenen Kette des Ganzen sind. Jedes Element kämpft mit dem andern. Das Mineral wird von der Luft, der Feuchtigkeit und von andern Mineralen zerstöhrt; die Pflanze wird von Insekten zernagt und von andern Pflanzen abgezehrt und er-

*) Auch hierüber werde ich den Lesern bei einer andern Gelegenheit meine Gedanken vorlegen.

stickt; das Insekt wird von dem Vogel gefressen, der Vogel vom Raubthiere zereissen, und alle werden vom privilegirten Despoten der Erde, vom Menschen, tyrannisirt. Aber auch dieser hat nicht bloß sein eigenes Geschlecht zur Geißel: feuerspeiende Berge, Erdbeben, Wasserfluthen, Orkane, Schneegebirge, Frost, brennende Winde, Hunger, reißende Thiere, giftiges Gewürm, Schierling, Arsenik machen oft seinem Leben ein plötzliches Ende. Diese Quellen des Todes sind keinesweges erst Kinder der Gesellschaft, vielmehr werden manche derselben erst durch sie verstopft, oder unschädlich abgeleitet, oder doch an einer weitern Ergießung gehindert. Wenn nun auch irgend jemand den unmöglichen Beweis führen könnte, daß er auch ohne die bürgerliche Vereinigung seiner Voreltern zum Daseyn gekommen wäre: so könnte ihm immer noch der Beweis aufgelegt werden, ob er es ohne sie nicht eben sobald oder noch früher wieder eingebüßt haben möchte.

„Aber," würde **Rousseau** vielleicht einwenden, „was hilft es, daß die Gesellschaft mehr „Leben befördert? Sie giebt es, wie es Tyran„nen verlängern, um es mit desto mehr Elend „verknüpfen zu können." Die Beschuldigung ist

hart; und wäre sie gegründet: wer wollte länger anstehn, in einen Wald zu ziehn und neben Bären und Wölfen zu wohnen! Allein nicht alle Uebel des gesellschaftlichen Lebens sind so entsetzlich, als sie in dem vorhin entworfenen Gemälde des menschlichen Elends geschildert sind. Der Krieg, z. B. den die Gesellschaft veranlaßt, und den sie oft mit so vieler Wuth geführt hat, ist schrecklich und abscheulich. Er verstellt ihr Bild bis zur Gestalt einer Furie. Aber sie führt ja keinen ewigen Krieg. Es giebt, Gottlob! Länder, die ganze Menschenalter hindurch kein feindliches Heer betreten hat; und in denen Gegenden selbst, wo er raset, fühlt seine Wuth doch nicht ein jeder. Das Leben des einsamen Menschen dagegen ist ein ewiger Krieg mit allen seinen mannichfaltigen Feinden, von denen er in der Natur umgeben ist, und gegen die ihn weder die Flucht noch Herzhaftigkeit, und nur selten die Klugheit schützt. Sein Leben ist nichts, als ein langer Kampf, dem er endlich nicht mehr gewachsen ist.

Ueberhaupt ist nicht alles das ein Uebel, was mancher in der Entfernung, an feinere Vergnügen gewöhnt, mit Stolz in der Seele, von Leidenschaften gequält, an Bequemlichkeiten

gefesselt, dafür hält; wenigstens ist es bei weitem kein so fürchterliches Uebel, als es seiner Phantasie erscheint. Der Maßstab, nach welchem die Menschen ihr Wohl und Weh messen, ist gemeinhin nach ihrer besondern Lage, nach dem Kreise ihrer Erkenntniß, nach der größeren oder geringeren Stärke ihrer Empfindungen gemodelt; und wir berechnen unausbleiblich eine irrige Größe, wenn wir ihnen unsere Empfindungen und Begriffe unterschieben und darnach entscheiden. Es klingt freilich fürchterlich: „Ganze „Generationen steigen in die Schachte, und „werden verschüttet, oder saugen mit tödtlichen „Dünsten ein Gift ein, das langsam ihr Mark „vertrocknet und ihre Kräfte verzehrt u. s. w.“ Aber man gehe hin und höre die Lieder des Bergmanns und den Schall seiner Harfe; man sehe sein frohes Gesicht und seinen Reihetanz! Klagt er, daß er so unglücklich ist, als der Philosoph ihn malt? Mit Freuden endet er seine Schicht, und mit Freuden widmet er seinen Sohn, den er so gern recht glücklich wüßte, einem ähnlichen Schicksal.

Und dann! lasset uns nicht der Phantasie mehr glauben, als der Erfahrung, die uns auf

Thatsachen weiset, und durch sie zu uns spricht! Wenn wir die Bücher der Geschichte aufschlagen, wenn wir die Weltumsegler hören, so sagen sie uns: der Mensch war von jeher in keinem Zustande das, was er vermöge dieses Zustandes seyn könnte, oder was man denken sollte, daß er seyn müste. Rousseau und die übrigen Feinde der Gesellschaft schmücken den sogenannten Zustand der Natur, oder doch den ihm nahe verwandten Zustand der Nomaden mit den mannigfaltigsten Reizen aus. Freilich so lange die Phantasie ihm ihre Farben leiht, ist er ein wahres Paradies. Den Naturmenschen hungert, und siehe! da reifen ihm eben die schönsten Aepfel entgegen! Er sehnt sich nach dem Genusse der Liebe, und siehe! da ist die noch schüchterne mit aller Jugendfülle aufblühende Schönheit, die ihre Arme nach ihm ausstreckt, und ihn mit Entzücken an ihren Busen drückt! Er will ausruhn, nicht von seinen Beschwerden, (denn die kennt er nicht), sondern von dem Uebermaße seiner Freuden; und es stehn schattige Gesträuche am Bache, die ihn einladen, auf dem weichen Rasen unter ihren zarten Zweigen zu schlummern; das Murmeln der crystallenen Wellen wiegt ihn ein, der Zephyr kühlt ihn mit seinem Hauche, die Blüthen duften ihm

Wohlgeruch zu! Der Hirt sucht Weide für seine Heerde; und da sind unabsehbare Thäler mit Kräutern und Blumen, wie mit einem bunten Teppich, bedekt! Er will das Raubthier erlegen; und da steht die junge, von der Natur schon halb zum Bogen gekrümmte Eiche, und neben ihr die Linde, die den Bast zur Sehne beut! Daß es langsam mit der Verfertigung seines Bogens und seiner Pfeile geht, ist ihm nur desto erwünschter, da er desto länger in dieser Arbeit einen Zeitvertreib findet. Welch ein entzückendes Leben! Aber was ist es auch anders als ein Roman!

Man lese aber die Schilderung, die nicht der Dichter, sondern der Geschichtschreiber, von dem ungeselligen Leben einzelner Völkerschaften macht! In **Sprengels** Geschichte der Europäer in Nordamerika z. E. heißt es anders. „Die nördlichen „ Esquimeaux wohnen einzeln und nähren sich „ kümmerlich von rohem Wildprett und von Fischen. Sie verlangen, bei einer Blase voll „ Thran, weder Wein, Bier, noch Brandwein. „ Wenn die Stürme lange auf der Küste wüthen, oder der, selbst dem Nordländer tödliche, „ Frost zu lange anhält, finden sie nicht einmal „ diese elende Nahrung. Der Hunger zwingt

„ sie in der äußersten Noth zuweilen, ihre Kin-
„ der aufzufressen, ihre Alten zu erschlagen,
„ welche mit den Früchten ihrer eigenen Arbeit
„ nicht mehr ihren Magen füllen können; ja,
„ wie auch zuweilen die Aleuthen thun, sich
„ selbst zu verwunden, um mit ihrem eigenen
„ Blute ihr trauriges Leben um einen Tag zu
„ verlängern." Von Zügen, wie diese, schweigt der Dichter in seinem schönen Gemälde. Und was sollen sie auch in einer Lobrede des einsamen Lebens? Aber was ist die Lobrede werth, wenn sie über die Wahrheit eine Decke zieht, und uns Statt ihrer mit Erdichtungen unterhält?

Oder könnten wir nicht auch ein Bild von der Glückseligkeit des bürgerlich geselligen Menschen entwerfen, in welchem wir die Stellen, die unserm Ideale nicht günstig seyn möchten, mit erborgten Farben übermahlten? Wäre es nicht möglich es noch tausendmal reizender zu machen, als jene Schilderung des bloßen sinnlichen Genusses? Welch ein Gedanke: der Herr der sichtbaren Schöpfung, mit Weisheit und Güte begabt, mit seines Gleichen verbunden, um seinen innern Werth bis zur höchsten Stufe, die seine Natur ihm verstattet, zu erhöhn! Nie ist er verlegen,

woher er die Befriedigung seiner Bedürfnisse nehmen soll: seine Brüder hatten sie ihm längst bereitet. So angenehm es ihm ist, die Früchte von einem Baume zu brechen, den er an einem heitern Frühlingsabend pflanzte, beim Anbruch der Morgenröthe unter dem Gesange der Nachtigallen begoß und, um seine Spaziergänge zu unterbrechen, beschnitt, so ist ihm doch das Obst, von den Händen seiner Freunde dargebracht, noch tausendmal werther, da er es als ein Unterpfand ihrer Liebe zu ihm, und als einen Bürgen ihrer Theilnehmung an seinen Freuden empfängt. Seine Gattin hat nicht bloß körperliche Reize, die seine Sinne entzücken; unendlich mehr als diese bezaubert ihn ihr gebildeter Verstand, und ihr sanftes, mit dem seinigen sympathisierendes Herz. In den Künsten geübt, hat sie seine Wohnung verschönert, seinen Garten mit Blumen geschmückt, auf seinem Tische für Gesundheit und Wohlgeschmack gesorgt. Wenn die Jahrszeit den Feldern ihr schönes Gewand raubt, so halten die Freuden des vertraulichen Umgangs ihn doppelt schadlos. Unterrichtende und jede gute Empfindung nährende Gespräche mit seinen Freunden verscheuchen die Langeweile. Selbst seine Einsamkeit ist nicht einsam. Die Erfahrun-

gen und gesammleten Kenntnisse der Vorzeit geben ihm eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung. Oft sieht er in dem Zirkel seiner Vertrauten Zöglinge weit entfernter Himmelsstriche. Die Gesellschaft hat dafür gesorgt, daß er nicht auf die Spanne Erde, wo er geboren wurde, eingeschränkt seyn darf. Was in Norden und Süden, in West und Osten vorgeht kommt ihm zu Ohren; und mit der Feder in der Hand kann er Bekannten und Unbekannten in der größten Entfernung seine geheimsten Gedanken mittheilen. Der Genuß einer Art von Allgegenwärtigkeit, wovon dem ungeselligen Menschen auch der Gedanke nicht in die Seele kömmt, vervielfältigt gleichsam sein Leben. Mit allem, was er thut, verbessert er seinen Zustand oder sich selbst, und was seine Seele eben so sehr erquickt, es gereicht zum Besten seiner Zeitgenossen und einer noch glücklicheren Nachwelt. Sein Herz, das von Wohlwollen glüht, findet tausend Gegenstände, es zu üben. Zwar ist nirgends ein Unglüklicher, den er über Bedrückung trösten, für gethanes Unrecht entschädigen, in hülfsloser Elende beispringen müste; aber allenthalben sind Glückliche, deren Freuden er durch Theilnehmung erhöhen, die er in edlen Entschliessungen

befestigen kann. Er entwirft den Plan zu irgend einer großen, edlen, menschenbeglückenden That, und tausend Hände sind bereit, ihn zu unterstützen. Sein Unternehmen ist glücklich vollendet, ihm schallt von allen Seiten der Dank seiner Mitbürger entgegen, er sieht im Voraus das Gute, dessen Quelle er für seine Nachkommen geöfnet hat: er kann dies Gefühl der Seligkeit kaum fassen, er kniet nieder vor dem Gotte, der ihm so großen Segen verlieh, und in sein Gebet stimmen seine Brüder, reines Herzens, wie er, und voll hohen Andachtsgefühls, wie er. Ihre Freudenthräne im Auge erhebt in seiner Brust das Gefühl der Anbetung und des Danks gegen den unendlich liebevollen Schöpfer, Erhalter und Vater. Die engen Gränzen, die seinem Erdenleben gesetzt sind, dünken ihm nicht enge zu seyn. Jeder seiner Tage war mit Thaten bezeichnet, die in dichten Scharen um ihn versammlet sind. So oft er zurückdenkt an die entflohenen Stunden, sagt er mit Wonnefühl: ich habe gelebt. Es kommt der Abend seines Lebens. Er zittert nicht vor dem Gedanken, seine Seele in die Hände eines Vaters zurück zu geben, dessen Wohlthun er bißher zu sichtbar empfand, als daß ein Zweifel an eine glückliche

Ewigkeit ihn beunruhigen könnte. So froh sein Erdenleben gewesen war, so hatte er es doch bei unzähligen Veranlassungen empfinden gelernt, daß alles, was der Mensch in dieser zerbrechlichen Hütte genießen und thun kann, nicht genug für seine Sehnsucht sei, daß der Geist, der hier bewundernswürdige Stufen der Vollkommenheit erstieg, nicht bestimmt seyn könne, auf einmal still zu stehn, daß der Vorschmack der Seligkeit, den er hier empfand, ein täuschendes Schattenbild wäre, wenn diese Seligkeit selbst nicht erfolgte. Der Augenblick seiner Auflösung erfolgt: in den Blicken seiner Freunde lieset er den Segen, der ihn in jene Welt begleitet. Er weis, daß sein Name unter ihnen so wenig stirbt, als seine Thaten, deren Früchte noch Jahrhunderte nach ihm mit Dank von den Nachkommen genossen werden.

Ich kann mich dreist auf die Empfindung meiner Leser berufen, ob nicht eben dieser geschilderte Grad von Wohlseyn, dessen sich der Mensch in dem gesellschaftlichen Leben erfreuen könnte, ungleich wünschenswerther wäre, als jene Behaglichkeit, worauf sich der einsame Mensch eingeschränkt sehen würde. Wenn dieser fast lau-

ter sinnlichen Genuß hat, und nothwendigen Weise an seinen Freuden eben so viel entbehrt, als seinem Wirkungskreise an Umfang abgeht: so ist dagegen die Gesellschaft eine unerschöpfliche Quelle von feinern und von edlern Genüssen und von Veranlassungen, den ganzen Menschenwerth zu entwickeln und das beseligende Gefühl dieses Werthes zu befördern. Wenn wir in jenem Zustande Wohlseyn finden, so ist es mehr das Wohlseyn des Thiers. Glückseligkeit entsteht erst mit der Gesellschaft.

Wollte man die Einwendung machen, daß die geschilderte gesellige Glückseligkeit ein bloßes Ideal sei, so würde ich antworten: auch das reizende Gemälde von dem Wohlseyn des einzelnen Menschen ist nichts weiter als ein Ideal. Beide Bilder enthalten nichts weiter, als was dem Menschen nach der Natur seines Zustandes, ohne Rücksicht auf äußere und innere zufällige oder nothwendige Hindernisse zu erreichen möglich ist. Wenn **Rousseau** berechtigt ist, zu sagen: „ich kann mir einen Menschen denken, der in „der Einsamkeit mit wenigen seines Gleichen „lebt, und so glücklich ist, wie ich ihn mir „male:" so haben wir auch das Recht zu ant-

worten: „wir können uns einen Menschen in „der Gesellschaft denken, dem die Glückselig„keit zu Theil wird, die wir geschildert haben." Hat es vielleicht einst irgendwo eine Anzahl von Menschen gegeben, die so unschuldig froh waren, wie **Geßners** Schäfer, (solche, die auch dabei so fein empfanden, gab es gewiß nie!) so giebt es gewiß auch in der Gesellschaft, in grossen und kleinen Städten, auf Dörfern und einzelnen Rittersitzen, mehrere, die in einem hohen Maße die Glückseligkeit genießen, die ich als ein Eigentum der Gesellschaft angegeben habe. Und diese besitzen denn doch unleugbar mehr, als jene besaßen und besitzen konnten.

Man sagt, es sei dem Menschen natürlich, sich ein **goldenes Zeitalter** zu träumen; und eben dieser natürliche Gang der Ideen, wodurch der Mensch auf diesen Traum geleitet wird, nebst der Freude, die dieser Traum unserem Herzen gewährt, sei ein Beweis, daß ein solches **goldene Zeitalter**, wo man ohne Sturm der Leidenschaften, ohne Mühe und Sorgen, ohne Druck und Einschränkung, sich glücklich fühlt, das eigentliche Glück sei, wornach wir streben müsten, wenn wir unsere Vortheile nicht ver-

kenneten. Aber, was ist wohl leichter, als den Gang zu entdecken, den die Seele des Menschen nimmt, wenn sie sich, mitten unter den Beschwerden des Lebens, einen beschwerdenfreien Zustand denkt? Läßt sich daraus wohl etwas anders beweisen, als daß der Mensch überhaupt geneigt sei, bei seinen Phantasien die wirkliche Welt aus den Augen zu verlieren, und sich mit Idealen zu sättigen, wo es ihm an Wahrheit fehlt? Beschäftigt sich unser Verstand nicht auch so gern mit einer guten und weisen Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft? Lesen wir nicht auch mit Freuden die Schilderung eines idealischen Staates, wo der Dichter alle die Glückseligkeit geschaffen hat, die wir in der Welt vergeblich suchen? Und ohnehin ist das **goldene Zeitalter** der Dichter auch nicht sowohl eine Schilderung des einsamen Zustandes, als vielmehr einer Gesellschaft, die nur noch nicht alle die Bedürfnisse hat, und nicht allen den Verderbnissen unterworfen ist, welche mit einer größeren Menschenzahl, mit einer furchtbaren Nachbarschaft, mit der Nothwendigkeit, einen unfreundlichen Boden anzubaun, und mit denen aus diesem allen entspringenden bürgerlichen Einrichtungen verbunden sind. Ein solcher Zustand mag so

reizend für die Phantasie seyn, als er immer will: ein geringes Nachdenken ist hinreichend, um sich zu überzeugen, daß er nie das Erbtheil des ganzen Menschengeschlechts seyn könne; und eben deswegen ist es auch nicht möglich, daß er unsere eigentliche Bestimmung seyn sollte. Man schildere uns **Utopien** so herrlich als man will; aber man nöthige uns nicht, es zu suchen, so lange man uns nicht überzeugen kann, daß es einen Weg dahin giebt.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Achtes Stück.

Den 24sten Februar 1787.

Bestimmung des Menschen zur Geselligkeit.

(Fortsetzung.)

Wenn wir alles zusammen nehmen, was bisher über den gesellschaftlichen Zustand der Menschen gesagt worden ist, so ergiebt sich, daß derselbe allerdings seine eigenthümlichen und mannigfaltigen Unbequemlichkeiten hat, daß aber auch für das menschliche Geschlecht Vortheile damit verbunden sind, die jene bei weitem überwiegen. Und gesetzt, es ließe sich weiter nichts, als dies, außer Zweifel setzen, so würde es schon hinlänglich seyn, um unsere Klagen zurückzuhalten, und uns durch

den Genuß der Vortheile über die unvermeidlichen Beschwerden zu trösten.

Alles in der Welt hat seinen Preis. Was wir Gutes haben wollen, müssen wir durch irgend eine Aufopferung erkaufen. Da wir an diese Wahrheit durch die Erfahrung täglich mehr als einmal erinnert werden, so sollten wir uns billig nicht anstellen, als wenn uns etwas ungewöhnliches begegnete, sobald wir einmal von einem Ungemach, welches eine unabläßliche Bedingung unserer Vortheile ist, etwas härter gedrückt werden. Aber es kostet dem Memschen so viel Mühe, die Thorheiten der Kindheit abzulegen, und in der männlichen Denkungsart sich immer gleich zu bleiben. Wir lachen über das Kind, wenn es eine Spielsache, die es einmal gegen eine andere vertauscht hat, wieder zurücknehmen will. Und doch handeln wir gerade so, sobald wir inne werden, daß wir bei einem getroffenen Tausche wichtige Vortheile verloren haben. Und was sind alle Einschränkungen, denen uns das gesellschaftliche Leben unterwirft, anders, als Aufopferungen gewisser Güter, gegen die wir andere eingetauscht haben? Eine kurze Entwickelung der Verhältnisse, worin die Menschen durch

das gesellschaftliche Leben mit einander treten, wird dies zur Genüge bestätigen.

Wenn wir uns einen Menschen irgendwo in einer gänzlichen Einsamkeit, abgesondert von allen seines Gleichen, dächten, so würde er ein unstreitiges Recht haben, sich alles dessen, um und neben ihm zu bedienen, was ein Mittel seiner Wohlfahrt werden könnte. Die Kräfte, die ihm selbst angeboren sind, gehören zu seinem unstreitigen Eigentume, von welchem er jeden Gebrauch machen dürfte, der ihm gut dünkte; und sie würden ihn in den Stand setzen, sich auch andere Dinge anzueignen, und sie zu benutzen. Die Früchte, welche neben ihm wüchsen, die Thiere, deren er habhaft werden könnte, die Höle, die er sich zur Ruhestätte bereitete, würden sein Eigentum werden. Dieser Mensch wäre in dem Falle, worin sich **Robinson** auf seiner Insel befand, er wäre ein unumschränkter Herr aller Güter, die sich auf seiner Insel befänden, und die er in seine Gewalt bekommen könnte. Alle Einschränkungen, die er erführe, wären keine anderen, als die ihm seine eigene Natur und die Natur der Dinge um ihn her vorschriebe.

Käme nun zu diesem einsamen Insulaner ein Fremder, wie **Freytag** zu **Robinson** kam, so wäre zweierlei möglich: entweder es bekümmerte sich keiner um den andern, oder sie errichteten eine Gesellschaft unter sich. In beiden Fällen würden ihre äußern Rechte eingeschränkt; in dem letzteren freilich mehr, als in dem ersteren; aber dabei wäre auch ihr gegenseitiger Gewinn desto größer. Man nehme an, daß sich beide gar nicht weiter um einander bekümmerten, so legten sie sich zwar keine gegenseitigen Verbindlichkeiten auf; aber der erste Inselbewohner, den wir **Robinson** nennen wollen, könnte nicht mehr der unumschränkte Herr seyn von allem, was sich auf der Insel befände. **Freytag** bräche auch die Früchte, deren er zur Stillung seines Hungers bedürfte, suchte sich auch Wurzeln, haschte sich auch Thiere, schafte sich auch eine Höhle: und das geringste Nachdenken würde hinreichend seyn, einen jeden von ihnen zu überzeugen, daß es notwendig sei, den andern in dem ungestöhrten Besitze dessen zu lassen, was derselbe sich als ein Eigentum zugeeignet hätte. Wollte **Robinson** etwa seine frühere Herrschaft über die Insel als einen Grund anführen, warum er ein größeres Recht über dieselbe hätte, wollte er jenen des-

halb von dem Gebrauche aller vorhandenen Güter ausschließen: so würde **Freytag** sich genöthigt sehen, mit Gewalt so viel von den Produkten der Insel zu nehmen, als zur Befriedigung seiner Bedürfnisse unentbehrlich wäre. Auf diese Art würde ein Krieg unter ihnen entstehen, der ihren beiderseitigen Zustand unabsehbar verschlimmerte; und wenn **Robinson** abermals nur ein wenig Nachdenken anwenden wollte; so würde er alles anwenden, um diesem Kriege ein Ende zu machen, weil er während desselben nicht nur die Güter verlöre, die jener ihm mit Gewalt entrisse, sondern noch obenein auch das schätzbarste Gut, die Sicherheit, einbüßte. Die Noth würde sie lehren, sich ein Eigentum zu erwerben, und einander in dem ungestörten Besitze desselben zu lassen.

Nun könnte es sich zutragen, daß **Robinson** sich von den vorhandenen Gütern eines oder das andere als ein Eigentum zugeeignet, oder durch seine Kräfte etwas hervorgebracht hätte, wovon **Freytag** gern zu seinem Vortheile Gebrauch machen möchte. Jener könnte z. B. ein Thier erlegt und das Fell desselben zu einem Kleidungsstücke zubereitet haben. Es ihm abzu-

dringen, würde gegen die Klugheit sowohl, als gegen das Gefühl der Billigkeit seyn; er würde sich dadurch der Gefahr aussetzen, daß jener in einem ähnlichen Falle dasselbe thun, und so ein Krieg unvermeidlich seyn würde. Es bliebe also für Freytag kein Mittel übrig, als daß er das Gut des andern auf die Art an sich brächte, wie er sichs würde gefallen lassen, daß jener sich auch wieder etwas von dem Seinigen zueignete. Es wäre möglich, daß Robinson seines zubereiteten Thierfelles überdrüssig werden, es von sich werfen, und so sein Eigentumsrecht aufgeben könnte. Aber diese Voraussetzung enthält weiter nichts, als eine Möglichkeit, mit welcher sich der Arme, dessen nackte Haut allen Widerwärtigkeiten einer unfreundlichen Witterung ausgesetzt ist. Will er seinem Bedürfnisse abhelfen, so muß er den Besitzer bewegen, daß er ihm sein Eigentum überläßt. Thut es jener aus Gefälligkeit für ihn, desto besser: so gewinnt er, ohne etwas aufopfern zu dürfen. So freundschaftlich aber auch Robinson gesinnt seyn möchte, so dürfte es sich doch öfters treffen, daß Freytag etwas von dem Seinigen bedürfte, und er möchte nicht immer im Stande seyn, ihm, ohne selbst einen beträchtlichen Verlust zu erleiden, gefällig zu wer

den. Auch könnte er etwa die Bemerkung machen, daß dieser, im Vertrauen auf die Willfährigkeit seines Freundes, sich nicht bemühte, seinen Zustand so sehr zu verbessern, als es ihm möglich wäre. Eine von beiden Betrachtungen, oder alle beide zugleich würden ihn auf den Gedanken bringen, einen Tausch mit einander zu treffen, und dadurch zwar den Besitz ihrer Güter zu verändern, aber es auf eine Art zu thun, wobei sich ihr Eigentum überhaupt nicht verschlimmerte, und ihr Zustand wirklich gewönne. Hätte **Freitag** z. E. mit Mühe eine Menge von Früchten und Wurzeln gesammlet, und **Robinson** überließe ihm für einen bestimmten Antheil an denselben sein Thierfell, so verlöre er freilich dieses; aber vermehrte auch wiederum sein Eigentum; und hätte keine Ursache zu klagen, daß ihn jener um das Seine gebracht hätte. Er könnte eben die Zeit und Kraft, die er sonst hätte anwenden müssen, um für seine Nahrung zu sorgen, nun auf den Fang eines andern Thieres verwenden, oder irgend ein neues Bedürfniß befriedigen.

Gesetzt, **Robinson** hätte eine besondere Geschicklichkeit, Thiere zu erlegen und sie zur Speise

zuzubereiten, **Freitag** dagegen verstünde die Kunst, Pflanzen zu pflegen und die Früchte zum künftigen Gebrauche aufzubewahren; und beide machten die Verabredung unter sich, daß sie in Zukunft einander mit ihren Fertigkeiten unterstützen wollten. **Robinson** gäbe seinem Freunde jedesmal etwas bestimmtes von seinem Fange, und dieser überließe ihm dagegen von seinem Vorrathe an Früchten, was er bedürfte. Auf diese Art thäten sie die ersten Schritte zu einer gesellschaftlichen Verbindung unter einander; und unstreitig verbesserte sich damit ihr Zustand auf eine augenscheinliche Weise. Ihren Bedürfnissen würde sicherer abgeholfen; jeder könnte die Fertigkeiten, welche er sich erworben hätte, desto mehr erhöhen, weil er nicht durch andere Sorgen zerstreut, und durch andere nothwendige Verrichtungen gehindert würde. Auch wüchse dadurch bei einem Jeden das Interesse, für den andern zu sorgen, Gefahren von ihm abzuwenden, ihm das Leben zu erleichtern. Dagegen sie, so lange sie sich um einander nicht bekümmerten, bloß einander einschränkten und keinen Vortheil stifteten, noch weniger der eine durch die Erwägung des eigenen Vortheils angetrieben würde, das Daseyn des andern als ein Gut anzusehen.

Wenn sich irgend jemand von uns einen Augenblick auf eine wüste Insel denkt, so würde er sich wol unter allen Zufällen, die ihm dort begegnen könnten, kaum einen angenehmern vorstellen können, als die unvermuthete Ankunft eines Menschen. Das innere Gefühl, welches tief in unser Herz gepflanzt ist, sagt uns zu laut: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein „sei"; und der Zustand des Einsamen wird durch den Umgang auch nur mit einem Einzigen zu sehr verbessert, als daß es nicht ein angelegentlicher Wunsch für den einsam lebenden seyn sollte, des Glücks der Gesellschaft zu genießen.

Noch ist aber der Vortheil sehr eingeschränkt, so lange die Gesellschaft sehr klein ist. Wenige Menschen besitzen auch nur wenige Kräfte, die sie auf das gemeinsame Beste verwenden können. Eine größere Anzahl derselben hat dagegen Macht genug, um schwerere Geschäfte zu beendigen und sich einander auf die mannigfaltigste Weise zu Hülfe zu kommen. Vorzüglich wächst mit der Größe der Gesellschaft auch ihre **Sicherheit**, dies wesentliche Erforderniß zur Glückseligkeit.

So einleuchtend es ist, daß **Robinson** und **Freitag**, beide ein großes Interesse haben, ihre

gegenseitigen Rechte ungekränkt zu lassen, so ist es doch möglich, daß einer von ihnen seinen wahren Vortheil verkennt, daß er entweder überhaupt zu wenige Ueberlegung deshalb anstellet, oder durch zu heftige Begierden verführt wird, die Stimme der Vernunft zu verachten. Es ist möglich, daß **Freitag**, gegen alle Billigkeit etwas an sich reißt, was seinem Freunde gehört. Diesem bleibt nichts übrig, um sich zu seinem Rechte zu verhelfen, als Gewalt; und dabei kommt es nun darauf an, auf wessen Seite das Uebergewicht der Stärke ist. Es ist möglich, daß **Robinson** der Stärkere ist, und also jenen zwingen kann, seine Rechte ungekränkt zu lassen. Wäre er aber der Schwächere, so würde er die ihm zugefügte Kränkung erdulden müssen; und **Freitag** könnte durch den ersten ihm gelungenen Versuch gereizt werden, eine Ungerechtigkeit nach der andern zu begehen, und endlich den um den größten Theil seiner Wohlfahrt zu bringen, dem er an Kräften überlegen wäre.

Ist die Gesellschaft aber zahlreicher, so muß dieser Fall durchaus seltener werden. Es muß sehr bald allen Mitgliedern einleuchten, wie viel ihnen an der unverletzten Erhaltung ihrer Rechte

gelegen sei. Wenn auch dann und wann in einem und dem andern das Gefühl der Billigkeit und die Stimme der Vernunft durch Leidenschaften betäubt wird, so werden doch nicht alle Mitglieder zu gleicher Zeit dieselbe Unbesonnenheit beweisen. Wenigstens den meisten wird es einfallen, daß ein Beispiel von Gewaltthätigkeit unter ihnen für sie alle gefährlich sei. Sie werden ihre Kraft anwenden, den Beleidiger zurück zu halten, und ihn durch irgend eine Strafe von künftigen Vergehungen dieser Art abzuschrecken. So wird die innere Sicherheit gegründet werden; und nach eben diesen Grundsätzen werden sie sich auch gegen den gemeinsamen Feind von außen vereinigen.

Es ist sehr auffallend, daß durch diese Gründung der Sicherheit zugleich der Grund zu einem dauerhaften Genusse der Wohlfahrt gelegt wird. Dabei erhält denn aber der Einzelne auch mannichfaltigere Güter. In der Gesellschaft, worin ich lebe, bedarf ich einmal über das andere eines Gutes, das meinem Nebenmenschen gehört. Mein Glück dabei ist, daß alle übrigen eben so wenig allgenugsam sind, als ich selbst, daß vielmehr bald hier bald dort einer auch etwas von dem

Meinigen bedarf. Ueberlasse ich ihm solches, so kann ich mir dafür dasjenige von seinen Gütern ausbedingen, was mir gerade abgeht. Es entsteht ein Vertrag unter uns, durch dessen Vollziehung den gegenseitigen Bedürfnissen abgeholfen wird. Nicht selten werde ich sogar im Stande seyn, mit einem meiner Güter der ganzen Gesellschaft einen Vortheil zu stiften, und ich werde das Recht haben, mir auch dafür einen verhältnißmäßigen Ersatz geben zu lassen. In diesem Falle sind nun alle die, welche an meinem Gute Theil genommen haben, mir die festgesetzte Entschädigung schuldig, und zwar ein jeder nach dem Maße, in welchem ihm mein Gut zu Statten gekommen ist. Dagegen bin ich wiederum in Rücksicht auf andere, die etwas von dem Ihrigen zum gemeinen Besten angelegt haben, welches auch mir Nutzen gestiftet hat, unter der Zahl der Schuldner. In eben dem Falle ist jeder Einzelne unter den vielen, die sich gegenseitig unterstützen. Jeder ist Gläubiger und Schuldner zugleich. Jeder, der etwas gemeinnütziges thut, hat das Recht, sein Eigentum, seine Zeit, seine Kraft u. s. w. zu würdigen, und einen Ersatz dafür von denen zu fordern, denen er damit einen Vortheil gestiftet hat.

Auf diese Art entstehen unter den Mitgliedern einer Gesellschaft gegenseitige Verbindlichkeiten, die sich ins Unendliche durchkreuzen, und die eben so schwer genau bestimmt, als geleistet werden können. Es würde dabei nicht unterbleiben, daß nicht einer oder der andere bald zuviel, bald zu wenig, geben oder nehmen, folglich eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen begehen, oder sie von ihnen leiden sollte. Diesem Uebel abzuhelfen giebt es keinen andern Ausweg, als einen **allgemeinen gesellschaftlichen Vertrag** zwischen denen nebeneinander lebenden, durch welchen ein für allemal ausgemittelt wird, wie viel, wenn und auf welche Art ein jeder Einzelne von dem Seinen zum allgemeinen Besten beitragen, und was er dafür als eine Entschädigung von den übrigen erhalten soll. Und da der ganzen Gesellschaft daran liegt, daß die auf diese Art entstandenen äußeren Verbindlichkeiten auch unverletzlich gehalten werden: so sehen sich ihre Mitglieder zugleich gedrungen, gegen den Uebertreter und Stöhrer derselben, ihre vereinte, folglich überwiegende Kraft zur Aufrechthaltung des Rechtes anzuwenden. Auf diese Art entsteht eine Verbindung unter den Menschen, deren Hauptgrundsatz es ist: „Der Einzelne soll Antheil an den gemein-

„ samen Gütern nehmen, und soll dafür die „ festgesetzten Beiträge (Dienste, Güter, oder „ worüber er sonst zu schalten hat,) zum all„ gemeinen Besten leisten; der Einzelne soll ge„ meinnützige Handlungen thun, oder ihm aus„ schließend zugehörige Güter zum gemeinsamen „ Besten verwenden, die Gesellschaft aber soll „ ihm dafür die bestimmte Entschädigung liefern."

So vortheilhaft das Licht ist, worin nach dieser Betrachtung die Gesellschaft erscheint, so sind damit doch allerlei Unbequemlichkeiten unzertrennlich verbunden. Eine der ersten ist, daß eine **Ungleichheit** unter den Mitgliedern der Gesellschaft entstehen muß, die einen entscheidenden Einfluß auf das Wohl derer hat, die davon getroffen werden. Kein menschlicher Scharfsinn ist im Stande die Beiträge und den Ersatz aufs vollkommenste nach den Regeln der Gerechtigkeit auszugleichen; keine menschliche Wachsamkeit reicht hin, einen jeden zur Erfüllung seiner ganzen Pflicht anzuhalten, und jede Vernachlässigung derselben zu ahnden. Der eine kommt zum Besitz unverdienter Vortheile; der andere hat keine Gelegenheit, sein wirkliches Verdienst geltend zu machen; ein dritter und ein vierter hat entweder

keine Kraft, oder keinen guten Willen, sich Verdienste zu erwerben.

Dies empört beim ersten Anblick das Gefühl, dem es so einleuchtend zu seyn scheint, daß die Menschen von Natur gleich sind, und einerlei Rechte gegen einander haben. Aber ehe wir allzuviel Gewicht auf die natürliche Gleichheit der Menschen legen, müssen wir billig untersuchen, wie weit dieselbe reiche. Alle Menschen haben einerlei natürliche Rechte, kann unmöglich etwas anders heißen: „als die Rechte aller Menschen sind von einerlei „Natur und beruhen auf einerlei Gründen"; aber nicht: „alle Menschen haben einerlei Recht auf „einerlei Güter." Auch ohne alle gesellschaftliche Verbindung unter den Menschen würden die Einzelnen nicht durchaus gleich seyn. Der eine wird mit mehr, der andere mit weniger körperlichen oder geistigen Kräften geboren; der eine wendet mehr Thätigkeit an, als der andre, um seine Kräfte zu üben und zu erhöhen, oder sich den Besitz gewisser Güter zu verschaffen; dem einen kommt dabei ein günstiger Zufall zu Statten, dem andern ist ein äußerlicher, von menschlicher Kraft und menschlicher Klugheit unabhängiger Zustand zuwider. Wenn wir uns hundert Menschen denken, die auf einer Insel leb-

ten, ohne von einander etwas zu wissen, und ohne in der geringsten Gemeinschaft unter einander zu stehen, so würden sie, bei aller ihrer natürlichen Gleichheit, doch in einer kurzen Reihe von Jahren einander höchst ungleich seyn. Ein einziger Baum, der von einem entdeckt, eine einzige Erfindung, die von ihm gemacht würde, und wovon die übrigen nichts wüsten, würde seinen Zustand weit über den ihrigen erheben, seinen Lebensgenuß erhöhen, seine Besitzungen erweitern und seinen Rechten einen größeren Umfang geben. Die Ungleichheit unter den Menschen ist also keineswegs eine bloße Folge der Gesellschaft; der erste Grund zu derselben liegt in der natürlichen Gleichheit selbst, und in der Mannichfaltigkeit, die in allen Theilen der Schöpfung sichtbar ist. In der Gesellschaft werden sogar manche natürliche Unterschiede unter den Menschen auf gewisse Weise aufgehoben, und viele Vortheile, die ein natürliches Vorrecht einiger wenigen Einzelnen seyn würden, zu gemeinsamen Gütern gemacht.

(Der Beschluß künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Neuntes Stück.
Den 3ten März 1787.

Bestimmung des Menschen zur Geselligkeit.

(Beschluß.)

Es ist den meisten meiner Leser bekannt, daß man in den Schulen der Philosophen den Zustand des Menschen, so lange er mit Niemanden seines Gleichen in Gesellschaft lebt, den Zustand der Natur nennt. Wenn man den Umfang und die Beschaffenheit der Rechte und Pflichten, die der Mensch in der Gesellschaft hat, richtig angeben, und aus ihren ersten Gründen herleiten wollte: so muste man sich einen deutlichen Begriff von den Rechten und Pflichten machen, die bei zweien oder mehreren Menschen Statt finden würden,

ehe sie irgend eine Verabredung oder einen Vertrag von der Art, wovon in dem vorigen Blatte geredet worden, mit einander geschlossen hätten. Die Philosophen dachten sich zu dem Ende zwei oder mehr Menschen, die sich etwa in einem öden Walde begegneten, oder sich zum erstenmale auf einer wüsten Insel anträfen. Sie fragten: was würden diese für Rechte und Pflichten gegen einander haben? Der Kürze halber bezeichneten sie das Verhältniß, worin dergleichen Menschen mit einander stehen würden, mit dem Namen **des Standes der Natur**; und dieser Name war in mancher Rücksicht ganz gut gewählt. Denn wenn jemand wissen will, welche Rechte oder Pflichten die Menschen gegen einander haben, die zusammen in einer Gesellschaft leben: so muß er zuvor wissen, von welcher Art die Gesellschaft sei, in die sie mit einander getreten sind; er muß die Verabredungen kennen, die sie genommen haben, und muß von dem Zwecke unterrichtet seyn, den sie bei diesen Verabredungen hatten. Dabei findet also immer mehr oder weniger **Willkührliches** Statt. So lange ich mir dagegen einige Menschen bloß in dem Zustande denke, worin sie sich gegen einander befinden würden, ehe irgend ein Vertrag unter ihnen Statt fände, so bin ich

im Stande, den ganzen Umfang ihrer gegenseitigen Verpflichtungen anzugeben, ohne auf etwas weiter, als auf die **menschliche Natur**, und auf die **Natur der Dinge** Rücksicht zu nehmen. Vielleicht wäre indessen alle Mißdeutung desto sicherer vermieden worden, wenn man diesen Zustand nicht den **Stand der Natur**, sondern den **Stand bloß natürlicher Rechte** genannt hätte.

Die Mißdeutung, die aus jener Benennung entsteht, ist folgende. Man hat sich allmählig an den Ausdruck, **Stand der Natur**, gewöhnt. Man hat unvermerkt die eigentliche und bestimmte Bedeutung dieses Ausdrucks aus dem Gesichte verloren, und hat nach und nach den Gedanken gefaßt, als solle damit der Zustand bezeichnet werden, zu welchem der Mensch durch seine Natur **bestimmt** oder **gewidmet** ist. Daher ists entstanden, daß man den Zustand der Gesellschaft für etwas **unnatürliches** gehalten und sich allmählich überredet hat, wir wären nach unserer Natur nicht dazu bestimmt. Eine kurze Auseinandersetzung der Begriffe wird hinreichend seyn, diese Mißdeutung zu heben.

Wenn man von der **Natur** eines Dinges redet, so versteht man darunter den Inbegriff

aller derer Eigenschaften, worin die Veränderungen dieses Dinges ganz oder doch zum Theil gegründet sind *). So sagen wir, es sei der Natur des Wachses gemäß, daß es bei einem gewissen Grade der Wärme weich genug wird, um allerlei Eindrücke anzunehmen, und bei einem noch höhern Grade derselben schmelze. Man versteht damit, daß diese Veränderungen, welche die Wärme in dem Wachse hervorbringen können, in gewissen Eigenschaften desselben gegründet sei. Wenn uns dagegen jemand z. E. von einem Stücke Holze erzählte, es sei ebenfalls durch einen gelinden Grad der Hitze biegsam (oder, wenn man so sagen dürfte: bildsam geworden, und sei bei einem noch größern Grade der Erwärmung fließend geworden: so würden wir sagen, diese Erscheinung sei gegen die Natur des Holzes, das heißt, es sei unter den bekannten Eigenschaften des Holzes keine, wodurch eine solche Veränderung zu begreifen wäre. Natürlich würde also in dieser Rücksicht bei den Dingen alles dasjenige heißen, was durch ihre eigene Natur (durch ihre eigenen Kräfte)

*) Von den mannichfaltigen Bedeutungen des Worts Natur behalte ich mir vor, bei einer andern Gelegenheit zu reden.

in ihnen gewirkt wird; oder in sofern sie doch bei Einwirkungen von außen mit ihren eigenen Kräften wirksam gewesen wären. Die rothe Farbe, die man einem Stücke Wachse gegeben hätte, wäre ihm nicht natürlich, weil durch die innern Kräfte des Wachses diese Farbe niemals bei demselben hervorkommen kann; aber es ist dem Wachse natürlich, die Farbe, womit es geschmolzen wird, anzunehmen und so lange zu behalten, biß sie ihm wiederum durch Einwirkungen von außen entzogen wird.

Hiermit hängt es zusammen, daß man bei den Dingen **Natur** und **Kunst** einander entgegensetzt. Künstlich nennt man alsdann alle die Veränderungen, die von der **Willkür** abhängen; **natürliche** Wirkungen dagegen heißen diejenigen, wobei sich die Kräfte der Dinge selbst überlassen bleiben. Und hieraus ergiebt sich denn von selbst, was wir zu verstehen haben, wenn von dem Zustande der Natur bei einem Dinge die Rede ist. Es ist nemlich derjenige Zustand, wo die Kräfte des Dinges ohne Dazwischenkunft einer äußeren Hinderung wirken können. Wenn wir also von dem natürlichen Zustande z. E. einer Blume reden, so verstehen wir darunter freilich zunächst diejeni-

gen Beschaffenheiten, die den eigenen Kräften derselben angemessen sind; da sie aber diese Beschaffenheiten nicht anders erlangen kann, als daß sie mit andern natürlichen Körpern in Verbindung steht, die Einwirkung des Erdbodens, der Luft, der Sonne ꝛc. empfängt, und dadurch fähig wird, sich nach Maßgabe ihrer Kräfte zu verändern: so gehört auch diese Verbindung zu ihrem Stande der Natur. Sobald aber die Willkür eine Abänderung darin hervorbringt, so daß die natürlichen Kräfte der Blume nicht mehr wirken, wie sie in jener natürlichen Verbindung gewirkt haben würden, so sagen wir, sie habe sich von ihrem natürlichen Zustande entfernt. Wir sagen, die gefüllte Blume, die sich selbst überlassen, nie anders als einfach erscheint, sei unnatürlich, und wir schließen die Cultur, wodurch sie von ihrer natürlichen Beschaffenheit zurückgekommen ist, von ihrem Naturzustande aus.

Wenden wir nun eben diese Begriffe auf den Menschen an, so ergiebt sich, daß wir unmöglich alles **willkürliche** von seinem Stande der Natur absondern können; weil die **Willkür** mit zu seiner **Natur** gehört. Auch in der Einsamkeit muß der Mensch Willkür haben und sie

äußern. Und der Philosoph, der von dem Menschen im Stande der Natur spricht, behandelt denselben doch immer als ein willkürlich handelndes Wesen. So wie nun mehrere Pflanzen, die sich selbst überlassen auf einem Erdstriche neben einander wachsen, sich wechselseitig verändern, wie es ihre Natur mit sich bringt, ohne daß sie deswegen aus ihrem Stande der Natur hinaustreten, so auch der Mensch! Alles das, was eine nothwendige Folge von seinen natürlichen Kräften und seinem natürlichen Zustande ist, gehört ohne Widerrede mit zu seinem **Stande der Natur.** So wenig die einsame Biene und die einsame Ameise in ihrem natürlichen Zustande ist, so wenig ists der einsame Mensch. Eine gesellschaftliche Verbindung ist nothwendig, wenn der Mensch soll geboren und wenn er soll erhalten werden; und das bloße Nebeneinanderseyn von mehreren seines Gleichen bringt abermals, wie wir gesehen haben, unumgänglich neue gesellschaftliche Beziehungen hervor. Was hätten wir also für ein Recht, diese gesellschaftlichen Beziehungen von dem Zustande der Natur des Menschen zu trennen? Würden wir nicht vielmehr berechtigt seyn, den Zustand, worin sich der einsame Mensch befindet, einen **unnatürlichen Zustand** zu nen-

nen? denn offenbar kann er in demselben nicht von allen seinen natürlichen Kräften Gebrauch machen, nicht seine natürliche Bestimmung erreichen, nicht werden, was er nach den Anlagen seiner Natur werden kann und soll.

Würden wir uns getrauen, zu sagen, daß die Blume, abgesondert vom Erdboden, von Luft und Sonnenschein, in ihrem natürlichen Zustande sei? Würden wir nicht sogleich inne werden, daß ihr Verwelken und Zusammenschrumpfen uns widerspräche? Warum wollen wir denn den Menschen, um ihn in seinen Naturzustand zu versetzen, hinausreißen aus denen Verbindungen, worin er schlechterdings seyn muß, um seine Kräfte ganz zu entwickeln und zu erhöhen? Geben wir zu, daß der Mensch nicht in seinem Stande der Natur sei, wo ihm Nahrung und Platz zur Bewegung fehlt: so müssen wir auch gestehen, daß er es eben so wenig sei, wo er keine Möglichkeit hat, seine Vernunft zu bilden und alle seine mannigfaltigen Anlagen zu entwickeln: so müssen wir zugeben, sein eigentlicher **Stand der Natur** sei die **Gesellschaft**, und je weniger er das geworden ist, was er durch die Gesellschaft werden kann, desto weiter sei er

noch von seinem natürlichen Werthe und seiner natürlichen Bestimmung entfernt.

Wenn sich weiter nichts, als dies beweisen ließe, daß die Gesellschaft der Zustand ist, wozu der Mensch durch seine Natur bestimmt ward, so würde es eben so vergeblich als thöricht seyn, das Gefühl gegen dieselbe empören zu wollen. Es würde vergeblich seyn; denn was hilft alles Räsonniren gegen die Stimme der Natur, die zwar auf eine Zeitlang betäubt und unterdrückt, aber niemals durchaus zum Stillschweigen gebracht oder gänzlich verbannt werden kann? Gesetzt, es gelänge einem Lobredner des sogenannten Standes der Natur, eine Colonie zur Auswanderung aus ihrem Mutterlande zu bewegen; gesetzt sie pflanzte sich auf einer Insel, wie Neuseeland an, und hätte Enthusiasmus genug, für eine philosophische Theorie, um sich auf einmal von allen Fesseln und Vortheilen loszumachen, womit die Gesellschaft sie gebunden und beglückt hätte: was würde die Folge davon seyn? Keine andere, als daß sie sich durch die Erfahrung überzeugen würden, wie viel anders es in der Welt aussieht, als in dem Weltchen, das sich der Philosoph auf seiner Studierstube träumt; daß

sie Güter von sich würfen, die sie sich selbst nie wieder verschaffen könnten und deren Wiedererlangung ihren Enkeln tausend mißlungene Versuche, Schweiß und Noth kosten würde; und daß diese Enkel, vielleicht ohne es zu wollen und zu wissen, von Generation zu Generation aus allen Kräften daran arbeiten würden, wieder zurück zu kehren zu dem Zustande der Gesellschaft, den sie verlassen hätten. Und es ist **thöricht**, sich gegen denselben aufzulehnen, da es, wie bereits erwähnt worden ist, kein Mittel giebt, wodurch es dem gegenwärtigen Menschengeschlechte möglich wäre, die Bande der Gesellschaft aufzulösen. Wohin sollten denn die Einwohner Europens wandern, wo sie nicht wiederum durch ihre große Anzahl gedrungen wären, in Dörfern und Städten neben einander zu wohnen, die zu ihrer Erhaltung nöthigen Geschäfte unter sich zu vertheilen, verschiedene Stände zu errichten, auf Befestigung der Ruhe von innen und der Sicherheit von außen zu denken, oder was einerlei ist, sich in kleinere und größere Gesellschaften zu vereinigen und, wenn gleich nicht dieselben, doch ohngefähr eben so viele und eben so große Vortheile zu genießen und Lasten zu tragen, die wir jetzt in Europa finden?

Ueberall und immer arbeitete das Menschengeschlecht daran, aus dem rohen Zustande der unvollkommenen gesellschaftlichen Verbindung hinauf zu einer höheren Stufe des geselligen Lebens zu klimmen, die Bande der Gesellschaft enger zusammenziehn, den Umfang derselben zu erweitern, und die Anlagen zu entwickeln, die gleichsam von selbst auf eine grössere Cultur führten. Diese Betrachtung wird uns in einigen der folgenden Stücke beschäftigen.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

Man hat es unzählige Male gesagt, daß das ganze Menschengeschlecht in den Fortschritten seiner Bildung dem einzelnen Menschen höchst ähnlich sei. So wie dieser durch das Jünglingsalter aus der Kindheit zu den männlichen Jahren übergeht; wie er die Thorheiten der Jugend allmählich ablegt und eine männliche Denkungsart annimmt, wie ihm aber immer, vielleicht auf die ganze Zeit seines Lebens, etwas von den ersten Eindrücken anklebt, die er in seinen frühern Jahren empfing, wie alle Schicksale, die er erfährt, fortgesetzt auf seinen Charakter wirken und Spuhren in seiner Denkungsart zurück lassen; wie daher sein ganzes Leben Erziehung ist, und er nie zu einem gänzlichen Stillstande seiner Entwickelung kommt; wie es eine Zeit giebt, wo er bloß dem sinnlichen Genusse ergeben ist, dann diejenige folgt, wo seine Phantasie ihn am stärksten und angenehmsten beschäftigt, und die Vernunft erst späterhin ihre Rechte behaupten kann; wie seine körperliche Kraft allmählig abnimmt, wenn er eben anfängt, sich des vollen Maßes seiner geistigen Kräfte zu erfreun; wie er wenigstens jene fast immer eben so sehr vernachläßigen muß, als er auf die

Bildung dieser seine volle Aufmerksamkeit richtet: eben so das ganze menschliche Geschlecht; oder doch einzelne Nationen!

Das Menschengeschlecht war einst in der Kindheit und ist nach und nach durch alle Stufen der wachsenden Cultur zu einem reiferen Alter fortgeschritten. Ganze Völkerschaften sind aus dem rohen Zustande der Hülfslosigkeit und Unwissenheit allmählig hinaus gegangen, und haben zum Theil sichtbar genug das Gepräge des eigentümlichen Charakters, den sie in frühern Zeiten hatten, an sich behalten. Zwei Völker neben einander, die aus einerlei Stamm entsprossen, haben beide verwundernswürdige Fortschritte gemacht, aber sie sind sich höchst unähnlich geworden, weil ihre Schicksale nicht dieselben waren. Das eine erhielt in der Reihe seiner Veränderungen vielleicht einen mächtigen Stoß, durch welchen auf einmal sein Schlummer unterbrochen wurde, seine Kräfte geriethen in Gährung, und es thaten sich Umstände hervor, die von keiner menschlichen Klugheit vorhergesehn, von keiner menschlichen Macht gelenkt werden konnten, wodurch auf einmal der ganze Geist der Nation eine andere Richtung bekam, und ihrer Thätigkeit eine weitere Laufbahn geöfnet wurde. Einem an-

deren Volke boten sich Hindernisse dar, die es nicht zu besiegen verstand. Nachdem es eine Zeitlang, wie mit Riesenschritten, vorwärts gegangen war, sah es sich gedrungen, in seinem Laufe inne zu halten; es ermüdete unter dem Kampfe mit seinen Beschwerden, oder verlor die Bahn, die es so muthig betreten hatte, aus den Augen, und schlich auf einem Nebenwege sehr langsam dahin. Alle Völker, bei denen wir jetzt Aufklärung und Cultur entdecken, hatten einst eine Zeit, wo sie außer dem sinnlichen Genusse keine Anwendung ihres Daseyns kannten. Kampf mit den Elementen, Sorge für ihre Nahrung, Befriedigung der ersten dringendsten Bedürfnisse erschöpften ihre Kraft und füllten ihre Tage aus. Bald kam die Zeit, wo ihr Unterhalt ein wenig mehr gesichert, und ihr äußerlicher Zustand weniger vom Zufalle abhängig gemacht war; und nun fing die Phantasie an, die erste Rolle unter ihren geistigen Kräften zu spielen. Zeitvertreibe und Spiele wurden als Dinge von der ersten Wichtigkeit betrieben. Der Hang nach Vergnügungen der Einbildungskraft gab der Verschönerungsbegierde das Daseyn. Die Sprache, die so lange als ein bloßes Bedürfniß in der dringendsten Noth war behandelt worden, fing an für die rohen Anfänger der Dichtkunst und des Gesanges gebildet zu wer-

den. Hütten oder Höhlen nahmen eine gefälligere Form an. Der Bogen, dem man bis dahin keine andere Gestalt gegeben hatte, als die er haben muste, um, so gut sichs thun ließ, seine Absicht zu erfüllen, wurde beschnitzt, damit er auch ein wenig besser ins Auge fiele. Das Gewand, welches so lange nur bestimmt war, vor der Kälte zu schützen, und den Regen oder Schnee abzuhalten, muste nun auch zur Zierde gereichen. Endlich entwickelt sich die Vernunft. Das Volk wird inne, daß körperliche Kraft weder die einzige ist, die es bedarf, noch die edelste, wodurch es seinen Zustand verbessern kann. Es lernt den Werth der Erfahrung schätzen, und bekömmt Achtung für diejenigen, die einen ansehnlichen Vorrath derselben gesammlet haben. Sein Nachdenken wird rege gemacht, es horcht auf den, der demselben Nahrung darbietet, es sucht den Schatz seiner Kenntnisse zu vermehren, sinnt auf auf Mittel, sie zu erhalten, und ahndet den Werth seines Geistes, der ihm so lange bloß um des Körpers willen da zu seyn schien. Wie das Bedürfniß und der Werth der körperlichen Kraft abnehmen, verringert sie sich auch selbst. Da die Vernunft sie entbehrlicher macht, so wird ihre Bildung mehr vernachläßigt: der Verständige wird stärker, als der Starke. Wer den übrigen an Einsicht überle-

gen ist, weis sich bald ihrer Hände zu bemächtigen, oder wo sie ihm ihre Hülfe versagen, richtet er mit weniger Mühe durch künstliche Werkzeuge aus, was sie durch ungleich größere Anstrengung kaum können. Seine Vortheile sind zu einleuchtend, als daß sie nicht sollten wahrgenommen, und als etwas wünschenswerthes angesehen werden. Es entsteht ein Durst nach Kenntnissen, weil man inne wird, daß sie Mittel zum Wohlstande sind. Das Volk fängt an, der Vernunft Achtung zu beweisen, ihr einen Rang einzuräumen, und ihre Rechte in Ehren zu halten.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Zehntes Stück.

Den 10ten März 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Ganze Völkerschaften gleichen auch darin noch dem einzelnen Menschen, daß beide mit ihrer frühsten Geschichte ungefähr gleich unbekannt sind. Wenn auch das Kind zu so viel Besonnenheit gekommen ist, daß es auf gewisse merkwürdige Veränderungen, die mit ihm vorgehn, achtet, so hat es theils keine sonderliche Veranlassung, sich derselben wieder zu erinnern; theils fehlt es ihm an Hülfsmitteln, diese Erinnerungen fest zu halten; theils stellt es noch so wenige Vergleichun-

gen mehrerer gleichzeitigen und auf einander folgenden Begebenheiten an, daß selbst diejenigen Dinge, die sich seinem Gedächtnisse eingeprägt haben, in demselben ohne Ordnung liegen und deswegen schon höchst mangelhafte Bruchstücke einer Geschichte abgeben. Eben so ein Volk, ehe es sich biß es sich auf eine gewisse Stufe der Cultur hinauf gearbeitet hat!

In dem ersten rohen Zustande beweiset der Mensch selbst noch in seinen Handlungen zu wenig Plan, und was er vornimmt ist zu wenig durchdacht, als daß er überhaupt auf irgend einen Zusammenhang merken sollte. Seine Bekanntschaft mit den Dingen um ihn her ist noch so mangelhaft, daß er äußerst selten Ursach und Wirkung zusammen ordnen kann. Daher ist ihm fast alles, was er außer sich wahrnimmt, ein Räthsel; und wo er meinet die Ursache einer Veränderung entdeckt zu haben, da ist es selten die richtige. Die unausbleibliche Folge von einem Irrtume dieser Art kann keine andere seyn, als daß er in seinen Urtheilen noch mehr verwirrt wird, und so der Entwickelung seiner Vernunft durch übereilte Schlüsse selbst Hindernisse in den Weg legt. Je weniger er zwischen den wahrgenommenen Ver-

änderungen einen Zusammenhang wahrnimmt, desto schwerer wird es ihm, dieselben zu behalten. Jede derselben liegt gleichsam abgesondert von den übrigen in seinem Gedächtnisse; auf keine wird er unmittelbar durch die andern geleitet, und daher erlischt die Erinnerung an sie in kurzer Zeit. Ueberdies ist sein Leben zu einförmig, als daß eine Begebenheit, die er erfährt, gegen die übrigen besonders abstechen und ihm dadurch vorzüglich merkwürdig werden sollte; und trift sich auch dieser seltene Fall bißweilen, so hat er immer so wenige Veranlassung nachmals wieder daran zu gedenken, daß in kurzer Zeit die Spur davon in seinem Gedächtnisse verschwindet.

Kommt auch nach und nach das Erinnerungsvermögen unter einem solchen ungebildeten Volke zu einiger Stärke, so fehlt es ihm doch noch zu sehr an Mitteln, wodurch es dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen kann. Seine Sprache ist noch ungebildet und arm. Es kann folglich nicht alles, was seine Sinne gerührt hat, in Worte fassen. Für tausenderlei Erscheinungen des Lebens hat es noch gar keinen Ausdruck; es muß also die fehlenden Wörter durch bildliche Ausdrücke ersetzen, muß viele Vorstellungen unbezeichnet lassen, und

sich begnügen, in seinen Erzählungen nur die Hauptsachen anzudeuten. Daher kommt in allen Ueberlieferungen, die sich etwa unter einem Volke vor seinen früheren Begebenheiten erhalten, das Unvollständige, Fabelhafte und Widersprechende.

Gesetzt auch, daß eine Nation sich endlich über diese Schwierigkeiten hinweg gearbeitet hat, so wird seine Geschichte doch immer noch nicht vollständig und verständlich genug auf die Nachkommen gebracht werden können, so lange ihr die Schreibekunst fehlt. Man weis ja, wie sehr sich eine Erzählung unter uns verändert, indem sie von Mund zu Munde geht. Bald hört man nicht recht, bald ist man zu nachläßig, um sich einen Namen einzuprägen, bald zu sorglos, um ihn richtig nachzusprechen; bald läßt der zweyte Erzähler, aus Mangel der Erinnerung, einen Hauptumstand hinweg, und setzt, um die Lücke auszufüllen, einen andern selbst erfundenen an dessen Stelle; bald erdichtet er eine Nebensache, um seine Geschichte wahrscheinlicher zu machen, oder sie zu verschönern.

Am allerungewissesten werden immer in Ueberlieferungen dieser Art sowohl die Namen von Per-

sonen und Ländern als die Zeichtrechnung seyn. Wir haben bei der Betrachtung über das Gedächtniß gesehen, wie mühsam es, ohne viele Uebung und Aufmerksamkeit, für den Menschen ist, solche zu behalten; und die tägliche Erfahrung lehrt uns, wie leicht ein Irrtum in Ansehung derselben entsteht und fortgepflanzt wird. Wir sehen noch täglich Leute, die sich mitten unter uns, wo wir Calender haben, Jahre, Monate und Tage sorgfältig zählen und bemerken, wo jedes Jahr sich durch irgend eine Begebenheit, die zur allgemeinen Kenntniß kommt, hinlänglich auszeichnet, und wo es auf tausenderlei Weise möglich ist, eine vergessene Zeitangabe aus zumitteln, — wir sehen mitten unter uns, sage ich, noch täglich Leute, die in Ansehung der Zeitrechnung ihrer eigenen wichtigsten Begebenheiten völlig unwissend, wenigstens ungewiß sind. Wie sollte es uns befremden, daß die Angaben der Zeit, die sich unter einem Volke durch Ueberlieferung erhalten haben, verworren und unzuverläßig sind? Ein rohes Volk hat nicht leicht irgend eine feste Epoche, von der es seine Jahre zu zählen anfängt. Der Vater sagt seinem Sohne: „als ich „ein Knabe war, geschah dies oder das.“ Der Sohn erzählt seinem Sohne die Begebenheit wie-

der, und hat kein anderes Mittel, ihm die Zeit anzugeben, als daß er wieder sagt: „da mein „Vater ein Knabe war.“ Ist auf diese Art die Geschichte zwei oder dreimal von dem Vater auf den Sohn fortgeerbt worden: so entsteht nicht nur eine Ungewißheit, die ein halbes Menschenalter ausmachen kann, (denn die Söhne wissen nicht genau, wie alt ihre Vorväter geworden sind,) sondern es kann auch dem späteren Enkel nichts leichter begegnen, als daß er von seinem Großvater spricht; wo er von seinem Aeltervater reden sollte. So geht es noch täglich unter uns; wie viel mehr bei einem Volke, das gar nicht schreiben und sich also keines einzigen Zeitpunkts auf eine lange Reihe von Jahren genau versichern kann!

Wir hören noch täglich, wie es mit Namen von Personen und Ländern geht. Ohne daran zu gedenken, daß sie von vielen aus Sorglosigkeit in der Aussprache biß zur Unkenntlichkeit verunstaltet werden, und man deswegen oft nicht weis, wovon die Rede ist; so kommt noch das hinzu, daß allzuleicht ein ganz fremder Name einem andern untergeschoben wird. Wird irgendwo eine Spitzbubengeschichte erzählt, so giebt der, welcher sie hört, auf den Namen ihres Urhebers entweder

nicht Achtung, oder er vergißt ihn, vielleicht wird derselbe auch gar nicht genannt; will er sie wiedererzählen, so möchte er doch auch gern einen Namen angeben, oder er überredet sich auch wohl selbst, daß ein ihm bekannter Name und diese Geschichte zusammengehören: er nennt unter allen Spitzbuben von denen er gehört hat, den bekanntesten. Was würde es für eine Lebensbeschreibung werden, wenn jemand alles das zusammentragen wollte, was auf diese Art von **Cartouche** erzählt wird! und sollte es nicht auf eine ähnliche Art mit mehreren bekannten Personen der Vorzeit gegangen seyn? Sollte man nicht die Heldenthaten vieler Männer, deren Name untergangen war, dem bekanntesten unter denselben, z. E. einem **Herkules**, beigelegt haben? Sollten nicht uralte Begebenheiten, deren Andenken sich nur dunkel erhalten hatte, mit der Zeit von einer neueren Person, die aber für die spätern Enkel auch schon das Ehrwürdige des Altertums hatte, erzählt haben? Sollte auf diese Art nicht manche Geschichte, z. E. eines **Hermes**, in der Ueberlieferung seyn mit Namen zusammengestellt worden, die gerade dem Volke, das diese Ueberlieferung unter sich erhielt, die merkwürdigsten waren?

Wir hören täglich, wie leicht von unwissenden oder sorglosen Personen entfernte Länder mit einan-

der verwechselt werden. Wenn es auch nicht viele Damen giebt, die Meklenburg für das Vaterland der Moren halten *), so geschieht es doch alle Tage, daß von jemanden, der in Surinam gewesen ist, erzählt wird, er habe sich in Sina oder Japan aufgehalten. Selbst in Schriften mancher sonst aufgeklärten Nation findet sich eine so große Unbekanntschaft mit der Länderkunde, daß Dinge, die in die Schweiz gehören, und nirgends anders hingehören können, nach dem Norden verlegt werden. In Paris glauben die meisten, die von **Berlin** und **Königsberg** in Preussen etwas wissen, daß beide Städte nicht weiter von einander liegen, als etwa **Paris** und **Versailles**. Die gemeinen Engländer halten alle Menschen, die nicht auf ihrer Insel geboren sind, mehr oder weniger für eine Art von Franzosen; und in dem mittäglichen Deutschland glaubten noch die allermeisten gemeinen Leute vor dem siebenjährigen Kriege, daß die Lutheraner eine Art von Ungeheuern wären, die mit der Menschen-

*) Ein glaubhafter Mann hat mir erzählt, daß eine Dame kein ferneres Land, als Meklenburg, kannte, und deswegen seine Morin fragte: „ei mein „Kind, wer hat dich denn aus Meklenburg mit„gebracht."

gestalt nur eine entfernte Aehnlichkeit hätten, wenigstens in ihren Sitten durchaus von den Raubthieren nicht zu unterscheiden wären. — Wie sollte es uns befremden, wenn ganz unkultivirte Völker sichs zu Schulden kommen lassen, daß sie in ihren Ueberlieferungen wenig bekannte Nationen mit einander verwechseln, von der ihnen bekanntesten alles erzählen, was sie von fremden Völkern überhaupt gehört haben, und Wahrheit, Erdichtung und mißverstandene Berichte durch einander mischen?

Ehe ein Volk in der Cultur, die durchaus nur eine Tochter der geselligen Verbindung seyn kann, gewisse Fortschritte gemacht hat, sind also von demselben entweder gar keine, oder doch keine andere, als sehr verfälschte, unvollständige und fehlerhafte Berichte von seinen Schicksalen zu erwarten. In der Folge, wenn schon mannichfaltigere Bedürfnisse und eine engere gesellschaftliche Verbindung eine größere Ausbildung der Sprache hervorgebracht haben, wird die Phantasie dieses oder jenes Einzelnen durch die merkwürdigen Veränderungen seines Zeitalters entflammt; er versucht, seine Empfindungen in Worte auszudrücken und sie andern mitzutheilen. Seine Sprache ist noch nicht reich genug, um jede Sache mit ihrem eigentümlichen Namen zu benen-

nen; sein Ausdruck wird folglich bilderreich; um demselben noch eine größere Anmuth zu geben, wählt er ein gewisses Sylbenmaaß, oder doch die größte Anmuth, die ihm zu Gebote steht, vielleicht gar eine Aehnlichkeit der wiederkehrenden Töne (etwas reimähnliches). Seine Erzählung wird Gedicht. Seine Zeitgenossen, voll Bewunderung der neuen Art von Schöpfung, die er gewagt hat, halten sein Werk ehrenwerth, hören es wiederholentlich mit Wohlgefallen, prägen es allmählich ihrem Gedächtnisse ein, und verewigen seine Lieder, so gut sie es können. So sind alle ursprüngliche Geschichten, wie die ältesten Lehren der Weisheit, gedichtsweise abgefaßt, und eben dieser Einkleidung wegen sind sie nicht mehr so leicht der Verfälschung unterworfen, als die bloße Ueberlieferung, die sich, ohne durch gewisse Regeln des Wohllauts und des gewählteren Ausdrucks eingeschränkt zu seyn, von Mund zu Munde, nach der Willkür jedes Erzählers, fortpflanzt. Jedoch auch diese Lieder sind der allmähligen Verstümmelung ausgesetzt. Wem etwa ein Wort entfallen ist, setzt ein anderes an dessen Stelle; die etwa darin vorkommenden Namen lauten in jedem Munde anders, und manche Stellen gehen ganz verloren; oder, wo so eine Lücke entstanden ist, wird sie von einem späteren Genie un-

richtig ausgefüllt. Wenn gleich dem Volke die ältesten Reste der Dichtkunst, die sich bei ihm erhalten haben, wie die Personen, von denen sie herrühren, viel zu ehrwürdig sind, als daß eine Entweihung derselben durch muthwillige Künstelei zu besorgen wäre: so wissen wir ja, wie es in unsern Tagen mit Liedern geht, die beim gemeinen Manne in häufigem Gebrauche sind. Ungeachtet in den neueren Gedichten das viel bestimmtere Sylbenmaaß und der viel richtigere Reim eine Verfälschung derselben schwerer macht, als bei den uralten rauhen Bardengesängen; ungeachtet die richtige Lesart durch Abschriften und durch den Druck von Zeit zu Zeit wieder in dem Gedächtnisse des Volks aufgefrischt wird: so hören wir doch von solchen Liedern, die sich jetzt von Munde zu Munde fortpflanzen, Verfälschungen genug bei dem gemeinen Manne. Hierzu kommt, daß sich die Sprache eines Volks im Laufe der Zeit ändert, und zwar desto merklicher, wenn keine Schrift die Ausartung derselben aufhält. Daher werden die ältesten Geschichtslieder mit der Zeit unverständlich. So wie man anfängt, nicht mehr recht zu wissen, was man singt, wird man gleichgültiger gegen ein solches Lied; es wird allmählich ganz vergessen, oder durch neuere Lieder verdrängt.

Sehr wichtige Begebenheiten der Vorzeit sind auch wohl bei einem Volke durch Denkmäler verewigt worden. Man hat wohl an der Stelle, wo eine Schlacht vorfiel, wo ein Held begraben wurde, wo dem Stammvater einer merkwürdigen Familie etwas wichtiges begegnete, einen Stein aufgerichtet; man hat vielleicht den Baum, unter welchem eine große Berathschlagung gehalten worden, als ehrwürdig angesehn, und ihn den spätern Enkeln mit Erwähnung des Ursprungs seiner Denkwürdigkeit gezeigt. Aber ein solcher Baum starb mit der Zeit ab. Man pflanzte keinen neuen an seiner Stelle, oder auch dieser neue ging wieder aus. Der Stein verwitterte, fiel um, wurde mit Erde bedeckt, oder durch Wasserfluten und andere Zufälle verschüttet oder zertrümmert. Wenn er auch blieb, so hörte er doch endlich auf, ein Denkmal der Begebenheit zu seyn, zu deren Verewigung er ursprünglich bestimmt war. Mit den Greisen, die selbst an der Errichtung des Denkmals Theil genommen hatten, starb das lebendige Interesse an der Begebenheit und die genaue Kenntnisse derselben aus. Wenige Menschenalter nachher war die Sage verunstaltet oder vergessen. Wir dürfen ja nur in alte Kirchen, zerstöhrte Schlösser und bejahrte Wälder gehen, und uns das merkwürdige derselben von den

benachbarten Einwohnern erzählen lassen, um uns zu überzeugen, wie bald die Fabel in solchen Fällen den Platz der Geschichte einnimmt.

Aus diesem allen ergiebt sich zur Gnüge, daß die Geschichte eines Volkes nicht eher etwas zuverläßiges wird, als bis die **Schreibekunst** ins Mittel tritt. Diese allein ist im Stande, den spätesten Enkeln frühere Begebenheiten richtig zu überliefern. Aber man würde irren, wenn man weit in das Altertum hinauf schriftliche Denkmäler erwartete, weil die Schreibekunst in der That, wenigstens bei den merkwürdigsten Völkern der Vorzeit, schon sehr früh bekannt war. Wenn auch einige wenige im Besitze des Geheimnisses zu schreiben waren, so schrieben sie nicht immer die Geschichte ihres Volks; und thaten sie es auch, so waren die Schreibematerialien entweder zu kostbar, als daß viele Abschriften konnten genommen werden; oder sie waren so vergänglich, daß sie in kurzer Zeit ein Raub der Zerstöhrung wurden. Und was sich noch erhalten hatte, ging vielleicht durch Verheerungen von Wasserfluthen, von Erdbeben, feuerspeienden Bergen, verwahrloseten oder absichtlich entzündeten Flammen, durch Kriege oder Vernachläßigung unter.

Dies sei genug, um zu erklären, warum überhaupt alles, was wir Geschichte der Menschheit nennen, bei weitem nicht so alt ist, als das menschliche Geschlecht, und warum auf diesen Wegen durchaus keine Nachrichten von dem frühsten Zustande unserer Urväter auf uns gekommen sind. Aber ganze Nationen sind auch hier wieder einzelnen Menschen ähnlich. Wenn ich mich gleich nicht erinnern kann, wie ich als Kind dachte und handelte, durch welche allmählige Stufen der Entwickelung ich fortging, und welche Schritte ich in den ersten Jahren machte, um zu den Fertigkeiten zu kommen, von denen ich jetzt glauben möchte, daß sie mir angeboren wären: so habe ich doch ein untrügliches Mittel, dies alles, wenigstens den Hauptumständen nach, zu erfahren. Jedes Kind, welches ich kennen lerne und unter meinen Augen aufwachsen sehe, erzählt mir gleichsam meine eigne Geschichte. Es könnte seyn, daß eines oder das andere von diesen Kleinen, die ich jetzt beobachte, sehr viel bessere oder schlechtere Anlagen hätte, als die waren, womit ich geboren wurde; es könnte seyn, daß der Unterschied der äußeren Umstände meine Entwickelung mehr begünstigt oder gehindert hätte; aber ich sehe mehrere Kinder, und finde bei der Vergleichung, wie

sehr sie sich alle ähnlich sind, und wie sie alle beinahe dieselben Schritte machen. Ich stelle diese Beobachtungen zusammen, sondere mir daraus den Charakter der Kindheit ab, und schließe, daß ich auch einst so ein Geschöpf müsse gewesen seyn, wie diese Kleinen sind, und daß ich, wie sie, zu meinen jetzigen Fertigkeiten und Kenntnissen müsse gekommen seyn.

Eben so sind wir berechtigt, mit der frühsten Geschichte der Nationen zu verfahren. Seitdem **Columbus** die zweite Halbkugel der Erde entdeckt hat, sind wir mit mehreren Völkern bekannt geworden, die noch auf einer der untersten Stufen der Kultur stehn. Wir haben durch Vergleichung gefunden, daß auch die, welche schon einige beträchtliche Schritte vorwärts gemacht hatten, doch ehemals in eben dem Zustande gewesen seyn müsten, in welchem ihre unkultivirteren Nachbarn noch sind. Wir haben gesehen, daß auf dem ganzen Erdboden zerstreut das menschliche Geschlecht hier noch Kind, dort heranwachsender Knabe, dort Jüngling und dort emporstrebender Mann ist. Wir haben geschlossen, der letztere werde alle die Stufen durchlaufen haben, auf welchen wir die ersteren jetzt noch finden. Wir

haben die uralten Reste von Geschichten, die uns übrig geblieben sind, damit verglichen, und es ist uns geglückt, vermittelst dieser neuern Beobachtungen manches Räthsel zu entziffern, und in mancher verunstalteten Sage Sinn und Bedeutung zu finden. Diese Entdeckung sind desto wichtiger und zugleich desto zuverläßiger, da sie genau mit dem ehrwürdigsten Denkmal der Vorwelt, der ersten Geschichte des menschlichen Geschlechts, die wir in den Büchern **Mosis** finden, genau übereinstimmen, und dieselbe eben so glücklich erläutern, als sie selbst dadurch bestätigt werden.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Eilftes Stück.
Den 17ten März 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Die ersten Kapitel des ersten Buchs Mosis enthalten die hauptsächlichsten Grundlinien einer Geschichte des ursprünglichen Stammvaters des menschlichen Geschlechts, und der ersten Ausbreitung seiner Nachkommen auf der Erde. Ungeachtet es nicht in den Plan dieser Schrift gehört, die Leser mit einer umständlichen Auslegung dieser Mosaischen Erzählung zu unterhalten, zumal da zu einer gründlichen Auseinandersetzung derselben mancherlei Kenntnisse gehören, die ich nicht bei

jedem Leser voraussetzen kann: so wird es doch hoffentlich keinem anders als angenehm seyn, bei genauerer Vergleichung zu finden, wie genau diese Mosaische Geschichte mit dem übereinstimmt, was die Vernunft über die allmählige Entwickelung des menschlichen Geschlechts, und über seine fortschreitende Bildung zur Gesellschaft lehrt, und zugleich durch Beobachtung noch uncultivirter Völker bestätigt wird.

Sollte das neugeschaffene erste Menschenpaar nicht früh ein Raub des Todes werden, so muste es sich in einem Zustande befinden, wo es wenige oder gar keine Unbequemlichkeiten, Beschwerden und Gefahren zu bekämpfen hatte. Aller Gebrauch, den wir von unsern Kräften machen können, ist eine Folge der Uebung. So einfach auch die Bewegung der Glieder ist, die zu einer Vertheidigung gegen einen geringen Anfall angewendet werden muß, so setzt sie doch nicht nur Kenntniß von der Gefahr, der man ausgesetzt ist, sondern auch von den Mitteln, sie zu vermeiden, voraus, und erfordert einige Fertigkeit in dem Gebrauche der Glieder. Wie hätte daher das erste Menschenpaar bestehen wollen, wenn sie gleich mit ihrem ersten Lebenshauche in einen Zustand gere-

ten wären, wo sie hätten können von wilden Thieren angegriffen werden? So bald auch die Erfindung einer leichten Bekleidung aus Blättern, und einer Höhle oder eines Daches gemacht ist, so würde sie doch dem Menschen, der noch unbekannt mit Beschwerden war, eine unsägliche Mühe verursacht, und ihm sein Leben zu einer unerträglichen Marter gemacht haben, wenn er sogleich durch Rauhigkeit des Himmelsstrichs und der Witterung wäre gezwungen worden, auf Erfindungen dieser Art seine ungeübten Kräfte zu verwenden. Was war also nothwendiger für ihn, als ein Aufenthalt unter einem milden Himmel, wo er der Bedeckung entbehren konnte? So leicht es unter einem solchen Himmel in einer fruchtbaren Gegend wird, die nöthige Nahrung zu finden: so muste doch ein überflüßiger Vorrath von wohlschmeckenden und gesunden Früchten, die ihn auch durch äußern Reiz zum Genusse einluden, vorhanden seyn, wenn ihm sein Leben gleich Anfangs zur Freude und durch keine Beschwerde verbittert werden sollte. Alles dies drückt **Moses** in seiner Erzählung aus, wenn er sagt: „Gott der Herr „pflanzte einen Garten in Eden gegen den Mor„gen, und setzte den Menschen darein, den er „gemacht hatte."

Wo dies **Eden**, auch das Paradies gelegen habe, ist nun wohl nicht mehr auszumitteln, ungeachtet **Moses** mit großer Genauigkeit die Lage desselben beschreibt. Die gelehrtesten Forscher haben sich leicht über den **Euphrat** und **Tiger**, an deren Ufer es gelegen, vereinigt, aber über den **Pison** und **Gihon** sind die Meinungen getrennt geblieben. Wahrscheinlich sind jene Gegenden durch spätere Revolutionen so unkenntlich geworden, daß alle unsere Nachforschung deswegen vergeblich ist, weil die alten Flüsse ihr Bette verlassen, vielleicht ganz zu ströhmen aufgehört haben, und neue an ihrer Stelle ganz andere Erdstriche bewässern. Vielleicht ist der größte Theil des Landes, was vor der **Mosaischen** Wasserfluth über dem Meere hervorragte, jetzt Meeresgrund, und vielleicht ist dies auch der Fall mit **Eden**; alsdann laßt uns, wie de **Luc** sagt, „ den Garten **Eden** nicht länger suchen; dieser „ Aufenthalt einer vollkommenen Unschuld ist hie„ nieden dahin, sowohl in der physischen als mo„ ralischen Welt!“

Ein wahrer Stand der Unschuld muste dieser uranfängliche Zustand des Menschen allerdings seyn. Was für Begierden könnte ein Paar un-

bekleideter und erfahrungsloser Menschen wol haben, so lange ihnen der Erboden seine Nahrung ungefordert liefert, so lange sie durch niemanden ihres Gleichen in ihren Genüssen gestöhrt oder beeinträchtigt werden, so lange sie alle die Gegenstände nicht kennen, wodurch die Leidenschaften der Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft geweckt und angefacht werden? Die Wollust wäre die einzige, welche dem Scheine nach Statt finden könnte; allein es läßt sich leicht zeigen, daß auch diese hier wegfallen muste. Selbst unter Völkern, die sich schon weit von diesem ersten einfachen Zustande entfernt haben, bei denen längst keine Spur mehr von der uranfänglichen Unschuld ist, die vielmehr schon von mannichfaltigen Begierden umhergetrieben werden, ist doch der Trieb zur Fortpflanzung, so lange sie noch ohne engere gesellschaftliche Verbindung leben, weiter nichts, als der nackte Naturtrieb, der erst in engeren bürgerlichen Gesellschaften, durch Zwang, Reiz und Aufwiegelung der Phantasie in Wollust ausartet. Beweise davon sind die Deutschen des Tacitus und alle noch jetzt vorhandene wilde Völker, denen man diese Enthaltsamkeit wol eher als eine Tugend angerechnet hat, da

ste doch nichts weiter ist, als ein Werk der unentwickelten Natur.

Das Glücks dieses ersten Menschenpaars bestand natürlicher Weise in einem Lebensgenusse, der unmöglich in einem gleichen Maße jemals von ihren Nachkommen geschmeckt werden kann. Alles Entzücken, das der Blindgewesene empfindet, wenn er zum erstenmale sich des Tageslichtes erfreut *), ist nichts in Vergleichung gegen

*) Ich theile hier eine Schilderung davon aus Lichtenbergs Magazin für das Neuste aus der Physik und Naturgeschichte 4. B. 1. St. S. 21. mit. „Mann kennt die berühmte Operation von Cheselden" (deren auch wir in der Abhandlung über das Gesicht ausführlich erwähnt haben) „an einem Blindgebornen, dem er durch „Hinwegnehmung des Staars das Gesicht gab, „und bei der Gelegenheit philosophische Bemerkungen über die ersten Empfindungen des Sehens machte; diesen interessanten Versuch hat „Hr. Grant, ein geschickter Oculist in England „vor kurzem an einem Menschen von zwanzig Jahren wiederholt." (Nur bedaure ich, daß Herr Grant nicht eine solche Gelegenheit benutzt hat,

die Wonne, die sich des Neugeschaffenen bemächtigt haben muß wenn nach und nach durch alle Canäle, durch welche die Bekanntschaft mit der äußern Welt in unsere Seele dringt, sich lauter unbekannte Gegenstände seiner Empfindung dargeboten haben. Und durch nichts wurde er gestöhrt, sich diesem Entzücken ruhig zu überlassen! Kein Sinnen auf Befriedigung seiner Bedürfnisse, kein Hang, sich der Speculation zu überlassen, keine von den unzähligen Rücksichten, die der

interessante Versuche, zur Erweiterung der Wissenschaften und zur Entscheidung wichtiger Streitfragen anzustellen; dagegen er sich mehr darauf eingelassen hat, die Freude zu beobachten und zu schildern, die der geheilte Blinde empfand; weswegen sein Aufsatz mehr bei einer Veranlassung, wie die, wobei ich sie jetzt benutze, als bei Untersuchungen über die Natur des Gesichts von Brauchbarkeit ist.)

„Die ganze Freundschaft des jungen Men„schen wollte der Operation mit beiwohnen; es „sei nun aus Theilnahme an dem Schicksale des „Blinden, oder aus Neugierde, das Benehmen „eines erwachsenen Menschen von reifem Urtheile „in dem Augenblicke, wo er einen neuen Sinn

cultivirte Mensch oft bei seinen unschuldigsten Handlungen zu nehmen hat, keine unangenehme

„erhielt, zu beobachten. Herr Caswell, ein „Geistlicher, bat die Gesellschaft, den jungen „Menschen, im Fall er sein Gesicht erhalten „sollte, seine ersten Beobachtungen ganz für sich „machen zu laßen, und ihm durch keine Darstel„lung irgend eines Gegenstandes, mit dem er „vorher durch seine übrigen Sinne wäre vertraut „gewesen, darin zu stöhren, besonders ermahnte „er dessen Verwandten, sich ja nicht durch ihre „Stimme zu erkennen zu geben. Die Mutter „des Blinden, seine Brüder, Schwestern und „ein Frauenzimmer, das ihm eine sehr lebhafte „Freundschaft eingeflößt hatte, waren zugegen, „als Herr Grant seine Operation verrichtete, „welches mit vieler Geschicklichkeit und Einsicht „geschah."

„In dem Augenblicke, da der Kranke die „ersten Strahlen des Lichts empfing, verfiel er in „eine Art von convulsivischer Entzückung, welche „eine nahe Ohnmacht fürchten ließ. Der Oculist „stand vor ihm mit seinen Instrumenten in der „Hand, und der junge Mensch betrachtete ihn „sehr aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen; „in der Folge heftete er seinen Blick auch auf

Erinnerung, keine trübe Aussicht in die Zukunft störte ihn, in seinem Genusse. Jeder seiner

„seine eigene Person, gleichsam als wollte er eine „Vergleichung zwischen sich und Herrn Grant „anstellen. Es schien, als ob er eine vollkomme„ne Aehnlichkeit zwischen seinen und Herrn „Grants Händen bemerkte, indessen ward er „durch die Instrumente irre gemacht, die er für „etwas zu H. Gr. Hand unmittelbar gehörendes „zu halten schien."

„Nach diesem ersten Augenblicke der Verwun„derung konnte sich die Mutter des Kranken vor „tausend in ihrer Seele vorgehenden Bewegun„gen nicht länger zurück halten, und warf sich „mit lauten Ausrufungen ihrem Sohne um den „Hals. Wie der junge Mensch diese Stimme „hörte, so konnte er nichts weiter heraus bringen, „als: „O Gott, wo bin ich? Seid ihr meine „Mutter?" und so fiel er in Ohnmacht."

„Wie er wieder zu sich selbst kam, so machte „die Stimme des jungen Frauenzimmers, das er „liebte, einen heftigen Eindruck auf ihn, und „seine Neugier verdoppelte sich, als er seine Au„gen auf sie richtete. Nachdem er einige Minu„ten ganz stumm gewesen war, so rief er aus: „was hat man mit mir gemacht? wo bin ich?

Sinne konnte aus dem Meere der Freuden um ihn her schöpfen; und mit dem Vergnügen, das der bloße Reiz der Sinne gewährt, ströhmte zugleich die unendlich größere Freude der vermehrten Erkenntniß in seine Seele.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein „sei." Lange hätte vielleicht Adam noch allein

„sind die Gegenstände, die ich sehe, diejenigen, „wovon ich so oft habe sprechen hören? das nennt „man also sehen? Seid ihr auch so glücklich, „wenn ihr zu einander sagt: „ich bin erfreut „Sie zu sehen?" Wo ist Tom, der mich zu be„gleiten pflegte? Aber es kommt mir vor, als ob „ich ohne seine Beihülfe allenthalben würde hin„gehen können."

„Er versuchte hierauf einige Schritte vor„wärts zu gehen, aber alle Gegenstände schienen „ihn schüchtern zu machen. Wie man seine Ver„legenheit bemerkte, so rieth man ihm, daß er „sich von seinem Geleitsmann so lange führen „laßen sollte, bis er mit seinem neuen Daseyn „vertrauter wäre." (Schüchtern musten ihn die Gegenstände machen, weil er die Sehekunst noch gar nicht verstand, und daher die Entfernungen

in seinem neuen Zustande verweilen können, ohne das Bedürfniß des Umgangs gefühlt zu haben. Seine Thätigkeit wurde durch unzählige Gegenstände um ihn her zu sehr gespannt, als daß er in Gefahr gewesen wäre, so bald eine Leere in seiner Seele zu bemerken. Aber die Ausbildung seines Geistes würde viel langsamere Schritte gemacht haben, wenn er sich lange selbst überlassen

der Dinge nicht zu beurtheilen wuste, weswegen er sich vorstellte, daß alles, was er sah, dicht um und neben ihm sei) „Man stellte ihm seinen „Tom vor, und Hr. Caswell fragte ihn, was er „sich für eine Vorstellung von ihm gemacht, ehe „er ihn gesehen habe; und er gab zur Antwort: „er habe den Tom für eine viel kleinere Maschine, „aber von einerlei Gattung mit sich selbst, gehal„ten."

„Sobald diese neue Verwandlung etwas „ruchtbar geworden war, lief die ganze Nachbar„schaft hinzu, um Zeuge davon zu seyn. Wie „nun der junge Mensch den Haufen immer größer „werden sah, so fragte er Herrn Caswell, wie „viele Personen er hier auf einmal vor sich sähe. „Diese naive Frage machte, daß Hr. C. lächeln „muste. Dieser Geistliche stellte ihm die unver-

geblieben wäre. Die Sprache, dies Hauptmittel zur Entwickelung der Vernunft, wäre ihm weniger nothwendig gewesen, und er würde ihr immer nur einen äußerst engen Umfang gegeben haben. Zwar ist es dem Menschen natürlich, seine Empfindung durch Laute auszudrücken, und eben so natürlich, hörbare Gegenstände mit seiner Stimme nachzuahmen, selbst wenn er nicht die Absicht hat, einem andern diese Gegenstände durch seine Töne zu bezeichnen. Wir finden bei den Kindern, sobald sie einige Besonnenheit zeigen, daß sie mit ihrer Stimme alle einfache Laute, die sie vernehmen, nachäffen; und wenn es Personen giebt, welche durchaus stumm blei-

„meidliche Nothwendigkeit vor, daß er wieder in „seinen vorigen Zustand zurückkehren, und sich die „Augen verbinden laßen müsse, bis sie nach und „nach stark genug würden, das Licht zu ertragen. „Ihr müßt euch erinnern, sagte er ihm ganz sinn„reich, daß ihr auch nur nach und nach habt gehen „lernen, und mit dem Sehen hat es ganz dieselbe „Bewandniß. Es kostete indessen viele Mühe, „ihn zu dieser kurzen Aufopferung zu bereden. „Man führte ihn in ein finsteres Zimmer, bis sein „Gesicht stark genug geworden war, die gehörigen „Dienste zu thun."

ben, so ist immer ein völliger Mangel des Gehörs daran schlug. Auch erzählt Moses, daß der neugeschaffene Mensch, noch ehe ihm seine Gattin gegeben wurde, den Thieren, die er um sich sah, ihre Namen gegeben habe. Unstreitig würde er es dabei haben bewenden lassen, daß er noch dann und wann, bei dem Anblicke eines einzelnen Thiers diesen Namen wiederholt hätte; aber auf diese Benennung sichtbarer Dinge, die ihm zugleich hörbar waren, und auf den einfachen Naturlaut, der gleichsam durch Empfindung unwillkürlich hervorgepreßt wird, würde sich auch sein Sprachschatz eingeschränkt haben, wenn er nicht durch den Umgang mit einem Wesen seines

„Die Zeit seiner Gefangenschaft über war er „untröstlich. Er warf seinen Verwandten vor, „daß sie sich der Zauberey bedient hätten, um ihn „zum besten zu haben. Als einige Tage nachher „der Augenarzt erlaubte, die Binde abzunehmen, „so trug man dem jungen Frauenzimmer diese „Verrichtung auf; denn man hatte Grund zu ver„muthen, daß sie sich hierdurch ihrem Liebhaber „noch angenehmer machen, und so viel Gewalt „über ihn erlangen würde, die ersten Ausbrüche „seiner Freude zu mäßigen."

Gleichen wäre aufgefordert worden, auf eine Vermehrung seiner Wörter und auf eine bestimmtere Bezeichnung seiner Vorstellung zu denken. Der einzelne Naturlaut, der ein bloßer Ausbruch der Empfindung ist, war nicht hinreichend wenn er seine Gefährtin von dieser Empfindung so unterrichten wollte, daß sie an derselben Theil nehmen konnte; er muste also einen bestimmteren Ausdruck suchen, und so allmählig Wörter und Verbindung derselben erfinden.

Meine Leser werden aus dem, was ich eben gesagt habe, sehen, daß ich die Sprache für eine Erfindung des Menschen halte, und nicht, wie viele Philosophen behauptet haben, glaube, daß sie von Gott dem Menschen anerschaffen und auf irgend eine Weise (durch einen unmittelbaren Unterricht) beigebracht sei. Ohne mich auf eine weitläuftigere Auseinandersetzung dieser Sache, die hier nicht gerade in meinem Wege liegt, einzulassen, will ich nur kurz meine vornehmsten Gründe vortragen. Man sagt: „zur Erfindung „einer Sprache gehört Vernunft. Die Vernunft „wird aber erst vermittelst der Sprache bei dem „Menschen entwickelt und gebildet; folglich würde

„man etwas gleich ungereimtes annehmen müssen, „man möchte sagen, der Mensch, der selbst die „Sprache erfunden hätte, habe diese Erfindung ohne „Vernunft machen, oder er habe Vernunft, ohne „Sprache besitzen können. Hieraus würde denn „aber folgen, daß die Sprache ihm durch Dazwi„schenkunft Gottes müsse mitgetheilt worden seyn.“

Wenn wir aber bedenken, daß weiter nichts als angeschaffene Anlage zur Vernunft und zur Sprache hinreichend war, damit der Mensch allmählig von dem einfachen Naturlaute zur Bildung unvollkommnerer und mehr vollkommner Wörter fortschreiten konnte: so wird nichts widersinniges in der Behauptung liegen, daß die Entwickelung der Vernunft und Sprache bei dem Menschen sich wechselseitig unterstützt und in ihrem Anwachs ohngefehr gleichen Schritt gehalten habe. Moses sagt von einer anerschaffenen Sprache, oder von einem unmittelbaren göttlichen Unterricht in derselben nichts. Wozu sollen wir also etwas wunderbares annehmen, so lange wir mit einer natürlichen Erklärung der Sache auskommen können?

Man sagt ferner: die Sprache sei so etwas künstliches, weises und vollkommnes, daß sie gleich-

sam den Stempel einer göttlichen Abkunft unverkennbar an sich trage. Allein gerade dies kann ich in allen mir bekannten Sprachen am wenigsten finden. Alle Sprachen haben nicht nur ganz eigene Mängel und Unvollkommenheiten, die sichtbar genug das Gepräge der menschlichen Schwäche verrathen; sondern sie weichen auch in ihrer ganzen eigentümlichen Einrichtung so sehr von einander ab, daß man deutlich genug sieht, wie mannichfaltige Versuche die Menschen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden gemacht haben, das Bedürfniß, sich ihre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, so gut als möglich zu befriedigen.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Zwölftes Stück.

Den 24sten März 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Das erste Menschenpaar blieb nicht so, wie es aus der Hand des Schöpfers gekommen war; und konnte so nicht bleiben. Hätten wir die Erzählung der wichtigen Veränderung, die mit ihnen vorging, nicht in den ersten Capiteln des ersten Buchs Mosis, so würden wir jetzt mit unserer Vernunft wol nicht gerade diese Art ihrer erfolgten Ausartung erdenken; aber immer würde ein ernsthaftes und geprüftes Nachdenken

uns auf etwas ähnliches leiten. Wir würden es höchst wahrscheinlich finden, daß die Menschen nach und nach alle ihre Kräfte versucht, und auch von ihrer Freiheit Gebrauch gemacht haben werden; daß in ihrem Herzen sich Begierden geregt, eine gewisse Stärke erlangt, die Vernunft betäubt und überwogen, irgend eine schädliche Handlung veranlaßt und so den Menschen zum erstenmale mit der lästigen Empfindung der Reue werden bekannt gemacht haben. Hiervon würde der Erfolg kein anderer, als der Verlust jener Kindesunschuld gewesen seyn, die ihren Zustand biß dahin so durchaus froh gemacht hatte, und die nun auf immer dahin war. Gerade dies ists, was auch der Hauptsache nach aus **Mosis** Erzählung hervorgeht. Eine genauere Zergliederung derselben gehört nicht hieher, und sie erfordert zu weitläuftige Entwickelung mehrerer Vorerkenntnisse, als daß ich, ohne gemißdeutet zu werden, eine kurze Erklärung davon anführen könnte. Genug, das menschliche Geschlecht ist sichtbarer Weise nicht mehr, wie es in seinem uranfänglichen Zustande gewesen seyn muß, und es hat gewiß einmal angefangen, diesen Zustand zu verlassen. Dies ist außer allem Zweifel; und ohne allen historischen

Bericht würde die Vernunft es immer höchst wahrscheinlich finden, daß das erste Menschenpaar, wie Moses es ausdrückt, zur Erkenntnis des Unterschiedes zwischen dem Guten und Bösen gekommen sei.

Die Menschen lebten damals noch sehr lange. Man hat es unwahrscheinlich gefunden, daß die ersten Abkömmlinge Adams ihr Leben bis auf acht, neun hundert und gar bis gegen tausend Jahr gebracht haben sollen. Man hat zu dem Ende angenommen, daß entweder nicht unsere Sonnenjahre gemeint seyn müssen, oder daß die meisten Namen in Mosis ohnehin nicht ganz erklärlichen Stammtafel nicht einzelne Personen, sondern ganze Stämme bedeuten. So viel ist aber gewiß, daß uns ein sehr hohes Alter der ersten Menschen desto wahrscheinlicher wird, je mehr wir unsere jetzigen Erfahrungen über das Lebensziel unserer Zeitgenossen, und die Ursachen, die dasselbe verkürzen, in Erwägung ziehn.

Daß unter uns Leute von hundert und mehr Jahren zu den Seltenheiten gehören, darf uns nicht befremden. Ein Theil des Menschenge-

schlechts schwächt seine Gesundheit durch Weichlichkeit und unnatürliche Lebensart so sehr, daß es uns unbegreiflich scheinen möchte, wie unter denselben noch so viele ein männliches Alter erreichen. Gewaltsame Begierden, von denen sie umher getrieben werden, eine unnatürliche Lebensweise, schwächende Getränke, ungesunde Speisen, gänzliche Umkehrung der Ordnung in der Natur erschöpfen die Lebenskraft so sehr, daß der Körperbau nicht einmal seine völlige Ausbildung erhält, und also viel weniger zu einer ihm eigentlich angemessenen Dauer tüchtig werden kann. Sehen wir unter diesen Weichlingen nicht eben deswegen oft Greise, die kaum vierzig Jahr alt sind, und Jünglinge mit aller Entkräftung und Schwächlichkeit eines hohen Alters? Ein anderer Theil des jetztlebenden Menschengeschlechts zehrt unter tausendfacher Anstrengung seine Kräfte zu schnell auf, als daß eine lange Haushaltung mit denselben möglich wäre. Wenn der Geist des Kindes schon früh zu einer Thätigkeit, die seinen Jahren nicht angemessen ist, gezwungen wird; wenn die edelsten Säfte, die von der Natur zum körperlichen Wachsthum würden angewandt werden, sich durch Geistesarbeit erschöpfen, wenn

dem Knaben alle Gelegenheit, seine körperliche Kraft zu üben und dadurch zu erhöhen, ja sogar der fleißige Genuß der freien Luft entzogen wird: so ist wol nichts natürlicher, als daß der so gebildete Mensch völlig den Früchten gleicht, die im Treibhause gezogen werden, sich gleich ihnen früh entwickelt, aber auch desto schneller dahinwelkt. Bei derjenigen Menschenklasse, welche die Entwickelung ihres Geistes mehr dem Zufalle überläßt, und der Vernunft nur so viele Rechte einräumt, als sie sich selbst unter den alltäglichen Erfahrungen des Lebens nimmt, finden zwar nicht die jetzt angeführten Hindernisse einer größeren Entwickelung der körperlichen Kräfte und der denselben gemäßen Lebensdauer Statt; aber es treten andere an deren Stelle. Die künstliche Maschine, die wir unsern Leib nennen, bedarf einer beständigen Uebung, wenn sie ihre volle Stärke erhalten soll; aber allzugroße Anstrengung befördert ihre Zerstöhrung; und allzufrühe Anstrengung hindert ihren Wachstum. Jede Fiber, die zu einer gewaltsamen Anspannung gezwungen wird, büßt allmählig ihre Biegsamkeit ein, sie wird mit ihren Nachbarn zusammengedrängt, schließt sich mit der Zeit fest an dieselben

an, und macht es dem ganze Gliede unmöglich, sich nach allen Seiten auszudehnen. Die Gefäße, welche auf diese Art zusammengepreßt werden, können sich nicht gehörig erweitern, der Umlauf der Lebenssäfte wird dadurch eingeschränkt, und beides, der Wachstum und die Dauer der Maschine wird gehindert. Man sehe nur, um sich hiervon zu überzeugen, die Hände derer an, die in ihren früheren Jahren schon anfingen, harte Arbeit zu thun. Wie wenig Biegsamkeit ist ihnen übrig geblieben, wie fest sind alle weiche Theile geworden: wie sehr muß dadurch der ungehinderte Umlauf der Lebenssäfte zurückgesetzt werden! Und doch finden wir gerade unter dieser Menschenklasse noch die meisten Beispiele von Greisen, die biß in ihr siebenzigstes, achtzigstes Jahr Stärke und Munterkeit behalten, und ihr Lebensziel biß auf hundert Jahre und drüber bringen. Vielleicht wären Beispiele dieser Art noch häufiger, wenn nicht auch unter diesen Leuten die Leidenschaften ihren Körperbau zerrütteten, und häuptsächlich Sorgen ihre Kräfte verzehrten. Wie gewaltsam Sorgen und Gram an der Lebensblüthe nagen, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man Menschen sieht, die in

wenigen kummervollen Monaten ihr Ansehen so verändern, als wären sie eben so viele Jahre älter geworden.

Je mehr in der Verfassung der ersten Menschengeschlechter dies alles hinwegfiel, desto leichter ist es zu begreifen, daß sie ihr Alter bis zu einem weit höheren Ziele bringen konnten. Unter einem gemäßigten Klima konnte es ihnen immer noch viel leichter werden, ihren Unterhalt zu finden, so daß sie weder mit so vielen Sorgen, noch mit so vielen Mühseligkeiten zu kämpfen hatten, als die jetzige größte Hälfte des Menschengeschlechts. Noch wurden sie von keiner Mode tyrannisirt, und von keiner herrschenden Weichlichkeit entnervt. Noch hatten sie weniger vom Sturme der Leidenschaften zu dulden. Zwar sind alle Begierden des Menschen desto heftiger, je weniger seine Vernunft angebaut ist; aber sie halten nicht so lange an, theilen ihr Gift nicht so schleichend dem ganzen Marke mit, nagen sich nicht so langsam in das Innerste ein. Und gerade die Leidenschaften, die sich von den edelsten Säften nähren, haben nicht so häufige Veranlassung zu erwachen, und beschäftigen nicht mit solcher Anstrengung die Seele.

Hierzu kommt, daß die Kinder noch nicht in einer so langen Reihe, wie jetzt, die Schwächung ihrer Vorfahren erbten; und wahrscheinlich war auch selbst die Beschaffenheit der Luft einem langen Leben zuträglicher, als jetzt. So viele Veranstaltungen auch in der Natur getroffen sind, unsere Atmosphäre von den Unreinigkeiten zu säubern, die durch Ausdünstungen der Thiere, durch Verwesung organischer Körper, durch das Feuer und durch stehende Gewässer in jedem Augenblicke überall verbreitet werden; so ist doch leicht zu begreifen, daß alle diese Anstalten in der Urwelt einen reineren Dunstkreis verschaffen konnten, je geringer das Maß der verdorbenen Luft war, die sie zu verbessern hatten. Und da wir sehen, daß wenn alle übrige Umstände, worin die Menschen sich befinden, möglichst gleich sind, ihre größere oder geringere Lebensdauer von dem Clima, worin sie leben, abhängt: so würde es auch nichts ungereimtes seyn, anzunehmen, daß selbst das Clima, welches die ersten Geschlechter nach Adam bewohnten, ihre Lebensdauer begünstigt habe. Daß jetzt jene Gegend von Asien, wo allem vermuthen nach die ersten Menschen, die den Garten

Eden verlassen hatten, ihren Wohnsitz aufschlugen, nicht mehr so sehr alte Greise hervorbringt, kann uns nicht befremden. Das Clima ändert sich allmählich durch Kultur und Vernachläßigung des Bodens, und oft auch nur durch Kultur oder Nachläßigkeit der Nachbarn. Vielleicht hat auch das Entstehen neuer Gewässer oder Gebirge durch die Mosaische Fluth in eben der Gegend das Clima so verwandelt, daß jetzt nicht mehr der glückliche Einfluß desselben vorhanden seyn kann, und alle bereits angeführten Gründe einer grösseren Sterblichkeit auch auf die Einwohner eben des Himmelstrichs wirken, wo sonst der Mensch ein sehr hohes Alter erreichte. Merkwürdig ist es indessen, daß Strabo glaubte, die frommen und kein Fleisch essenden Indier würden noch zu seiner Zeit zwei bis dreihundert Jahre alt.

Das lange Leben der ersten Menschen und ihrer unmittelbaren Nachkommen machte zugleich eine weit schnellere Bevölkerung des Erdbodens möglich; da bei einer so dauerhaften Gesundheit nicht nur die Fruchtbarkeit größer seyn muste, sondern auch die alten immer noch die Zahl der

Lebendigen vermehren halfen. Süßmilch *) hat durch eine scharfsinnige Berechnung gezeigt, daß schon vor der Sündfluth alle Welttheile so stark, wie jetzt bevölkert seyn konnten; und er führt eine Tabelle an, welche der große Euler entworfen, bei welcher kein hohes Alter der Stammväter und keine große Fruchtbarkeit der Ehen angenommen wird, und die dennoch zeigt, daß in einer Reihe von drei hundert Jahren über vier Millionen Menschen von einem einzigen Paare entstehen können.

Euler nimmt an 1) daß im Anfange zwei Eheleute gewesen von zwanzig Jahren; 2) daß ihre Nachkommen sich jederzeit auch im zwanzigsten Jahre verheirathen; und 3) aus jeder Ehe sechs Kinder erzeugt werden. (Dies würde im Durchschnitte noch jetzt erfolgen, wenn es nicht so viele ungleiche Ehen gäbe, wenn gleich und gleich, und alle zur rechten Zeit heirathen könnten.) Damit aber 4) nicht alle Jahre eine Veränderung vorgehe, so sollen immer Zwillinge auf

*) S. göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschl. Geschlechts. 1 Th. S. 290.

die Welt kommen, nemlich aus jeder Ehe das erste Paar im 22sten, das andere im 24sten und das dritte im 26sten Jahre. (Dies wird nur zur Erleichterung des Ueberblicks der Rechnung angenommen. Denn es ist völlig einerlei, ob ich annehme, daß in sechs Jahren hintereinander jedes Jahr ein Kind gebohren werde, oder daß in eben dieser Zeit drei Paar Zwillinge zu Welt kommen; wenn nur die Annahme von sechs Kindern auf jeder Ehe nicht überhaupt zu groß ist; und das ist sie nicht, sobald wir die angeführten Umstände, die in der Urwelt gewiß Statt fanden, voraussetzen.) Es sollen 5) alle Kinder am Leben bleiben, sich verheirathen und nicht eher sterben, als biß sie vierzig Jahre alt sind. (Auch dies ist wieder zur Erleichterung des Ueberblicks angenommen, und trägt nichts dazu bei, die Menschenzahl zu vergrößern; denn wenn gleich von allen Kindern vorausgesetzt wird, daß sie leben bleiben, so wird dafür von allen Lebendigen wieder angenommen, daß sie im vierzigsten Jahre sterben. Dies ist ohngefähr bei der jetzigen Kürze des Lebens die mittlere Dauer desselben im Ganzen, das heißt, wenn wir alle zugleich Lebenden zählen, von jedem das wirk-

liche Alter ansetzen, die Zahl ihrer Jahre zusammenrechnen, und solche mit der Menschenzahl dividiren, so wird ohngefähr auf jeden ein Alter von vierzig Jahren kommen. Bei der viel größeren Lebensdauer vor und bald nach der sogenannten Sündfluth ist dieses mittlere Alter natürlicher Weise sehr viel größer. Wenn daher auch die Fruchtbarkeit der Ehen zu groß scheinen möchte; so wird die Sache wieder dadurch gleich.)

Nach diesen Sätzen werden also im Anfange nur zwei Personen seyn, nach zwei Jahren viere; nach vier Jahren sechse, nach acht Jahren achte. Von dieser Zeit an geht keine Veränderung vor, als biß die zwei ersten Kinder das 22ste Jahr erreicht, welches nach 24 Jahren geschieht, da erst wieder zwei Kinder zur Welt kommen. Zwei Jahre nachher wird dieses Paar noch zwei, dasjenige aber, welches im vierten Jahre geboren, auch zwei Kinder liefern; im 28sten Jahre werden sechs Kinder kommen; im 30sten wieder nur viere, und so fort. Um sich von diesem, Anfangs unordentlichen, Wachstume einen Begriff zu machen, ist am angeführten Orte eine Ta-

belle beigefügt, deren Einsicht ich meinen Lesern überlassen muß.

Die schnelle Vergrößerung der Menschenzahl muste nothwendig auf ihre Lebensart einen mannigfaltigen Einfluß haben. Wenn unter einem milden Himmel einige wenige Menschen mit grosser Leichtigkeit vom freiwilligen Ertrage des Feldes leben können, so ist dies doch nicht mehr möglich, sobald ihrer viele neben einander wohnen. Sobald also die erste Familie durch Enkel und Großenkel vermehrt wurde, blieb nur eine zwiefache Wahl: entweder sie sahn sich zur Trennung von einander genöthigt, oder sie musten darauf denken, durch ihren Fleiß den Mangel des Unterhalts ersetzen. Zu der ersteren konnten sie sich natürlicher Weise nicht anders als ungern entschließen. Wie viel Ueberwindung muste es nicht dem Stammvater kosten, diejenigen von sich zu lassen, deren Umgang und Beistand ihm so viele Vortheile gewährt hatte! Wie schwer muste es nicht den Enkeln werden, sich aus den Armen derer loßzureißen, unter deren Augen sie aufgewachsen waren; sich in einer unbekannten Gegend auszubreiten, und die größere Leichtig-

keit, sich zu ernähren, mit Aufopferung aller der Vortheile zu erkaufen, die aus einer größeren Gesellschaft entspringen. Alle diese Betrachtungen waren eben so viele Bewegungsgründe, durch Anstrengung von allerlei Art den Abgang von Nahrungsmitteln zu ersetzen. Zweierlei Mittel blieben ihnen zu diesem Ende nur übrig. Entweder sie musten das Feld bauen, nützliche Pflanzen pflegen und auf Vermehrung und Sicherheit ihrer Erndten denken; oder sie musten sich entschließen, aus dem Thierreiche, wo nicht den hauptsächlichsten, doch einen ansehnlichen Theil ihrer Nahrung zu nehmen. Die Erfahrungen und Beobachtungen weniger Jahre waren hinreichend, um ihnen so viele Kenntnisse zu geben, als zu den ersten rohen Versuchen des Ackerbaues nöthig waren. Und wahrscheinlich wurden sie auch früh schon durch das Beispiel der Raubthiere veranlaßt, die Probe mit dem Essen des Fleisches zu machen. Sobald sie an diesem Geschmack gefunden hatten, war es natürlich, auf Mittel zu denken, sich den Besitz gewisser Thiere zu erleichtern und zu versichern. Dazu gab es wieder nur einen zwiefachen Weg: entweder die Jagd, oder die Viehzucht.

Die Jagd ist beschwerlich und giebt nicht einen sicheren Unterhalt. Mit keinen anderen, als den einfachsten Waffen, etwa einer unförmlichen Keule und einem Steine versehen, muste es den ersten Jägern herzliche Mühe machen, so viel Thiere zu erlegen, als zu ihrer Nahrung und Bekleidung nöthig waren. Mit List konnten sie auch nicht viel ausrichten, da die Thiere bald scheu werden musten und überhaupt gegen sie durch alle List wenig ausgerichtet werden kann, wenn dieselbe nicht durch Werkzeuge unterstützt wird. Die tägliche Verminderung der Thiere durch den Mord und durch ihre Flucht gab eine traurige Aussicht für die Zukunft; es war daher ein Glück für die vergrößerte Familie, wenn einer unter ihnen den Einfall hatte, junge Thiere, deren er habhaft wurde, zu zähmen, sie zu pflegen, und so nicht nur ihrer so viele zu schlachten, als nöthig waren, sondern auch ihre Milch zu genießen.

Nach **Mosis** Erzählung theilten sich schon die Kinder **Adams** in Ackerbauer und Hirten. Der Hirt führt in dem Kindesalter der Gesellschaft ein bequemes und angenehmes Leben. Die Pflege, die er den Thieren gönnt, macht sein Herz sanfter, und sie kostet ihm zu wenig Anstrengung, als daß

er die Beschwerden des Lebens sonderlich fühlen sollte. Der Ackerbauer dagegen ißt sein Brod desto mehr im Schweiße seines Angesichts, je weniger er durch Benutzung der Thiere und künstlicher Werkzeuge im Stande ist, sich seine Arbeiten zu erleichtern. Lebt der Hirt in der Nachbarschaft des Ackerers, so ist nichts leichter möglich, als daß Zwist unter beiden entsteht. Die Heerde des ersteren verwüstet auf einmal die Frucht von dem Fleiße und die Hoffnung des letztern; auch entsteht bei diesem sehr leicht Mißgunst über die Bequemlichkeit, womit jener sein Leben führt. So ist es leicht zu erklären, wie zwischen beiden eine Feindschaft entstehen kann, und der Brudermord, welchen Moses erzählt, ist um desto begreiflicher.

(Die Fortsetzung künftig.)

Verbesserung.

Im vorigen Stücke ist S. 164 statt: „wo dies Eden, auch das Paradies gelegen" zu lesen: „wo dies Eden, auch das Paradies genannt, gelegen u. s. w.

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Dreizehntes Stück.

Den 31sten März 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Wenn irgend ein Menschenstamm eine von den angeführten Lebensarten, die Jagd, oder Viehzucht, oder den Ackerbau gewählt hatte, so mußten erst äußere wichtige Umstände eintreten, ehe er damit eine Veränderung vornahm. Der Mensch wird überhaupt in seinen meisten Beschäftigungen und Urtheilen durch das Beispiel anderer geleitet; und je weniger er durch Kultur zum Nachdenken gebracht worden ist, desto unentbehrlicher ist ihm die Nachahmung dessen, was er von andern sieht.

Wir haben unter uns noch täglich Beweise davon, wie mächtig auf unsere Zeitgenossen der Gedanke wirkt, daß diese oder jene Sache schon bei den Vorfahren gebräuchlich war; und bei einem rohen Volke muß die Macht dieses Gedanken natürlicher Weise noch ungleich größer seyn.

Daher kommt es, daß wir noch bis auf den heutigen Tag Nationen finden, die sich so äußerst wenig von der Lebensart ihrer Urväter entfernt haben. Es ist wahrscheinlich, daß sie schon einmal einen Schritt weiter vorwärts gethan hatten, und nur durch ihre äußere Lage genöthigt wurden, gleichsam wieder von vorne anzufangen; aber bei manchen ist wenigstens das außer Zweifel gesetzt, daß sie eine Reihe von mehreren Jahrhunderten hindurch fast immer auf derselben Stufe geblieben sind. Vornemlich gilt dies von Jäger- und Hirtenvölkern.

Es ist ein außerordentlicher Unterschied zwischen dem Zustande des Jägers bei einem aufgeklärten Volke und dem Zustande eines ganzen Volkes, das keinen andern Nahrungszweig, als die Jagd kennt. Bei uns wird das Jagen entweder bloß von Personen geübt, die ein Vergnügen daran finden, das listige Thier zu überlisten, das schnelle zu ereilen und das starke zu überwäl-

tigen; oder es ist ein Geschäft einzelner Menschen, die ihren Beruf darin finden. Jene sind nicht öfter, nicht länger, und nicht mit größerer Anstrengung Jäger, als es jedesmal ihr Vergnügen will. Diese dagegen finden schon ungleich größere Beschwerden und Unannehmlichkeiten bei ihrer Beschäftigung; und doch kommen ihnen alle Vortheile und Annehmlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft, unter der sie leben, zu Statten. Ihr Unterhalt hängt nicht jedesmal von ihrem Jagdglücke ab. Sie haben nicht nöthig, sich ihre Waffen selbst zu verfertigen, und die künstliche Einrichtung dieser Waffen, worin ihnen andere vorgearbeitet haben, überhebt sie vieler Arbeiten und listiger Kunstgriffe. Der Umgang mit Menschen aus anderen Ständen bildet ihren Verstand auch von anderen Seiten, als denen, die er im Walde selbst bilden kann, und giebt seinem Charakter eine andere Richtung, als er beim fortgesetzten Morde der Thiere bekommen würde.

Ganz anders aber, wo die ganze Nation aus Jägern besteht! Jedem einzelnen bleibt viel zu wenig Zeit übrig, als daß er auf Erfindungen zur Bequemlichkeit des Lebens denken könnte; höchstens legt er seine Kraft an, um den Zufall zu benutzen, der ihn mit einer oder der anderen Er-

leichterung seiner Lebensart bekannt macht. Die Jagd bleibt daher immerhin der einzige Nahrungszweig, und je unsicherer derselbe ist, desto mühevoller und beschwerlicher wird das Leben. Die Waffen werden zwar allmählig verbessert; es müssen sich in einer Reihe von Jahren bei vielen Einzelnen Zufälle darbieten, die gleichsam von selbst auf eine vortheilhaftere Einrichtung derselben leiten; aber im Ganzen müssen sie immer noch sehr einfach und unvollkommen bleiben. Das fortgesetzte Morden der Thiere muß allmählig eine Rauheit des Charakters hervorbringen, die destomehr in Wildheit ausartet, je weniger sie durch Umgang mit andern Menschen gemildert werden kann. Die sanften Gefühle des Gatten und Vaters bleiben unentwickelt in dem Herzen des Mannes, der den größten Theil seiner Zeit im Walde zubringt, und wenn er heimkehrt allzuermüdet ist, als daß er sich dem Genusse des Umgangs mit den Seinigen überlassen könnte. Selbst kann die Ernährung vom bloßen Fleische der Thiere, die vielleicht nur selten einmal mit dem Genusse der Früchte abwechselt, ein großes beitragen, die natürliche Roheit zu vermehren, zumal wenn man noch so weit zurück ist, daß man das Fleisch unzubereitet verzehren muß.

Jägernationen können niemals sehr zahlreich seyn. Je mehrere Familien sich irgendwo anbauen, destomehr verdrängen sie das Wild, und doch bedürfen sie desselben destomehr, um viele zu ernähren. Dieser einzige Umstand schon wird hinreichend seyn, sie zu einer größeren Zerstreuung in den Wäldern zu nöthigen. Aber es kommen auch noch mancherlei andere Gründe zusammen, warum selbst die einzelnen Familien nicht leicht sehr zahlreich werden können. Da der Hausvater (wenn man dem Haupte einer Familie unter einem solchen Volke diesen Namen geben kann,) alle die Seinigen allein ernähren muß, bis etwa die Söhne selbst auf die Jagd gehen können: so hält er viele Kinder, zumal Töchter, für eine große Beschwerde. Seine Gattin, die von ihm verachtet und schlecht behandelt wird *), hat wenige Liebe für ihn; und da alle Vorsorge für die Kinder und für die Einrichtung ihrer Hütte ihr allein zur Last fällt, so wird ihr Leben zu beschwerlich, als daß sie lange Kraft und Munterkeit behalten könnte. Daher ist die Fruchtbarkeit bei weitem so groß nicht, als unter mehr kultivirten Völkern; und bei einer

*) Von diesem Nationalzuge aller rohen und uncultivirten Völker werde ich in der Folge ausführlicher reden.

großen Sorglosigkeit für die zarte Brut wird auch natürlicher Weise ein guter Theil derselben durch Vernachläßigung, durch unvernünftige Behandlung und durch Druck des Elendes aufgerieben. Wenn in einer Gegend das Wild abnimmt, und folglich destomehr Anstrengung erfordert wird, so viel davon habhaft zu werden, als zur Ernährung der Familie nöthig ist, so sind die Mitglieder der Familie, von denen sich gar kein Beistand zur Verschaffung der Nahrung erwarten läßt, desto beschwerlicher. Daher haben wir Völker kennen gelernt, die ihre schwächlichen oder krüppelhaften Kinder als unnütze Geschöpfe ohne Gefühl des Mitleids umkommen ließen, oder ihre Alten, die durch die Last der Jahre niedergedrückt sich nicht mehr selbst erhalten konnten, grausamer Weise umbrachten.

Nicht genug, daß auf solche Art die Vermehrung sehr gehindert und eingeschränkt wird; auch ansehnlich vermindert wird sie durch Kriege, die nirgends leichter, als bei Jägernationen entstehen, und nirgends wüthender geführt werden. Der Schritt von jenem ununterbrochenen Morde der Thiere zum Menschenmorde ist leicht gemacht. Wenn wir unter uns keine Beispiele davon sehen, so muß uns dies weniger befremden, da unsere

bürgerliche Verfassung sowohl, als die Religion, uns von Jugend auf den Todtschlag unseres Gleichen als ein Verbrechen der ersten Art ansehen lehrt; und wie ich bereits erinnert habe, die häufigere Regung sanfterer Gefühle, nebst der größeren Aufhellung des Verstandes ein Damm gegen die Verwilderung des Herzens ist. Aber man denke sich ein Volk, dem diese sanfteren Gefühle und die Furcht vor obrigkeitlicher Ahndung fremde sind, das überhaupt in seinem Betragen nicht durch Grundsätze geleitet zu werden pflegt, bei dem daher alle Leidenschaften desto heftiger und unbändiger seyn müssen, das an den beständigen Anblick des Blutes und sogar an den Genuß desselben gewöhnt ist: sollte sich von einem solchen Volke etwas anders erwarten lassen, als daß es jede wirkliche oder eingebildete Beleidigung mit der größten Wuth rächen werde? Hierzu kömmt noch, daß bei den Wilden die Erziehung, vornehmlich der Knaben, sehr wenig oder eigentlich gar nichts dazu beiträgt, die aufbrausenden Leidenschaften zu zähmen. Fast überall, wo Reisebeschreiber und Missionare auf diesen Umstand gemerkt haben, berichten sie uns, daß die Wilden ihren Kindern durchaus allen Willen lassen; und insonderheit die Mutter es sich nicht herausnehmen

darf, den Knaben für irgend einen Mutwillen zu züchtigen, wofern sie sich nicht der Gefahr aussetzen will, den Widerstand des Buben, oder gar die Ahndung des Vaters zu erfahren. Wird ein so aufgewachsener und an jene Lebensart gewöhnter Halbmensch von einem andern beleidigt, so kennt seine Wuth keine Grenzen, und je weniger er Mittel hat, sich vor künftigen Beleidigungen zu sichern, desto leichter fühlt er sich versucht, denselben durch den Tod seines Feindes vorzubeugen. Die Familie des Erschlagenen, die an ihm einen Versorger, oder Freund, oder Beschützer verliert, sucht seinen Tod an dem Mörder zu rächen, und da auch sie aus Wilden besteht, kann sie durch nichts, als durch das Blut desselben, versöhnt werden. Der Mörder, der sich von mehreren verfolgt und angegriffen sieht, ist genöthigt, Hülfe gegen seinen überlegenen Feind zu suchen. Seine nächsten Verwandten stehn ihm bei, und so entsteht aus dem Zwiste der Einzelnen bald Kriege ganzer Stämme gegen Stämme. So groß das damit verknüpfte Uebel seyn mag, so wichtig ist doch der Vortheil, welcher gleichfalls daraus entsteht, daß bald mehrere Familien genöthigt werden, unter einander in eine Art von Verbindung zu treten, sich gegenseitig zu beschützen und zu hel-

sen; wie denn auch das eine heilsame Folge ist, daß die Seele des rohen Thiermenschen, der bloß auf die Befriedigung der allerdringendsten Bedürfnisse dachte, einen neuen Stoß bekommt, der ihr zwar anfänglich eine unglückliche Richtung giebt, aber doch der Keim einer allmählichen größeren Ausbildung wird. Haben einzelne Stämme erst einmal den Krieg versucht, so ist nichts anders zu erwarten, als daß sie bald öfter eine ähnliche Probe machen. Die Sieger rauben den Ueberwundenen ihre Waffen, und würden schon dadurch die Beschwerden und Gefahren des Kampfes hinlänglich vergütet finden. Nun kehren sie aber zu den Ihrigen zurück, und erndten den Beifall und die Bewanderung derselben ein. So erwacht die Begierde nach Ruhm, Verachtung der Gefahr und Ehrerbietung gegen den Tapfern. Bald wird der Krieg, der zuerst durch einen Zufall entstand, und ohne eine weitere Absicht geführt wurde, ein angelegentliches Geschäft, zu welchem man sich vorbereitet und rüstet.

Wird von einigen mit einander verbundenen Stämmen ein Zug gegen feindliche Nachbaren unternommen, so ist ein Anführer nothwendig. Dieser ist anfänglich wohl kein anderer, als eben der, welcher, eine Beleidigung zu rächen, die übri-

gen aufbietet. Wird aber in der Folge der Krieg aus Begierde nach Beute und Ruhm öfters erneuert, oder werden die Waffen zur Vertheidigung ergriffen, so wird der Anführer gewählt. Die Wahl fällt natürlich auf den Tapfersten, oder Stärksten, oder mit den besten Waffen ausgerüsteten. Es wird ihm ein freiwilliger Gehorsam geleistet; und wird seine Anordnung vom Siege gekrönt, so ist sein Ansehn auf immer gegründet; er darf nur vorangehn, um Begleiter zu finden; er darf sich vom Raube des Feindes das Beste auswählen, und wird ein Gegenstand der Hochachtung für alle mit einander verbundene Stämme. So entsteht bei den rohsten Jägervölkern durch den Krieg zuerst die Idee von einem Oberhaupte und von der Nothwendigkeit, demselben zu gehorchen.

Ist einmal die Glut der Feindschaft zwischen benachbarten Stämmen entzündet, so ist nichts natürlicher, als daß sie fortgesetzt auf einander erbittert bleiben, und mit Begierde die erste Gelegenheit ergreifen, einander ihre Rache empfinden zu lassen. Sie müssen deswegen immer auf ihrer Hut seyn; und die Anordnungen, welche ihr Anführer in dieser Absicht macht, geben seinem Ansehn auch zur Zeit des Friedens ein größeres Gewicht.

Ist die Ruhmsucht einmal in dem Herzen des Menschen entzündet, so ist es ihm nicht genug, Thaten, die er für rühmlich hält, zu thun; er will auch, daß andere sie wissen. Daher, wenn ein siegreicher Stamm aus einem Kriege zurückkehrt, bringt er alles, womit er seine Tapferkeit beurkunden kann, mit in seine Heimath. Die erbeuteten Waffen haben nun nicht mehr einen bloßen Werth, als nützliche Werkzeuge, sondern auch als Zeichen des Siegs; und vielleicht entsteht auch frühzeitig schon die Gewohnheit, die Köpfe, wenigstens die Schedel der erschlagenen Feinde, als Zeugen von den großen verrichteten Thaten mit sich zu führen.

So redend diese Siegszeichen sind, so versucht doch der Sieger den Seinigen auch einen anschauenden Begriff von den Gefahren, die er bekämpft hat, zu geben. Er erzählt, wie der Feind ist angegriffen und geschlagen worden, wie hie einer und dort einer ermordert ward, wie sich sonderlich der Anführer hervorthat. Die lebhafte Erinnerung an dies alles setzt ihn in Gluth. Seine Einbildungskraft ist zu erhitzt und sein Herz zu voll, als daß er in seiner rohen und armen Sprache Wörter finden könnte, alles zu schildern. Er nimmt zu Bildern, zu Ausrufungen und zur Geberdensprache seine Zuflucht, ahmt das Wehklagen der Ermordeten, das Siegs-

geschrei der Ueberwinder, die Stellung der Angreifenden, das Fallen der Erschlagenen nach; und liefert so den ersten rohen Versuch der Dichtkunst, verbunden mit theatralischer Action.

Bisweilen gerathen auch wol die Familien der Ueberwundenen den Siegern in die Hände. Vielleicht rettet zuerst ein Zufall einem Weibe oder den Kindern das Leben. Sie werden als Gefangne fort geführt. Man wird inne, daß diese Gefangenen nicht unnütz sind. Sie müssen bey der Verfertigung der Waffen, der Hütten und der einfachen Kleidung helfen, oder auch auf der Jagd und allenfalls bei der Einsammlung der Wurzeln und Kräuter helfen. Da sie als Ueberwundene verachtet werden, und ein Theil des Hasses gegen die Ihrigen zurückfällt, so müssen sie alle Härte und Zurücksetzung, die ihre Natur aushalten kann, ertragen. So entsteht unter diesen Wilden der Sklavenstand. Und vielleicht ist auch die unmenschliche Gewohnheit des Menschenfressens bloß eine Folge der erbitterten Rachsucht.

So wenig wir uns einen Begriff davon machen können, wie der Mensch alles natürliche Gefühl bis zu dem Grade verläugnen könne, daß er seines Gleichen auffrißt; so leicht ist es doch zu begreifen, daß der rohe Wilde durch bloße Wuth dahin gebracht

werden kann. Er ist in der That nur um wenige Grade über das Thier erhaben, und nichts ist leichter bei ihm, als daß er sich dem rasendsten Ausbruche der Leidenschaft überläßt, sobald dieselbe einmal angefacht ist. Wir sehen noch unter unsern gesitteten Zeitgenossen bisweilen Beispiele von Rachsucht, die wir kaum für glaublich halten würden. Sie zerstoßen und zerschlagen leblose Dinge, die natürlicher Weise gar keine Gegenstände der Ahndung seyn können; und ich habe mehr als einen Menschen gesehen, dessen Wuth so weit ging, daß er mit aller Kraft, die seinen Kinnbacken zu Gebote stand, seine Zähne in unschuldige leblose Dinge schlug. Nun denke man sich den Wilden, der mit entflammter Phantasie, durch Rachsucht empört, in den Krieg zieht. Jeder Widerstand, durch den sein Gegner ihm den Sieg erschwert, vermehrt seine Wuth; endlich bringt er demselben einen tödtlichen Streich bei; er fällt, und hört nun zwar auf, ihm gefährlich zu seyn, aber unmöglich kann sein Blut die Flamme der Leidenschaft augenblicklich löschen. Auch noch der entseelte Leichnam ist ein Gegenstand seiner Rache, die er vielleicht inniger befriedigen zu können meint, als daß er ihn mit den Zähnen zerfleischt.

Forster *) macht hierüber folgende Bemerkung: „Ein geschickter Schriftsteller (Hawkesworth) hat neulich vorgegeben, daß Hunger und äußerste Noth die Neuseeländer zu der barbarischen Gewohnheit, die im Kriege Erschlagenen zu fressen, getrieben habe; allein ich kann nicht umhin, von dieser Meinung gänzlich abzugehen, seitdem ich gefunden habe, daß die Neuseeländer an Lebensmitteln eben keine Noth leiden. Im Gegentheil sammlen sie, wenn die Jahrszeit günstig ist, allerlei Vorrath ein. Werden mehr Fische, als sie verzehren können, gefangen, so trocknen sie solche sorgfältigst und verwahren sie an sichern Oertern. Die Weiber gehen oft ins Gebirge, welches mit Farrenkraut überwachsen ist, graben die Wurzeln aus, trocknen sie, und sammlen davon einen Vorrath, der im Nothfall, wenn keine Fische oder andere Lebensmittel vorhanden sind, gute Dienste leistet. Wir fanden ihre Hütten mit einer großen Menge dieser Lebensmittel angefüllt, und trafen sie oft beschäftigt, die Fische und Farrenwurzeln zu bereiten. Herr Hauptmann Crozet, der Gesellschafter des unglücklichen Hauptmanns Marion, erzählte uns ebenfalls, er habe in dem Hippah, oder der neuseeländischen Festung in

*) S. dessen Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt, S. 288.

der Inselbay einen erstaunlichen Vorrath von getrockneten Fischen, Farrenwurzeln und andern Wurzeln, in besondern bloß dazu bestimmten Häusern vorgefunden. Es scheint daher höchst unwahrscheinlich, daß Leute, die so fleißig für die Zukunft zu sorgen wissen, und solche Magazine von Lebensmitteln anlegen, je aus Hungersnoth sollten menschliche Körper verzehrt haben. Hierzu kommt ihre eigene Versicherung, daß sie nur im Kriege erschlagene und erbeutete Körper, nie aber die eines natürlichen Todes verstorbenen essen; denn letztere werden entweder in der See oder unter der Erde begraben. Wäre jener Gebrauch aus Mangel an Lebensmitteln entstanden, wie kommt es, daß die Neuseeländer nicht ihre eigenen Todten fressen? Umsonst wirft man ein, daß der Hunger nur gegen die Leichname der Feinde wüthen, nicht aber das Gefühl der Menschlichkeit so sehr betäuben könne, daß auch die Verstorbenen aus einer und derselben Gesellschaft den Ueberlebenden zur Speise dienen sollten. Der Hunger, dünkt mich, ist ein Feind von solchen spitzfündigen Unterschieden, zumal bei Völkern, deren Erziehung keine zärtlichen Gefühle voraussetzt."

„Ich habe aber auch zureichende Gründe, anzunehmen, daß alle Bewohner der verschiedenen Inseln im Südmeer, selbst in dem glücklichsten und

fruchtbarsten Erdstriche, wo die Hauptnahrung in Früchten besteht, und die Bevölkerung so ansehnlich ist, nichts destoweniger, vor Zeiten, Menschenfresser gewesen sind. Die Einwohner der Insel **Tanna** gaben uns mehr als einmal zu verstehen, daß sie, wenn wir uns ohne ihre Bewilligung zu weit ins Land wagten, uns tödten, den Leib aufschneiden und fressen würden. Ja, als wir mit Fleiß diesen Theil ihrer Rede mißdeuteten, und ihnen zu verstehen gaben, daß wir glaubten, sie wollten uns etwas gutes zu essen vorsetzen: so überführten sie uns durch Zeichen, welche keiner Mißdeutung fähig waren, daß sie **von unsern** Armen und Beinen mit **ihren** Zähnen das Fleisch herunterreissen würden."

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Vierzehntes Stück.
Den 7ten April 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Bei denen, im vorigen Stücke angeführten Umständen wird es uns sehr begreiflich, wie eine Jägernation allmählig immer tiefer in den sogenannten Zustand der Wildheit versinken, und ohne Zusammenstimmung äußerer Umstände, vielleicht Jahrtausende in derselben bleiben kann. Es würde durchaus ein Geschlecht von Raubthieren werden, wenn nicht ein Keim der Vernunft, der in jede menschliche Seele gepflanzt ist, unaufhörlich sich zu entwickeln strebte. Jedes Geschäft, wozu sich der

Wilde gedrungen fühlt, bietet ihm allerlei Erkenntnisse dar, und nöthigt ihn zu räsonniren, so mangelhaft auch sein Räsonnement ausfallen, und so unvollständig die Verbindung seiner Begriffe seyn mag. Außer der Kenntniß von der Verfertigung und dem Gebrauche seiner Waffen, erlangt er früh einige Bekanntschaft mit der Lebensart der Thiere, weil er bald inne wird, wieviel ihm dieselbe seinen Fang erleichtert. Neben denen bereits angeführten Ideen, welche der Krieg in seiner Seele entwickelt, lernt er auf Vertheidigungsanstalten, auf Kriegslisten und auf Benutzung der gemachten Eroberungen sinnen. Hat er irgendwo eine Wunde bekommen, so sucht er Linderung für den Schmerz, greift zu dem ersten besten kühlenden Kraute, beobachtet die Wirkung desselben, merkt sich unter mehreren, womit er Versuche gemacht hat, dasjenige, wodurch die Linderung und Heilung am besten bewirkt ward, und gelangt auf diese Art zu Kenntnissen der Heilkunde, die seinen Verstand eben so sehr bereichern, als das Elend seines Zustandes vermindern helfen.

Merkwürdig ist hierbei, daß die Natur der Entwickelung fast in allen Welttheilen denselben Gang genommen hat. Auch unter Nationen,

die unter den verschiedensten Himmelsstrichen wohnen, und aller Wahrscheinlichkeit nach zu höchst verschiedenen Zeiten in ihr jetziges Vaterland gekommen sind, findet sich eine auffallende Aehnlichkeit in der Denkungsart, den Sitten und der Lebensweise. Unter andern verdient es angemerkt zu werden, daß der Gebrauch der Wurfspieße, der Pfeile und Bogen und mehrerer Arten von schneidenden und hauenden Waffen zu allen Zeiten und in allen Weltgegenden gefunden wird.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit dem Menschen, wenn er, anstatt sich von der Jagd zu ernähren, Thiere zähmt und pflegt. Es lassen sich mancherlei Zufälle denken, durch welche eine oder die andere Familie darauf geleitet wird, dem Mangel an freiwilligen Ertrage ihres Bodens, durch die Viehzucht abzuhelfen. Die Fruchtessenden Thiere sind, wo sie nicht verfolgt werden, überhaupt nicht scheu. So lange also die Menschen sie ruhig neben sich leben ließen, behielten sie wahrscheinlich ein gewisses Zutrauen zu denselben, blieben in ihrer Nachbarschaft, und durften nicht mit vieler Mühe gezähmt werden. Vielleicht kostete jemand aus Neugierde die Milch eines Thiers, welches er seine Jungen säu-

gen sah; er fand sie wohlschmeckend, und wünschte sie öfter zu genießen. In dieser Absicht gewöhnte er das Thier sich greifen zu lassen, und reichte ihm die wohlschmeckendsten Kräuter, um es an sich zu locken. Der Mangel an anderer eben so wohlschmeckender und ohne viele Mühe zu erhaltender Nahrung brachte ihn auf den Gedanken, mehrere Thiere auf eben die Art an sich zu gewöhnen, und sie zu benutzen; und so entstand mit der Zeit eine kleine Heerde, die der ganzen Lebensart des Menschen eine andere Wendung gab.

Die Pflege der Heerde und eine Art von Umgang mit derselben macht die Seele des Hirten biegsamer, und weckt in seinem Herzen sanfte Gefühle. Eine geraume Zeit hindurch begnügt er sich bloß mit der Milch; und wenn er auch allmählig anfängt, zu schlachten, so thut er es doch gewiß immer noch mit einiger Wehmuth. Die Freude, welche der Wilde am Morde der Thiere, die er auf der Jagd erlegt, findet, bleibt seinem Herzen fremde; weil er sich weder seiner Kraft, noch seiner List dabei bewust werden kann, indem er ein Thier tödtet, das sich geduldig unter seine Hände beugt.

Bei der Vorsorge, die der Hirt für seine Heerde anwendet, wird seine Wachsamkeit

beständig rege erhalten. Er muß immer darauf merken, ob alle seine Schafe oder Ziegen, oder welche Art von Thieren er sonst gezähmt hat, noch bei einander sind, und ob sie nicht irgend eine Gefahr laufen. Insonderheit muß er auf die Raubthiere wachen, und sie zurück halten. Durch dies alles wird seine Thätigkeit ununterbrochen angespannt. Er kann also nicht in die Trägheit versinken, der sich der uncultivirte Mensch nur allzu gern überläßt. Und doch giebt alle diese Sorgfalt ihm nicht so viele Beschäftigung, daß seine ganze Kraft dadurch erschöpft werden sollte; es wird dazu mehr Wachsamkeit, als Anstrengung erfodert. Daher entsteht bei dem Hirten der Hang sich fortgesetzt irgend womit zu beschäftigen. Was er vornimmt ist nicht sowohl Arbeit als Zeitvertreib; und so entspringt die Fertigkeit für das Vergnügen thätig zu seyn. Er erfindet allerlei Künste, und füllt seine leeren Stunden bald mit Dingen aus, deren Absicht der Nutzen ist, bald mit solchen, die ihn bloß ergötzen.

Sehr natürlich muß ein solcher Zustand für den Menschen ungemein viel Reizendes haben; und so sehr wir uns in unserer gesitteten Verfassung auch von demselben entfernt haben, so ange-

nehm sind uns doch immer noch die unschuldigen Scenen des Schäferlebens, die uns ältere oder neuere Dichter geschildert haben. Vor allen Dingen sympathisiren wir mit der Unschuld, der Vertraulichkeit, der Kunstlosigkeit des Hirten und mit seinen zärtlichen Gefühlen für das schöne Geschlecht! Und so gewiß es ist, daß es nie eine Schäferwelt gab, wie die, welche die Dichter uns mahlen: so leicht ist es doch zu begreifen, daß unter einem milden Himmel in der That der Lebensgenuß eines Hirtenvolkes sehr groß und entzückend seyn müsse.

Bei einer sanften Stimmung des Herzens frei zu seyn von drückenden Beschwerden, wegen seines Unterhalts keine ängstlichen Sorgen zu haben, hinlänglich beschäftigt zu seyn, um nicht in Unthätigkeit zu versinken, und doch auch Muße genug übrig zu behalten, um dem Vergnügen seine Aufmerksamkeit zu widmen; eine Lebensart zu führen, wobei man die Schönheiten der Natur unausgesetzt genießt, und sich einer desto größeren Gesundheit und Kraft erfreut; — dies gränzt zu nahe an das Ideal von Glückseligkeit, in welches sich der Mensch so gern hinein träumen mag, als daß der Zustand dessen, dem dies Loos zu Theil wird, nicht in der That etwas beneidenswertes haben sollte.

Anstatt die Zuneigung für das andere Geschlecht bei dem Wilden ein bloßer thierischer Instinkt bleibt, und desto weniger auf seine Denkungsart wirkt, je mehr alle seine übrigen Leidenschaften und Geschäfte mit zärtlichen Empfindungen streiten, so macht dagegen bei dem Hirten die Liebe einen wesentlichen Theil seiner Glückseligkeit aus. Die Gesellschaft seiner Gattin ist ihm der angenehmste Zeitvertreib; Aeußerung seiner Zärtlichkeit für sie wird seinem sanften Herzen ein Bedürfniß, und unschuldige Spiele nähren die wechselseitige Liebe.

Die Erziehung der Kinder, wenigstens die Pflege derselben ist mit der ganzen Lebensart des Hirten so nahe verwandt, daß er sich destomehr zu derselben aufgelegt fühlt. Daher wendet er Sorgfalt auf ihre Erhaltung, und anstatt der Jäger den Anwachs seiner Familie für eine Last hält, sieht sie der Hirt vielmehr als einen Zuwachs seiner Freuden an, und gewöhnt sein Herz unter der Beschäftigung mit seinen Kindern an desto sanftere Gefühle. Daher vermehrt sich ein Hirtenvolk unter einem milden Himmel mit unglaublicher Geschwindigkeit; aber eben daher sieht es sich auch bald zur Aenderung seiner Lebensart gedrungen.

Werden die Familien zählreicher, so müssen auch die Heerden größer seyn, von denen sie ihren Un-

terhalt nehmen. Diese größeren Heerden haben weitläuftigere Weiden nöthig. Ihrer mehrere neben einander können sich nicht nur nicht gut erhalten, sondern geben auch zuviel Veranlassung zu Mißhelligkeiten. Sobald daher die Menschenzahl und mit ihr die Vermehrung der gezähmten Thiere zunimmt, so müssen die Familien sich trennen. Ein schönes Gemälde dieses Schicksals finden wir im 1sten Buche Mosis im 13ten Capitel.

Trift es sich, daß ein Stamm von Nomaden in eine unfruchtbare Gegend gedrängt wird, wo die Heerden nicht Futter genug finden, oder zu viele Raubthiere sie vermindern; hindern etwa große Flüsse, nackte Gebirge, oder Seen und Moräste die weitere Ausbreitung; wird die Rückkehr in eine fruchtbarere Gegend durch streitbare Wilden, die sich unterdessen derselben bemächtigt haben, oder durch das Daseyn anderer Nomaden erschwert; oder hat auch nur ein Stamm aus mehreren gedenkbaren Gründen eine besondere Vorliebe für eine Gegend: so nöthigt das Bedürfniß den Hirten auf andere Nahrungszweige zu denken, und seine Lebensweise zu ändern. So wie ihn die Noth gedrungen hatte, Thiere zu pflegen, um von ihnen seinen Unterhalt zu haben, so zwingt sie ihn nun, die Zahl derselben herunter zu setzen, und an ihrer Statt

nützliche Pflanzen zu bauen und zu vermehren. Hiermit thut er denn aber auch den wesentlichsten Schritt zur Kultur und zur Errichtung einer regelmäßigen bürgerlichen Gesellschaft.

Einige Spuren von beiden finden sich freilich auch schon bei dem Nomaden. Ohne alle Kenntniß kann der Hirt sein Leben nicht fristen, und eine Menge derselben drängt sich ihm gleichsam wider Willen auf. Indem er seine Heerden wartet, lernt er die Natur der Thiere kennen, sieht die Aeußerung ihrer Instinkte, wird mit ihren Lieblingskräutern bekannt, und macht eine Menge Erfahrungen, die seinem Verstande den ersten Stoß zu einem weiteren Nachdenken geben. Er sieht Pflanzen und Kräuter neben sich, und wird mit der Zeit mit ihren Kräften bekannt. Er sieht den Himmel über sich, und bewundert eine Zeitlang gedankenlos die Pracht desselben; aber bald nimmt er so viel von der Bewegung der Gestirne gewahr, als nöthig ist, seine Aufmerksamkeit mehr auf sie zu heften. Sie dienen ihm in Kurzem zu seinem Zeitmaße nicht nur, sondern auch zu seinen Führern, wenn er mit seinen Heerden weite unabsehbare Gefilde durchzieht, oder sich in Wäldern und Steppen verirrt. Die Erfahrungen und gesammleten Kenntnisse des Greises werden dem jüngeren Theile der Familie wichtig. Sie

versammlen sich öfters um ihn und hören seine Reden; sie wenden sich in einzelnen bedenklichen Fällen zu ihm, um seinen Rath zu erfahren. Entstehn etwa Zwistigkeiten unter ihnen, so wird der Greis zum Schiedsrichter gewählt, weil sie überzeugt sind, daß man seinen Einsichten trauen, und von ihm nicht nur Gerechtigkeit, sondern auch für beide Parteien gleiche Liebe erwarten könne, da sie beide seine Enkel oder seiner Enkel Kinder sind. So zeigt sich die erste Spuhr von einer schwachen Unterwürfigkeit unter das Ansehn eines Andern. Aber noch ist kein dauerhaftes und festes Band mehrerer Nomadenfamilien unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte; und es kann eine geraume Zeit von Jahren vergehn, ehe das Bedürfniß sie nöthigt, ein solches zu knüpfen. So wie bei den Wilden der Krieg das Mittel ist, sie an Befolgung der Befehle eines Einzelnen aus ihrer Mitte zu gewöhnen, so wird er es auch mit der Zeit bei den Nomaden, wenn ihre Heerden von benachbarten Stämmen angegriffen werden. Nun sehen sie sich genöthigt, einen Anführer zu wählen, oder dem zu gehorchen, den ihnen der Zufall giebt.

Die sanfteren Empfindungen des Hirten fodern ihn auf, auch einige Sorgfalt auf seine Bekleidung zu wenden. Das schöne Geschlecht steht bei ihm in

ungleich größerer Achtung, als bei einem Jägervolke es hat nicht mit so vielen Beschwerden zu kämpfen; es kommt bald zum Gefühle seines Werthes, und sucht denselben durch Putz zu erhöhen. Seine Muße giebt ihm Zeit dazu und die Blumen des Feldes, Federn und dergleichen liefern den Stoff zu einem kunstlosen Schmucke. Das männliche Geschlecht nimmt die Wirkung gewahr, welche diese Sorgfalt macht, und wünscht sich ebenfalls zu verschönern. Es bedeckt seine Blöße mit mehr Auswahl, und verbindet mit der Bequemlichkeit auch das Bestreben zu gefallen.

Nicht eben so viel Fleiß wird auf die Wohnungen gewendet, weil der Nomade sich immer nur eine kurze Zeit an einem und demselben Orte aufhalten kann. Haben seine Heerden in einer Gegend eine Zeitlang geweidet, so muß er mit ihnen weiter ziehn; und dann wäre die Mühe verloren, die er auf seine Hütte verwendet hätte. Gelingt es ihm indessen, ungestöhrt eine längere Zeit in einem fruchtbaren Thale zu wohnen, so fängt er auch wol an, dauerhaftere Hütten zu bauen, oder eine Art von Zelten zu machen, die er mit leichter Mühe abbrechen, und nach seinem neuen Wohnorte mit sich nehmen kann.

Selbst Handel und Gewerbe fangen in diesem Zustande zu keimen an. Wer etwa eine größere Geschicklichkeit in Bereitung des Putzes oder irgend einer Bequemlichkeit erlangt hat, überläßt den andern etwas von den Producten seines Fleißes, und nimmt dafür das, woran sie einen Ueberfluß haben. Auch giebt es wol benachbarte Stämme, die sich unter einander mit denen Dingen in einen Verkehr einlassen, womit sie sich gegenseitig aushelfen können.

Sobald sich unter diesen Umständen die Menschenzahl bei einem Hirtenvolke sehr vermehrt, und es durch die Natur, durch große Flüsse, durch Meere, Gebirge oder Wüsten gehindert wird, sich auf einen größeren Raum zu verbreiten: so entsteht der Feldbau, die wohlthätigste aller Erfindungen, worauf die Natur den Menschen geleitet hat! Ich nenne ihn die **wohlthätigste** Erfindung, weil sie nicht nur diejenige ist, durch welche die größeste Menschenzahl am sichersten unterhalten wird, sondern auch die, welche es dem Menschen möglich macht, alle seine Fähigkeiten und Kräfte zu entwickeln, und zum höchsten Grade der ihm möglichsten Vollkommenheiten zu bringen.

Daß der Feldbau die größeste Menschenzahl auf einer bestimmten Erdfläche erhält, bedarf wol keines Beweises. Zwar erhält der Handel an einzelnen

Orten noch mehrere; aber ein blühender Handel ist nicht möglich, wenn nicht der Ackerbau bereits einen ansehnlichen Grad von Vollkommenheit erreicht hat; und immer müssen beide Hand in Hand gehn. Selbst wenn eine ganze Nation sich bloß dem Handel widmet, so kann sie es doch nur, weil andere Nationen es in der Kultur des Bodens soweit gebracht haben, daß sie im Stande sind, jene mit ihrem Ueberfluß zu versorgen, und sich dafür Bequemlichkeiten zu verschaffen.

Daß der Feldbau gleichfalls die hauptsächlichste Quelle der Kultur ist, lehrt die Erfahrung nicht weniger überzeugend. In eben dem Maße, in welchem der Anbau des Bodens bei einem Volke steigt, nehmen alle seine übrigen Gewerbe zu. Das Klima wird milder, der Geist der Nation verfeinert sich, die bürgerliche Gesellschaft wird regelmäßiger, Künste und Wissenschaften fangen an, unter dem Schatten des Ueberflusses empor zu blühn. Welche andere Vortheile dagegen auch eine Nation genießen mag, so lange sie das Feld baut, fehlt es ihr immer an dem Geiste der Tätigkeit und der Ordnung, welche die Pflegerinnen der Ruhe und Wohlfarth, so wie der Aufklärung eines Volkes sind.

Nirgends giebt es indessen so verschiedene Stufen der Bildung, als gerade bei denen Nationen,

die den Feldbau treiben. Nirgends kommt es so sehr auf Localumstände und auf mannichfaltige Zufälle an, als gerade bei dieser Lebensart. Wenn sich daher Jägervölker und Nomaden zu allen Zeiten und in allen Weltgegenden sehr ähnlich sind, so sind dagegen ackerbauende Nationen, die unter einerlei Himmelsstrich wohnen, und die Spuren einer gemeinschaftlichen Abstammung noch unverkennbar an sich tragen, höchst verschieden.

Findet ein Volk, welches zuerst den Entschluß faßt, sich durch Cultur der Früchte einen sicheren Unterhalt zu verschaffen, in der Gegend seiner Wohnörter **Bäume**, die fruchtbar genug sind, um vielen Menschen Nahrung zu geben, so ists sehr natürlich, auf die Erhaltung und Vervielfältigung derselben sein erstes Augenmerk zu richten. Ein Baum ist bald gepflanzt, und bedarf unter einem milden Himmel weniger oder gar keiner Pflege. Die Früchte, welche er liefert, können ohne weitere Zubereitung genossen werden, und sind meistentheils auch wegen ihres Wohlgeschmacks desto schätzbarer. Fast alles, worauf es hierbei ankommt, ist die Erfindung der mancherlei Mittel, solche Früchte auf zu bewahren, damit sie auch in denen Jahrszeiten den Hunger stillen, wo sie nicht unmittelbar von den Bäumen können gebrochen werden. Hat ein Volk auch die-

sen Schritt gethan, so ist es in Ansehung seines Unterhalts gesichert, und hat von dieser Seite eben keine dringende Veranlaßung, seinem Verstande einen neuen Schwung zu geben. Es wird daher auch nicht leicht merkwürdige Schritte in der Kultur vorwärts thun. Glücklich ist es, wenn es durch den Hang zum Vergnügen darauf geleitet wird, in seine Kleidung und Wohnung eine größere Bequemlichkeit und Zierde zu bringen.

Dies ist der Fall bei den Bewohnern der Südseeinseln, von denen uns die Weltumsegler so reizende Schilderungen geliefert haben. Da ein einziger Mensch mit weniger Mühe so viele Bäume pflanzen und pflegen kann, als zur Erhaltung einer zahlreichen Familie nöthig sind, so bleibt ihnen Muße genug übrig, ihren Hang zum Vergnügen zu befriedigen, auf die Verschönerung ihrer Hütten zu denken, sich bequeme und zierliche Kleider zu verfertigen, Putz von allerlei Art zu erfinden, und sich mit Tanz und andern gesellschaftlichen Freuden zu ergötzen. Noch glücklicher wird ihr Zustand, wenn der Zufall, der sie in ihre neuen Wohnörter führte, ihnen zugleich eine oder die andere nützliche Thiergattung gewährte. Die Sorgfalt, die sie auf diese verwenden müssen, nöthigt sie zu einer größeren Thätigkeit, und belohnt sie zugleich mit

einem neuen und sichern Nahrungszweige. Außerdem kommt ihnen, sonderlich auf einer Insel, die Fischerei zu Statten. Auch diese versorgt sie mit Speise, und hat einen desto größeren Werth, da sie nicht nur dem Geschmacke eine Abwechselung darbietet, sondern auch den Unterhalt für die Zeiten sichert, wo die Bäume gar keine oder nur sparsame Früchte bringen. Fische kann der Südseeinsulaner zu allen Jahreszeiten fangen; und überdies ist es leichter einen Vorrath davon aufzuheben, als Früchte vor der Verderbung zu bewahren.

Zur Fischerei werden indessen Werkzeuge erfordert, und deswegen kann sie nicht eher von einen Volke getrieben werden, als biß es schon einigen Fortschritt in der Erfindung nützlicher Künste gemacht hat. Dafür ist aber die Erfindung eines Kahnes, als des nöthigsten Werkzeuges für den Fischer, sehr bald gemacht; und selbst diejenigen Insulaner, die noch auf einer der untersten Stufen der Kultur stehn, haben ihre Kähne. Nach und nach kommen Angeln und Netze in Gebrauch, und das Fischen wird ein ordentlicher Nahrungszweig.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Funfzehntes Stück.
Den 14ten April 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Der Ackerbau ist, wie wir im vorigen Stücke bereits angemerkt haben, die eigentliche Pflegerin der Künste und Kultur; aber der Einfluß jenes und dieser auf einander ist natürlicher Weise wechselseitig. Ein Volk, welches bereits einige Künste besitzt, hat desto mehr Mittel in Händen, schnellere Fortschritte im Landbau zu machen, und sich dadurch Muße und Veranlassung zu neuen Entdeckungen und zu größerer Vervollkommnung der Kunstwerke zu verschaffen. Ein anderes Volk dagegen, das sich durch

die Noth gedrungen sieht, Pflanzen zu pflegen, ohne dabei durch künstliche Werkzeuge unterstützt zu werden, führt ein so mühsames Leben, daß der Erfindungsgeist wenige Erweckungen findet. Der Abgang derer Hülfsmittel, wodurch die erzeugten Früchte zum Genusse und zu mannichfaltigerer Benutzung zubereitet werden, ist zugleich auch Ursache, daß der Mensch roher bleibt, und weniger Aufforderung findet, auf sein Vergnügen zu denken. So daß vielleicht bei dem einen Volke eine Reihe von Jahrhunderten erfordert wird, ehe es mit der Kultur des Bodens so weit kommt, als ein anderes in einer ungleich kürzeren Zeit.

Dies ist unter andern ein Grund, woher wir uns die große Verschiedenheit der ackerbauenden Völker erklären müssen; und warum sich der Gang nicht angeben läßt, den die bürgerliche Gesellschaft bald nach der ersten Einführung des Ackerbaues genommen hat. Anstatt die Leser mit mancherlei Voraussetzungen aufzuhalten, begnüge ich mich, nur einige Bemerkungen über die wichtigsten Erfindungen zu machen, die vermuthlich bei den meisten Völkern vorhergegangen sind, ehe sie anfingen, mit einigem Erfolge den Anbau der Früchte zu treiben.

Wenn wir jetzt den mannichfaltigen Dienst bedenken, den uns das Feuer leistet, so können wir uns kaum vorstellen, daß irgend ein Volk sich, ohne das Feuer zu kennen, auch nur um wenige Grade über den thierischen Zustand erheben können; und doch gestehen die berühmtesten alten Völker, die Aegypter, Phönicier, Perser, Griechen, Chineser u. s. w. von ihren Vorfahren, daß denselben der Gebrauch des Feuers unbekannt gewesen sei; und so unglaublich es scheint, so werden diese Nachrichten doch durch den Zustand, worin sich nach dem Zeugnisse einer Menge alter und neuer Schriftsteller einige Völker noch zu der Zeit befanden, da gesittete Nationen sie kennen lernten, bestätigt. Mehrere Schriftsteller des Alterthums, deren Werke auf uns gekommen sind, reden von Völkern, die zu ihrer Zeit das Feuer noch nicht kannten. Ja die Einwohner der Marianischen Inseln, die erst im Jahr 1521 entdeckt wurden, hatten noch keinen Begriff vom Feuer; und sie wurden durch nichts in eine größere Bewunderung gesetzt, als da sie, bei Magellans Landung, die erste Flammen auflodern sahn. Sie hielten diese Flammen für ein Thier, das sich an das Holz hinge, um sich davon zu nähren. Zuerst liefen sie neugierig hinzu, um durchs Betasten dies

wunderbare Thier näher kennen zu lernen, und da sie sich verbrannten, flößten sie den übrigen eine solche Furcht davor ein, daß sich niemand unterstand, anders als in der Entfernung zu bleiben, und das Wunder an zusehn. Sie wollten nicht, wie sie sich ausdrückten, von diesem bösen Thiere gebissen, oder von dem tödlichen Hauche desselben (wie sie die Hitze nannten) verletzet werden. Eben diese Vorstellung hatten sich ursprünglich die Griechen davon gemacht; und in Afrika und Amerika haben wir mehrere Völker kennen gelernt, die sich in einer gleichen Unwissenheit befanden.

Man sollte kaum glauben, daß die Sache möglich sei, da die Natur selbst so vieles Feuer entzündet, und dadurch den Menschen, gleichsam wieder Willen mit einem Elemente bekannt macht, dessen Nutzen so groß, und jedem gesitteten Volke von der äußersten Unentbehrlichkeit ist. Der Blitz ist der gewöhnlichste Bothe, durch den der Himmel der Erde das Feuer zusendet. Zusammengeschlagene Kieselsteine geben Funken, und es muß sich doch öfter treffen, daß dergleichen Funken gerade auf leicht verbrennliche Dinge fallen, und solche entzünden. Durch das Reiben

trockener Hölzer gegen einander entsteht gleichfalls eine Flamme; und wenn der Mensch auch eine lange Zeit keine Veranlaßung fände, ein solches Reiben vorzunehmen, so entzündet bisweilen der Wind so gar trockene Baumäste dadurch, daß er sie heftig und lange gegen einander reibt. Endlich giebt es in allen Weltgegenden nicht nur Feuerspeiende Berge, sondern es ist auch an mehreren Orten beobachtet werden, daß die verbrennliche Materie, die sich auf der Oberfläche der Erde in manchen Gegenden häufig ansammlet, von Zeit zu Zeit in Brand geräth.

Alles dies, sollte man glauben, müste die Völker sehr früh mit dem Feuer bekannt gemacht haben. Auch erzählen ihrer mehrere, daß sie die Entdeckung dieses nützlichen Elementes solchen Fingerzeigen der Natur zu verdanken haben. Die Aegypter sagten, daß der Blitz ihnen das erste Feuer zugeführt habe. Die Phönicier schrieben es der Entzündung zu, die der Wind veranlaßt hätte. Aber es war nicht genug, das Feuer kennen zu lernen, sondern wenn es dem Menschen nützlich werden sollte, so muste er es zu gebrauchen lernen, muste die Kunst erfinden, es zu unterhalten, von einem Orte zum andern zu

tragen, und es wieder hervor zu bringen, wenn es erloschen war. Und gerade dies waren in der That die Erfindungen, deren Schwierigkeit man sich bei einem rohen Volke leicht vorstellen kann.

Wenn auch vielleicht durch irgend einen Zufall einmal eine Flamme entzündet wurde, so setzte sie den ersten Zuschauer in Erstaunen. Voll Begierde, sich von dieser neuen Erscheinung zu unterrichten, griff er das brennende Holtz an, verbrannte sich, wie die Bewohner der Marianischen Inseln, und entfloh. Die Flamme griff weiter um sich, und wurde nur desto schrecklicher. Niemand fiel auf den Gedanken, was dieser gefährliche Feind durch eine kluge Behandlung werden könne. Erst wenn der Mensch öfter ein Zeuge dieser Erscheinung gewesen war, reizte die Neugierde ihn zu einer aufmerksameren Beobachtung derselben. Er nahm wahr, daß die Flamme nicht weiter um sich griff, als wo sie Holtz, dürres Gras und dergleichen fand. Nun wollte sie, wegen des Mangels brennbarer Stoffe erlöschen. Er kam auf den Einfall dergleichen hinzu zu tragen, und sah mit Vergnügen, wie die Gluth aufs neue belebt wurde. Die Entdeckung, daß sich die Größe des Feuers nach der

Menge des brennbaren Stoffes richtet, welcher in den Brand gesetzt wird, gab die Anleitung kleinere Flammen zu erzeugen, mit denen man nach Willkür umgehen konnte; und der Zufall, der vielleicht Anfangs hie und da glühende Kohlen unter der Asche einige Zeit erhalten hatte, leitete auf die Erfindung, sich dieser Gluth zur Aufbewahrung des Feuers zu bedienen.

Noch wichtiger war die Erfindung, das Feuer nach Belieben hervor zu bringen, und dazu bediente man sich wahrscheinlich am gewöhnlichsten des Reibens zarter Hölzer. Noch bis jetzt ist dies das Feuerzeug der Wilden. Sie nehmen zwei Stücke Holz, legen trockenes Gras dazwischen, und drehen sie so schnell und stark über einander herum, daß in wenigen Augenblicken das Gras entzündet wird. Andere Völker lernten vielleicht die Kunst des Feuermachens dadurch, daß zufällig ein Funke von zwei gegen einander geschlagenen Steinen auf verfaultes Holz fiel, und solches zum Glimmen brachte.

Waren diese Beobachtungen und die darauf gegründeten Erfindungen gemacht, so kam es nur noch darauf an, den Nutzen zu entdecken,

den das Feuer verschaffen konnte. Vielleicht kam durch einen Zufall etwa eine Wurzel oder eine Frucht der Gluth so nahe, daß sie gebraten wurde. Der Mensch nahm die Veränderung wahr, die im Aeußeren damit vorgegangen war, er versuchte ihren Geschmack und fand denselben nicht unangenehm. Die Neugierde reizte ihn, öftere Versuche dieser Art zu machen, und allmählig briet er Wurzeln und Früchte in der Absicht sich eine Abwechselung in seiner einfachen Kost zu verschaffen. Vom Braten der Früchte ging er zum Braten des Fleisches und zum Rösten der Fische über. Das Kochen des Wassers konnte erst ungleich später erfunden werden; weil es lange noch an Gefäßen fehlte, worin man das Wasser dem Feuer aussetzen konnte. Vielleicht gaben hie und da heiße Quellen, die aus der Erde hervorsprudelten, den ersten Fingerzeig zum Kochen des Wassers. Wie langsam es mit der Ausbildung der Kochkunst gegangen seyn mag, davon geben uns die mangelhaften Kunstgriffe einen Beweis, deren sich noch mehrere in den neueren Zeiten entdeckte Völker, bedienten, um ihre Speisen vermittelst des Feuers zu bereiten. Die Einwohner der südlichen Inseln, welche 1615

entdeckt wurden, hatten kein anderes Kunststück, ihre Schweine zu braten, als daß sie glühende Steine in den Leib derselben legten. Mehrere Wilden gossen Wasser in eine Höhle eines großen Steines oder einer Felsenwand, und warfen von Zeit zu Zeit glühende Kohlen oder Steine hinein, um das Wasser so viel zu erwärmen, als zum Kochen ihrer Speisen nöthig war. Die große Mühsamkeit dieses Mittels ermunterte andere Völker, auf bequemere Geschirre zu sinnen, worin sie das Wasser sieden könnten. Die Wilden in Neufrankreich z. E. verfertigten sich hölzerne Tröge, worin sie Wasser schöpften, ihre Speisen legten, und dann von Zeit zu Zeit glühende Steine warfen.

Sobald ein Volk sich nur ein wenig von der äußersten Rohheit entfernt hatte, muste es bald überdrüssig werden, seine Speisen so langsam und so ekelhaft zu bereiten. Es wurde daher ein Gegenstand des Nachdenkens, Geschirre zu erfinden, welche die Wirkung des Feuers unmittelbar empfangen, und solche dem Wasser geben konnten. Das Hauptaugenmerk hierbei war, eine häufig vorhandene und leicht zu bearbeitende

Masse ausfindig zu machen, welche im Stande war, der Wirkung des Feuers lange genug zu widerstehen, um den Speisen hinlängliche Zeit zum Kochen zu laßen. Zu dieser Entdeckung konnte man nicht anders, als durch mehrere Versuche gelangen, und die Schritte, welche man darin allmählig gethan hat, laßen sich aus den Beispielen verschiedener wilder Völker, die man in neueren Zeiten kennen gelernt hat, mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen. Auf einigen Nordischen Inseln hat man bei Wilden Kessel aus frischen Fischhäuten gefunden. Andere, wie die Einwohner der westlichen Inseln von Schottland, kochten ihre Speisen in den Häuten frisch geschlachteter Thiere. Die Ostiaken bereiten noch heut zu Tage ihre Speisen in Kesseln von Baumrinden. In Siam hat das gemeine Volk keine andere Art den Reis zu kochen, als daß es ihn in der Schale einer Kokosnuß ans Feuer bringt; und der Reis kocht, unterdessen die Schale brennt, er kocht aber gar, ehe sie ganz verbrennt. Die Einwohner von Amboine und Ternate bedienen sich zu diesem Ende eines Bambus, oder ausgehöhlten Rohres.

Diese Mittel sind sehr unbequem und mangelschaft. Man muste die Gefäße zum jedesma-

ligen Gebrauche neu machen. Die Noth, die Mutter des Fleißes fand bald neue Mittel, das Kochen der Speisen zu erleichtern. Die Geschichte giebt uns in dem Handgriffe einer wilden Nation ein Beispiel, wie die Menschen zuerst darauf gekommen seyn mögen, bequeme und dauerhafte Gefäße zu machen. In einer Reisebeschreibung von den südlichen Ländern wird erzählt, das die Einwohner dieser Gegenden ihre Speisen in Stücken von ausgehöhltem Holze kochen, die sie an das Feuer setzen. Da aber das Feuer nicht ermangeln würde, diese Art von Gefäßen schnell zu beschädigen, so fielen sie darauf, dieser Unbequemlichkeit dadurch abzuhelfen, daß sie die Hölzer mit Thon bekleideten. Dieser Ueberzug bewahrte sie so lange, daß die Speisen Zeit zum kochen bekamen.

Ein Versuch dieser Art konnte leicht auf die Töpferkunst führen. Da man aus der Erfahrung bald diejenigen Erdarten kennen lernte welche dem Feuer wiederstanden, und sich ohne Weitläuftigkeit bilden ließen, so war es natürlich, die Geschirre von Holz ganz abzuschaffen, die indessen die Anleitung gegeben hatten, die Erde

in Formen zu bringen, und solche auf verschiedene Weise zu gebrauchen: eine Kunst, die, wie Plato sagt, um so leichter zu erfinden und auszuüben war, weil man kein Metall nöthig hat, die Erde zu bearbeiten. Freilich wird es noch eine geraume Zeit gedauert haben, ehe man die Gefäße so zu brennen, und mit dem Glanze zu versehen lernte, worin jetzt eigentlich das Hauptwerk dieser Kunst besteht. Die ersten Versuche waren unstreitig eben so, wie es die Gefäße der Wilden noch sind: von Thon, der an der Sonne getrocknet oder am Feuer erhärtet ist.

Zu den Künsten, von deren Erfindung vornehmlich der Bau des Ackers und der bequemere Genuß der erzeugten Früchte abhängt, gehört insonderheit auch die Bearbeitung der Metalle. Wie, wo, wann und von wem diese Erfindung gemacht worden sei, ist unmöglich zu entscheiden; und fast eben so schwer ists, die Art anzugeben, wie der Mensch zuerst darauf gekommen sei, von den Metallen Vortheile zu ziehen. Die Alten sahn diese Kunst für so etwas Außerordentliches an, daß sie den Ursprung derselben unmittelbar aus dem Himmel abstammen ließen.

Nach Mosis ausdrücklichem Zeugnisse war die Kunst die Metalle zu bearbeiten schon den ersten Geschlechtern nach Adam bekannt; aber sie pflanzte sich nicht auf alle seine Nachkommen fort. Wahrscheinlich trug die große Wasserfluth das meiste dazu bei, das Andenken an den Gebrauch der Metalle zu erlöschen, und vielleicht war daran hauptsächlich die Veränderung Schuld, welche die Oberfläche des Erdbodens durch die Fluth erlitt. So viel ist gewiß, daß es in den ältesten Zeiten mehrere Völker gab, denen die Bearbeitung und Benutzung der Metalle unbekannt war. Sie gebrauchten Steine, Knochen, Hörner von Thieren, Gräten von Fischen, Muscheln, Rohr, Dornen und dergleichen, wo wir uns heute zu Tage des Metalls bedienen; und die in den neueren Zeiten entdeckten Wilden sind hierin jenen Völkern der Vorwelt so ähnlich, daß ihr Beispiel das Zeugniß der alten Schriftsteller außer Zweifel setzt.

Diejenigen Völker, welche den Ackerbau trieben, fanden indessen diese wichtige Kunst bald wieder. Die Noth zwang sie, allenthalben nach Materialien zu suchen, woraus sie die zu ihren Geschäften unentbehrlichen Werkzeuge verfertigen

konnten: und ihre Wahl muste bald auf die Metalle fallen, sobald ihnen der Zufall die Eigenschaften derselben entdeckte.

Wenn wir uns vorstelleten, daß die ersten Erfinder des Gebrauchs der Metalle eben so wie wir verfahren musten, um ihrer habhaft zu werden; so würde es uns unmöglich scheinen, daß sie je zur Kenntniß derselben hätten gelangen können. Was hätten sie wol für Veranlaßung gehabt, sich in die Tiefe der Felsen hinunter zu arbeiten, ehe sie wusten, durch welche Ausbeute ihre Mühe belohnt werden würde? Und gesetzt, daß sie sich durch irgend einen unerklärlichen Antrieb hätten auffordern laßen, dieses beschwerliche Geschäft zu übernehmen; wie wäre es ihnen, ohne Werkzeuge von Metall möglich gewesen? Was hätten sie mit den gewonnenen Erzen anfangen wollen? Wer hätte ihnen die Handgriffe der Schmelzkunst verrathen? Wie ist es zu erklären, daß sie dem Erze den kostbaren Gehalt zugetraut hätten, den wir erst nach langen Erfahrungen darin erwarten?

Aber die Natur selbst kam dem Menschen auf mannichfaltige Weise zu Hülfe, um ihn auf diese

nützliche Entdeckung zu leiten. Es giebt eine Menge von Metallen, welche schon in ihrem natürlichen Zustande gediegen sind, und also nicht mehr der Bearbeitung durch das Schmelzen bedürfen, um aus ihren Erzen dargestellt zu werden. Gold, Silber und Kupfer wird in diesem gediegenen Zustande in mehreren Weltgegenden gefunden. Die große Wasserfluth hatte vermuthlich an vielen Orten die lockere Erde hinweg geschwemmt, oder auch mit Gewalt große Felsenwände von einander getrennt, so daß die eben genannten Metalle, welche vor der Fluth in dem Bauche der Erde gelegen hatten, nun am Tage sichtbar waren. Noch jetzt findet man in manchen Ländern nach einem anhaltenden heftigen Regen in den Klüften und Betten der Flüsse allerlei Metalle, die von den Gebirgen losgerissen und fortgeschlemmt worden sind. Der Glanz der Metalle, die beim Fortschwemmen gegen Sand und Kiesel gerieben wurden, und desto lebhafter glänzten, war vermuthlich der erste Reiz für die Menschen, ihre Aufmerksamkeit darauf zu heften. Sie sammleten die unbekannten Körner und Stücke; machten etwa den Versuch, sie mit Steinen zu zerschlagen, und entdeckten so die Eigenschaft der Metalle, wodurch sie ihren großen Werth erlangen, nemlich ihre Dehnbarkeit.

Was die Minen betrift, so kann eine Menge von Zufällen die Menschen darauf geleitet haben, den metallischen Gehalt derselben zu entdecken. Der Blitz konnte bisweilen Stücke von Felsen und Bergen abschlagen, wo die entblößten Stellen dann durch ihren Glanz die Aufmerksamkeit an sich zogen und die Metalle sichtbar machten, welche sie enthielten. Durch einen Zufall dieser Art hat man zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Goldmine in Peru entdeckt. Bisweilen entblößten die Winde, indem sie die Bäume mit der Wurzel ausrissen, die Metalle und Erze. Es ist bekannt, wie die berühmte Mine zu Potosi entdeckt worden ist. Ein Indianer, der auf Felsen, die mit Bäumen und Büschen bedeckt waren, steigen wollte, hielt sich an einem Reise, das aus einer Ritze des Felsen hervorragte. Das Reis riß aus, und der Indianer sah in dem gemachten Loche etwas glänzen, was er sogleich für ein Stück Silber hielt.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Sechszehntes Stück.

Den 21sten April 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Oft machen Ströme, indem sie mit ihren überströmenden Fluthen die Felsen vom lockeren Erdreich entblößen, eine Erzader bloß; ja oft hat man beim Graben und Pflügen reiche Erzadern an den Tag gebracht. Auf diese Art fand man, nach dem Berichte des **Justinus**, die Goldminen, welche ehedem Spanien so berühmt gemacht haben. Nach und nach gaben auch öftere Erfahrungen theils allerlei Merkmale an die Hand, woraus man das Daseyn der Erze vermuthete;

theils wurde man unverdrossener im Durchsuchen der Gebirge, sobald man den Werth der Schätze kannte, die sich aus dem Inneren derselben holen ließen.

Weit mehrere Schwierigkeiten hatte aber die Erfindung der Kunst, die Metalle zu verarbeiten. Was man von **gediegenen** Metallen auf dem Erdboden findet, ist immer nur wenig; und gerade das nützlichste aller Metalle, das **Eisen**, hat die Natur gar nicht, oder doch gewiß höchst selten *), im gediegenen Zustande hervorgebracht. Die allermeisten Metalle findet man **vererzt**, das heißt, aufs innigste mit Schwefel oder Arsenik, oder irgend einem andern Auflösungsmittel verbunden, so daß sie weder das Ansehen, noch die Dehnbarkeit eigentlicher Metalle haben, und erst von dem Vererzungsmittel gereinigt und ih-

*) Es ist in neueren Zeiten darüber gestritten worden, ob das Eisen, gegen die sonstige allgemeine Meinung, auch im gediegenen Zustande gefunden werde. Der berühmte Pallas hatte dergleichen gefunden; aber man machte viele Einwendungen dagegen; und auch die größten Vertheidiger desselben müssen gestehen, daß es wenigstens eine außerordentliche Seltenheit ist.

rer Natur gemäß bearbeitet werden müssen, um sich ihrer zu den Bequemlichkeiten des Lebens zu bedienen. Das hauptsächlichste Hülfsmittel, welches in dieser Absicht angewendet werden muß, ist das **Schmelzen.**

Vielleicht gaben die feuerspeienden Berge die erste Anleitung zur Schmelzung der Erze. Die Ausflüsse der Mineralien, welche von Zeit zu Zeit aus diesen natürlichen Oefen erfolgen, gaben wahrscheinlich einen Wink, durch künstliche Vorrichtungen etwas Aehnliches zu bewirken; wenigstens setzen die fabelhaften Erzählungen der Alten die Erfinder der Metallbearbeitung meistentheils in solche Länder, wo ehedem vulkanische Ausbrüche geschehen sind, oder auch noch geschehen. Viele alte Schriftsteller schreiben sie auch der Entzündung solcher Wälder zu, die auf einem metallreichen Erdstriche standen. Die Gewalt des Feuers brachte, nach ihrem Berichte, das Metall zum Schmelzen, und man sah es auf der Oberfläche der Erde fließen und sich ausbreiten. Auf diese Art wurde, nach der alten Tradition, in Griechenland das Eisen auf dem Berge Ida entdeckt, und einer gleichen Begebenheit schrieb man es zu, daß die Silberminen auf den pyrenäischen

Gebirgen bekannt geworden sind. Diese Gebirge, sagt man, waren ehedem mit dicken Wäldern bedeckt; die Hirten setzten sie aus Unvorsichtigkeit in Brand; das Feuer dauerte viele Tage lang; und man sah mit Erstaunen Ströme von reinem und lauterem Silber, sich von den glühenden Felsen herab in das Thal ergießen.

Noch andere Zufälle konnten ebenfalls die Erfindung des Schmelzens der Erze begünstigen. Man erzählt von Schiffern, die an eine unbekannte Insel verschlagen wurden, am Fuße eines Gebirges ein Feuer anzündeten, und ebenfalls Silber aus den erhitzten Felsen hervorfließen sahn. Man erzählt ferner: ein spanischer Schiffshauptmann sei gezwungen worden, an einer wüsten Insel einzulaufen; er habe bei dieser Gelegenheit den Ofen auf seinem Schiffe ausgebessert, und sich einer vorgefundenen Erdart bedient, um den Heerd zu machen. Als das Schiff einige Zeit nachher nach Aquapulco gekommen sei, habe man, zu nicht geringer Verwunderung, in dem Aschenloche des Ofens ein Stück Gold gefunden, welches durch das starke Feuer aus der Erde ausgeschmolzen sei. Es ist leicht zu glauben, daß ähnliche Zufälle zuerst auf den Begriff des Metall-

schmelzens geleitet haben. Man hatte Erden oder Steine, die metallhaltig waren, etwa zur Bereitung eines Heerdes angewandt, oder sie glühend machen wollen, um damit (wie in dem vorigen Stücke erzählt worden) zu kochen. Bei dieser Gelegenheit erhielt man geschmolzenes Metall. Man machte mehrere Versuche, und gelangte auf diese Art allmählig zur Kenntniß der Metallurgie.

Dies alles würde indessen zur Auflösung des Räthsels, wie man auf das Bearbeiten der Metalle gekommen sei, sehr unzureichend seyn, wenn man sich vorstellen wollte, daß immer eben so viele Schwierigkeiten, als jetzt, damit verbunden gewesen. Ursprünglich bediente man sich gewiß bloß des gediegenen Metalls; nach und nach lernte man die reichhaltigsten und leichtflüssigsten Metalle benutzen, und wählte davon auch vorzüglich wieder diejenigen, die sich auf der Oberfläche der Erde oder doch in der Nähe derselben zeigten. Nachdem nun seit Jahrtausenden in allen bewohnten Gegenden der Erde der Vorrath dieser Metalle erschöpft ist, sind wir freilich genöthigt worden, tiefer zu graben, und auch die Erze nicht zu verschmähen, die den auf sie gewandten Fleiß nur wenig belohnen, und eine vielfache Bearbeitung erfordern, ehe sie Nutzen gewähren können.

Die edlen Metalle, Gold und Silber, kamen wol deswegen am frühsten in Gebrauch, weil sie am gewöhnlichsten im gediegenen Zustande gefunden werden. Es ist sogar bis auf die neuesten Zeiten noch die Frage gewesen, ob sich überhaupt das Gold jemals vererzt finde; und in vielen Gegenden des Erdbodens sammlet man es in sehr ansehnlichen Stücken, die unter dem Namen des Jungferngoldes sogleich gehämmert und verarbeitet werden können. Man findet in mehreren Gegenden von Afrika Jungferngold, welches so rein ist, daß man es ohne Hülfe eines Auflösungsmittels, bloß durch das Feuer, in die vortreflichsten Stangen verwandelt. Viele Schriftsteller melden von Goldkörnern, die ein sehr beträchtliches Gewicht, sogar von mehr als hundert Mark, haben. Ein Reisebeschreiber sagt, daß er ein Stück massives Gold von der Länge eines Armes gesehen. Diese Stange, welche sehr fein war, hatte man in dem Flusse Couesme im Königreiche Mozambique gefunden. In Peru trift man öfters Stücke Jungferngold von acht bis zehn Mark an, und solche, die über eine Unze wiegen, in Menge. Dieses Gold braucht nicht geschmolzen noch gereinigt zu werden. In dem Königreiche Macassar findet man, außer dem

Goldstaube, welchen man in sehr großer Menge sammlet, indem Thälern, wo sich das Regenwasser verlaufen hat, reine Stücken Gold ohne Vermischung. Noch heutiges Tages sammlet man in vielen Ländern, indem man bloß das Wasser über gewisse Erden laufen läßt, Gold, das keine Verbesserung durch die Kunst nöthig hat. Diese Arbeit ist sehr einfach, und erfordert weder Mühlen, noch Queckſilber, noch Hammer, noch Meissel. Es kommt nur darauf an, die Erde wohl zu waschen; und einige Stücke Holz sind hinreichend, sie gehörig umzurühren. Dieses Waschgold war den Alten nicht unbekannt.

Gleiche Leichtigkeit fanden die früheren Nationen beim Schmelzen des Silbers. Sie mußten anfänglich dieses Metall ebenfalls von Natur gereinigt und von fremden Körpern befreit antreffen, welches jetzt erst durch das Schmelzen bewirkt werden muß, und viele Kunstgriffe erfordert. Man wußte ehedem, und noch heutiges Tages, von Flüssen, welche Silber mit sich führen. Oft wurden diese Metalle auch durch Regengüsse von den Gebirgen herabgeschwemmt, und auf die Oberfläche der Erde niedergelegt. Man fand sie damals rein, ohne einige Vermischung,

und sogar in beträchtlichen Stücken. Man entdeckte sehr häufig Faden von Silber in Knaule zusammengewickelt, wie ausgebrannte Tressen. In gewissen Gegenden von Peru darf man nur ein wenig den Sand graben, um Stücken von Jungfernsilber herauszubringen. Es finden sich Stücken zu sechszig, ja sogar hundert und funfzig Mark. Dies Silber läßt sich schlagen, und bedarf, um bearbeitet zu werden, keiner weitern Zubereitung.

Eben so verhält es sich mit dem Kupfer. Die Alten erwähnen Länder, wo man es von Natur rein fand. An verschiedenen Orten in Louisiana und Canada sammlet man sehr reines festes Kupfer. Oft haben sich Stücken von diesem Metall in bewundernswürdig großen Massen gefunden, welche von Natur rein waren, und sogleich verarbeitet werden konnten. Auch wird es in vielfachen Fäden gefunden.

Da man nachher so weit gekommen war, das Metall aus den Gruben zu holen, so mußte es auch in den ersten Zeiten wenig Mühe kosten, das Erz zu schmelzen. Selbst in den Gruben findet man oft gediegenes Metall. Man hat

Nachricht, von einer Goldgrube, welche in Brasilien entdeckt worden, und so reich war, daß man dieses Metall fast auf der Oberfläche der Erde sammlete. Die Reisenden versichern, daß man in vielen Gegenden von Monomotapa nichts nöthig habe, um Gold aus der Erde zu holen, als zwei bis drei Fuß zu graben. Bei der Entdeckung der berühmten Goldmine zu Potosi war die Ader so reich und ergiebig, daß das Metall außer der Erde zu einer Lanzenhöhe zu sehen war, und wie ein Felsen da stand. Es war gleichsam ein Kamm, welchen die Oberfläche des Berges in die Höhe hob, in einer Länge von hundert und drei Fuß, und in einer Breite von dreizehn. In der Grube zu Salcedo fand man anfangs das Silber in reinen Stücken. Man hatte damals weiter keine Mühe damit, als es mit dem Meißel zu zerstücken. Im Jahr 1713 entdeckte man in Peru auf dem Berge von Ucuntaga eine große Rinde von massivem Silber, welche viele Millionen brachte. In den Bergwerken von Roussillon findet man Blätter von reinem Kupfer, welche sich sehr leicht rollen und dehnen lassen, und von Natur so gestaltet sind. Diese Blätter sind in dem Sande ausgebreitet, oder an die Steine geklebt. In der

Hudsonsbay ist eine Grube, die sehr ergiebig an Kupfer ist, und dasselbe so rein enthält, daß die Einwohner es bloß sammlen und zwischen zwei Steinen schlagen, um alles, was sie nöthig haben, daraus zu verfertigen.

Es waren also alle die Zubereitungen und Erfahrungen, welche das Bauen der Bergwerke heut zu Tage erfordert, nicht nöthig, um den früheren Völkern den Gebrauch der Metalle zu verschaffen. Da sie natürlicher Weise nicht viel davon nöthig hatten, so war der Vorrath, den ihnen auf die angegebene Art die Natur gleichsam vorbereitet hatte, für ihre Bedürfnisse hinreichend. So wie aber die Völker gesitteter wurden, vermehrte sich auch das Bedürfniß des Metalls; jener Vorrath wurde erschöpft, und sie sahn sich nun genöthigt, künstlichere Mittel anzuwenden, um das nöthige zu gewinnen. Inzwischen hatten sie aber auch so viele Erfahrungen mehr gesammlet, und stufenweise manche Kunstgriffe entdeckt.

Was bisher gesagt worden ist, leitet zugleich darauf, daß die ersten Metalle, welche in Gebrauch gekommen sind, keine anderen gewesen

seyn können, als eben die, welche von Natur nicht selten gediegen gefunden werden, nemlich Gold, Silber und Kupfer. Man hat gewiß Anfangs die beiden edlen Metalle zu vielen Dingen benutzt, wozu wir sie nicht mißbrauchen möchten, nicht nur weil sie zu kostbar sind, sondern auch weil sie in der That nicht die Dienste leisten können, die das gemeinere Eisen leistet. Die alte Tradition der Aegypter sagte, daß, als zur Zeit des Osiris die Kunst Kupfer und Gold zu schmieden, in Thebais erfunden worden, man angefangen habe, Waffen daraus zu machen, um die wilden Thiere damit auszurotten, und nachher auch Werkzeuge, die Erde zu bauen. In eben dem Falle befanden sich viele alte Völker, die zu allem, was sie nöthig hatten, Gold und Silber gebrauchten. Die Geschichte der Entdeckung von Amerika bestätigt diese alten Nachrichten. Die Spanier sahn mit Erstaunen, daß die Peruaner und Mexikaner aus Gold und Silber alle ihre nothwendigsten Geräthe verfertigten.

Am allergewöhnlichsten waren indessen bei den Völkern des Alterthums die Geräthe von **Kupfer**. Alle Zeugnisse der alten Schriftsteller kom-

nen hierin überein. Die Schriften des Homers lassen keinen Zweifel übrig, daß zu seinen Zeiten, wenigstens zur Zeit des trojanischen Kriegs, das Eisen noch selten gewesen. Das Kupfer vertrat die Stelle desselben, und es wurden daraus sowol die Waffen als andere Geräthe gemacht. Eben diese Bewandniß hatte es viele Jahrhunderte hindurch mit den Römern. Beinahe alles, was wir an Waffen und sonstigen Geräthen von diesem Volke übrig haben, ist von Kupfer oder Erz *). Der deutlichste Beweis, daß der Gebrauch des Kupfers vor dem Eisen vorhergegangen, ist das, daß sich die Alten beinahe bei allen gottesdienstlichen Ceremonien, als Opfern u. s. w. des Erzes bedienten. Die Sabinischen Priester beschnitten sich die Haare mit Messern von Erz. Zu Rom bediente sich der Opferpriester des Jupiters dazu einer Scheere von Kupfer. Wenn die Hetrusker eine Stadt bauen wollten, so bezeichneten sie den Umfang mit einem Pflugschaar von Erz.

*) Erz bedeutete ehedem entweder bloßes Kupfer, oder doch eine Mischung mehrerer Metalle, worin das Kupfer den vorzüglichsten Antheil ausmachte.

Eben dieser Gebrauch des Kupfers war allen Völkern des Alterthums gemein. Bei den Aegyptern waren die Waffen gewöhnlich von Erz. Zur Zeit des Agatharchides fand man beim Aufnehmen der alten Bergwerke Meißel und Hammer von Kupfer. Hiob redet von Bogen von Erz. Da sich die Philister des Simsons bemächtigt hatten, legten sie ihm Ketten von Erz an. Herodot versichert, daß bei den Massageten die Beile, Piken, Köcher, Streitäxte und sogar die Pferdegeschirre von diesem Metalle waren. In England, in der Schweitz, in Deutschland und überhaupt in den nördlichen Ländern findet man häufig in den alten Gräbern kupferne Waffen, Ringe und andere Werkzeuge von diesem Metalle. Gleiche Bewandniß hatte es in Amerika. Die Waffen und Geräthschaften dieses Welttheiles waren von Kupfer. Man entdeckte Arten von diesem Metalle in den Gräbern der alten Einwohner von Peru. Diese Arten sind in der Form von den unsrigen fast nicht verschieden. Noch heutiges Tags sind in Japan alle Werkzeuge, die man in andern Ländern von Eisen macht, von Kupfer oder Erz. Um das Kupfer, welches von Natur zu Geräthen, die einiger Gewalt widerstehen sollen, zu weich ist, zu härten, be-

dienten sich viele Völker frühzeitig schon des Mittels, es im Wasser zu löschen, wenn es glühte; andere dagegen legierten das Kupfer, das ist, sie schmolzen mit demselben andere Metalle zusammen, so daß es eigentlich das wurde, was man sonst unter dem Namen des Erzes verstand.

Der Gebrauch des Eisens, ungeachtet derselbe bei vielen Völkern sehr alt ist, hatte doch ganz eigentümliche Schwierigkeiten. Anstatt die meisten übrigen Metalle selbst in vererztem Zustande sich leicht durch ihre Farbe und einen metallischen Glanz verrathen, so giebt dagegen das Eisen sein Daseyn fast nie zu erkennen. Man findet es meistentheils tief in der Erde vergraben, in Gestalt bloßer Steine oder irdigter Massen. Selbst in den Ländern, wo es am häufigsten angetroffen wird, und am wenigsten verborgen ist, tritt man es mit Füßen ohne es zu kennen. Es ist nichts als eine Art groben und schwärzlichen Sandes, der sich durch nichts von anderen Erdarten unterscheidet. Man muß lange Uebung haben, um das Eisen in seinem Erze oder in dem Sande und der Erde zu entdecken. Wie war es daher möglich, daß man sobald zur Kenntniß dieses Metalles gelangen konnte?

Hierzu kam noch besonders, daß sogar denen, die schon das Eisen selbst kennen gelernt hatten, noch nicht sogleich die große Nutzbarkeit desselben einleuchten konnte. Sobald man Gold, Silber und Kupfer geschmolzen hat, ist es fähig von dem Hammer bearbeitet zu werden. Das Eisen dagegen, welches schon an sich so sehr schwer zum Schmelzen zu bringen ist, erhält durch das bloße Schmelzen gar keine Dehnbarkeit. Es ist spröde und läßt sich mit dem Hammer eben so wenig verarbeiten, als ein Feuerstein. Um es dehnbar zu machen, muß man es nun erst, wenn es als Gußeisen aus dem Erze gewonnen ist, aufs neue zu wiederholten malen glühen und glühend mit Hämmern so lange bearbeiten bis es in Stangen verwandelt ist, und als solche geschmiedet werden kann.

Diese Zubereitungen, welche viel zusammengesetzter sind, als die der übrigen Metalle, mußten nothwendiger Weise die Einführung des Eisens bei den ältern Völkern verzögern, und konnten erst dann Statt finden, als bereits die Schmiedekunst beim Golde, Silber und Kupfer Zangen, Hämmer und dergleichen Werkzeuge anzuwenden gelernt hatte.

Daß die Bearbeitung der Metalle, die uns so sehr zu Statten kommt, durch die angeführten Stufen gegangen sei, und durch dergleichen Zufälle, wie die geschilderten sind, müsse begünstigt worden seyn, ist freilich nur aus Winken und unvollständigen Berichten der alten Schriftsteller zu ersehen; aber es ergiebt sich klar aus der Natur der Sache und aus den Beobachtungen, welche man unter den neuentdeckten uncultivirten Nationen angestellt hat

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Siebenzehntes Stück.

Den 28sten April 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Wir haben in den vorigen Stücken etwas weniges über die Künste gesagt, deren Erfindung und Ausbildung dem Ackerbau ganz vorzüglich zu Hülfe kommen, und von deren Ausbildung es großentheils abhängt, welche Fortschritte dieser macht. So lange die Menschen noch Steine und Knochen, harte Hölzer und Fischgräten zu allen den Werkzeugen anwenden müssen, die ihnen ihre Arbeiten erleichtern helfen, so lange wird ihnen nicht nur ihr Leben viel beschwerlicher, sondern sie können auch

eine Menge der nützlichsten Geschäfte gar nicht unternehmen, oder doch sehr unvollkommen betreiben. Sobald aber Metalle im Gebrauch sind, ist auch ein Mittel vorhanden, sich mit größerer Leichtigkeit Werkzeuge zu verschaffen, durch welche man nicht nur viele Arbeiten abkürzen, sondern sie auch weit vollkommener machen kann.

Man sollte glauben, daß die tägliche Erfahrung von der außerordentlichen Nutzbarkeit der Metalle hinreichend wäre, um jedermann beim geringsten Nachdenken zu überzeugen, wie gerecht die Verehrung der alten Völker gegen diejenigen sei, von denen sie zuerst in der Bearbeitung dieses wichtigen Materials unterrichtet wurden. Und doch ist seit uralten Zeiten auch auf das Metall von vielen gescholten worden. Ich muß meine Leser einen Augenblick mit dem Ungrunde dieses Tadels unterhalten. Ich setze das jenige her, was Herr Professer **Moritz**, wie mehrere es vor ihm gethan haben, gegen das Eisen sagt *), und will sodann einige Anmerkungen darüber folgen laßen.

„Das Pflanzenreich giebt dem Menschen Nahrung und Kleidung, —"

*) S. Denkwürdigkeiten aufgezeichnet zur Beförderung des Edlen und Schönen. Erstes Viertelj. S. 57.

„Das Thierreich giebt dem Menschen Nahrung und Kleidung, —"

„Das Mineralreich giebt ihm trennende und zu„sammenfügende Werkzeuge, Sicherheit, Vertheidigungsmittel. —"

„Der Mensch zerstöhrt das Thierreich und Pflanzenreich —"

„Das Mineralreich, dem die Natur keine ei„gentliche Bildung und Form gegeben hat, wird „nicht von dem Menschen zerstöhrt; aber es zer„stöhrt dem Menschen, indem es zu seinem eigenen „Verderben von ihm gebildet wird. —"

Helm, Schild —
Schwerdt, Kugel, Pfeil —
Stahl schützt gegen Stahl —

„Helm und Schild schützen Kopf und Brust „gegen Schwerd und Pfeil. —"

„Aber weder gegen die Gewalt der zerschmet„ternden Bombe, noch der Kugel von Blei, die „durch die Macht des angezündeten Pulvers aus „dem tödtenden Rohre gejagt wird. —"

„Darum halten Helm und Schild in unseren „Tagen den Tod und die Zerstöhrung nicht mehr zu„rück, sondern sind als eine unnütze Last des Krie„gers hinweggeworfen."

„Die zerstöhrenden Werkzeuge haben über die „schützenden die Obermacht gewonnen, —"

„Mit der erhöhten Kraft der Zerstöhrung hat „die Erhöhung der beschützenden Kraft nicht gleichen „Schritt gehalten."

„Bogen und Pfeil ist hinweg geworfen worden, „und das tödtende Feuerrohr an seine Stelle ge„treten, —"

„Helm und Schild ist auch hinweg geworfen, „aber an seine Stelle ist nichts getreten. —"

„Das Eisen rächt an dem Menschen die zer„stöhrte Thier- und Pflanzenwelt. —"

„Die weiche Wolle des Schafes kleidet ihn —"

„Die Stämme des Baums geben ihm, ob er „sie gleich abgehauen hat, eine bequeme Wohnung, „und schützen ihn vor Wind und Regen, —"

„Aber das Eisen, das er selbst zu seinem Ver„derben geschmiedet hat, zerschmettert und tödtet „ihn."

„Es ist das nützlichste und gefährlichste Werk„zeug in der Hand des Menschen, — **Zerstörung** bleibt immer sein vorzüglichster Zweck."

„Durch die Axt fällt der Baum —

„Durch das Beil der Stier —"

„Durch die Säge wird die innerste Zusammense„tzung des Baums zerstöhrt.

„Durch das Messer die ganze innere Zusammen-
„setzung des Thiers aufgelöset, und aus ihren feste-
„sten Fugen gebracht. —“

„Durch die Sense fallen Aehren — der Mensch
„zerstöhrt durch das Eisen die Thier- und Pflanzen-
„welt — um eine andere Schöpfung von seiner ei-
„genen Arbeit daraus hervorgehen zu lassen.“

„Bald beneiden sich die Menschen unter ein-
„ander diese neue von ihnen selbst hervorgebrachte
„Schöpfung. Daraus entsteht Krieg und Streit.
„Eben das gefährliche Werkzeug, wodurch diese
„Schöpfung hervorgebracht wurde, zerstöhrt sie
„wieder —“

„Die glühende Kugel verwandelt Paläste in
„Schutthaufen —“

„Die Spitze des Eisens kehrt sich gegen den
„Menschen selbst — und weil er damit die Ord-
„nung der Natur zerstöhrte, so zerstöhrt es ihn
„wieder.“

„Der Mensch, der diese wunderbare Verket-
„tung der Dinge, ihr In- und Gegeneinanderwir-
„ken, ihr Entstehen und wieder Vernichtetwerden,
„im Ganzen genommen überschauet, weiß am Ende
„kein Resultat daraus zu ziehen. — Die mannich-
„faltigen Beziehungen und Verhältnisse der Dinge

„unter einander wirken wieder auf seine Denkkraft, „und setzen sie unwillkürlich in Thätigkeit. —"

„Er sinnt, und sinnt, indem er glaubt auf et„was zu stoßen — allein es ist beinahe, als ob durch „alles das die Fiebern seines Gehirns nur sollten in „Bewegung gesetzt werden; denn am Ende ist die „ganze Frucht seines Nachdenkens — **ein Ideen„spiel.**"

Ich fand schon damals, als dieser Aufsatz erschien, daß derselbe bei mehreren Lesern, welche die Denkwürdigkeiten mit Beifall und Vergnügen lasen, einen fremden Eindruck gemacht hatte, und ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß ich, bei einer genauen Entwickelung der darin enthaltenen Ideen, auf keine Weise die Absicht habe, die Verdienste des Herrn Professor **Moritz**, den ich wegen mehrerer Vorzüge schätze, herabzusetzen.

Es ist wahr, das Mineralreich und sonderlich das **Eisen** wird von dem Menschen zu Werkzeugen der Zerstöhrung gebraucht. Aber theils dient es nicht **bloß** zur Zerstöhrung, theils hat der Mensch, bei jeder Zerstöhrung, die er damit unternimmt, seine größere Wohlfarth zur Absicht, wozu seine Natur ihn dringt, auch verfehlt er sie nicht immer. Wenn der Mensch seine eigene Schöpfung nicht anders, als durch Zerstöhrung zu Stande bringen kann, so

thut er auch wol nicht Unrecht, wennn er so viel zerstöhrt, als er es muß, um sein Leben zu erhalten, und seine Wohlfarth zu erhöhen. Der Mensch hat einen Zerstöhrer in sich, der von der Natur selbst in ihn gepflanzt ist, und ihn mächtig dringt, außer sich zu zerstöhren, wenn er nicht selbst zerstöhrt werden will. Der Hunger ist es, der zu gewaltsam in unserm Innern nagt, als daß wir nicht alle unsere Kräfte aufbieten sollten ihm Einhalt zu thun. Daher überall, wo Menschen sind, auch ein fortgesetzter Krieg derselben mit dem Pflanzen- und Thierreich, durch den aber die Schöpfung des Allmächtigen nichts schlechter wird! Es ist doch dem Menschen nicht zu verdenken, wenn er sich erhält; und das kann er nun einmal nicht, ohne zu zerstöhren. Und wenn wir von **Zerstöhrung** reden, so ist in der That in den meisten Fällen der **Name** schlimmer als die **Sache**. Freilich, wenn die ganze Schöpfung ein ewig grüner Garten wäre, in welchem jede Pflanze, die einmal blüht, unaufhörlich mit diesen Blüthen prangte, wenn jedes Thier, das darinnen umher wandelt, mit aller seiner Jugendfülle ausgerüstet bliebe: so würde freilich der Mensch, da er nun einmal so gebaut ist, wol nicht anders können, als sich auch des Thiers und der Pflanze zu bemächtigen, um sich zu erhalten, so lange es mög-

lich wäre; aber er würde mit Furcht und Schrecken an diese Zerstöhrung gehn. Außer dem schrecklichen Gedanken, daß er mit jedem abgepflückten Kraute, mit jedem gefällten Baume, mit jedem getödteten Thiere die Summe der Dinge verminderte, von denen sein Leben abhängt, würde es ihn jammern, wenn er von Tage zu Tage die Schöpfung öder werden sähe; wenn er nun nackte Felder und Hügel erblickte, wo sonst ein junges lachendes Grün sein Auge erquickte, der Schatten der Bäume ihn kühlte die Blüthen ihm Wohlgeruch entgegen dufteten, wenn er nun einsam wandelte, wo sonst der Gesang der Vögel und das Hüpfen vertraulicher Thiere ihn ergötzte! Aber so ist es, Gottlob! in dieser Welt nicht!

Wenn der Mensch nicht die Pflanzen und Thiere zerstöhrt, so zerstöhrt die Natur sie selbst. Das Kraut verblüht und wird dürre; seine Blätter decken den Boden, und werden in Erde verwandelt. Der Baum stirbt ab, er senkt sein Haupt, das er so majestätisch empor gehoben hatte, nieder zur Erde; die Witterung löst seine Zusammensetzung auf, und auch er kehrt in den Schooß seiner Mutter zurück. Das Thier verliert allmählig seine Kraft, es hört auf, die Fülle der Freuden des Lebens zu genießen, hört auf zu empfinden, und wird durch die

Gesetze seiner eigenen Natur zerstöhrt. Alles, was der Mensch thut, ist daher nichts anders, als bloße Beschleunigung der Zerstöhrung, welche die Natur auch ohne ihn, nur langsamer, vorgenommen haben würde. Und zwar gewinnt die Gestalt der Schöpfung durch die vernünftige Zerstöhrung des Menschen auf der Einen Seite eben so viel und noch mehr, als sie auf der Andern zu verlieren scheint. Wo der Mensch dem Wachsen und dem Verwesen des Pflanzenreichs gar keinen Einhalt thut, geräth alles in Verwirrung. Der üppige Boden treibt eine erstaunliche Menge von Gewächsen hervor, aber desto mehrere derselben verwelken und decken mit ihren zerstöhrten Theilen den Boden. Viele werden in ihrem Wachstume gehindert und verkrüppeln, Schmarotzerpflanzen hängen sich an Stämme und Aeste; alles verwildert, und giebt dem Auge den traurigsten Anblick, unterdessen der Fuß des Wanderers nirgends einen Weg findet, den er durch die Einöde nehmen kann. Wie ganz anders ist die Gestalt des angebauten Bodens, wo der Fleiß dürre Gefilde mit künstlichen Gewässern befruchtet, und die Vorstellung von der Nutzbarkeit der Gewächse sich an die von der Schönheit derselben schließt!

Nicht anders ist es mit den Thieren, wo sie sich selbst überlaßen sind, und von dem Menschen

auf keine Weise eingeschränkt werden. Zwar geht ihre Vermehrung desto schneller von Statten; aber so wie die Zahl der Fruchtessenden zunimmt, wächst auch die Menge der Raubthiere desto stärker, und diese sind von der Natur angewiesen, zu zerstöhren. An Zerstöhrung würde es daher auch nicht im Thierreiche fehlen, wenn auch der Mensch kein Metall entdeckt und bearbeitet hätte, „um die ganze innere „Zusammensetzung thierischer Körper aufzulösen, „und aus ihren festesten Fugen zu bringen."

Und was sollte der Mensch wol thun, wenn er nicht Thiere tödten wollte? So lange wir durch unsere Vernunft die Stärkeren sind, wäre es uns doch wahrlich zu verargen, wenn wir uns geduldig vom wilden Stiere spießen, vom Elephanten zertreten, vom Eber die Seiten aufschlitzen, von Löwen zerreissen, von Luchsen das Blut aussaugen ließen, um ja keine Zerstöhrung unter den Thieren anzurichten. Und dann, wenn es doch einmal nöthig ist, uns unserer Haut zu wehren, und eine gewisse Anzahl von Thieren zu verdrängen, damit wir nicht von ihnen verdrängt werden, so ist wol nicht viel Unterschied, ob wir den Stier mit dem Beile oder mit einer Keule erlegen. Genau genommen ist es also nichts, als ein scheinbarer Gedanke, wenn man sagt, das Eisen rächt an dem Menschen die

zerstöhrte Thier- und Pflanzenwelt; und weil der Mensch damit die Ordnung der Natur zerstöhrte, so zerstöhre es ihn wieder. Wenn der Mensch mit jener Zerstöhrung nicht Unrecht that, so giebt es keinen Grund zur **Rache**; und in so fern die Natur selbst jene Zerstöhrung nothwendig machte, muß ihre Ordnung dadurch wol nicht zerrüttet werden.

Das Mineralreich selbst ist auch keineswegs, wie Hr. **Moritz** gleich Anfangs sagt, von der menschlichen Zerstöhrung ausgenommen. Unser Pflügen und Graben, unser Brunnenmachen und Canäleanlegen ist ja gewaltsame Veränderung des Mineralreichs, und Trennung der Theile, welche die Natur zusammen gefügt hatte. Aber weit mehr verdient die Bearbeitung der Metalle selbst, den Namen einer Zerstöhrung. Wie viele Schichten eines Felsen durchschlägt nicht der Mensch, ehe er den Geburtsort des Metalls erreicht! Wie vielen regelmäßig gebildeten Erzen nimt er nicht, durch den gewaltsamsten Zerstöhrer, das Feuer, ihre Form! wie viele Kräfte bietet er nicht auf, um die innigste Zusammensetzung des Minerals zu zerlegen, Theil von Theil zu scheiden, und auch hier seine eigene Schöpfung hervor zu rufen! Mit **einem** Worte: der Mensch zerstöhrt in dem Mineralreiche eben so

wohl, als in den übrigen Reichen der Natur; und thut auch daran nicht weniger Recht.

Und dient denn das Metall, namentlich das Eisen, dem Menschen zu keinem andern Zwecke, als seines Gleichen zu zerschmettern und zu tödten? „Die weiche Wolle des Schafes kleidet den Menschen"; aber würde sie ihn so bequem kleiden, wenn er sie nicht durch Hülfe der Metalle, und sonderlich des Eisens, so schön verarbeiten könnte? Ist die Scheere, womit das Schaf geschoren, sind die Werkzeuge alle durch deren Hülfe wir endlich Tuch erhalten, ist die Nadel, womit dies Tuch nach der Gestalt unseres Leibes zusammen verbunden wird, nicht der Erwähnung werth?

„Die Stämme des Baums geben dem Menschen, ob er sie gleich abgehauen hat, eine bequeme Wohnung, und schützen ihn vor Wind und Regen." Dieser eingeschobene Satz: „**ob er sie gleich abgehauen hat**," stellt die Sache wieder in ein falsches Licht. Der Mensch muß wol die Baumstämme abhauen, wenn sie ihm zu einer bequemen Wohnung dienen sollen; und er handelt sehr vernünftig und Recht, daß er ihnen die Form giebt, worin sie ihm am nützlichsten werden, und in der sie die Natur nicht geliefert hat. So wie Hr. **Moritz** die Sache ausdrückt, bekommmt es das Ansehn, als

wenn es eine besondere Gefälligkeit der Bäume wäre, daß sie sich von dem Menschen doch noch zu Wohnungen gebrauchen laßen, ungeachtet er sie abgehauen hat. Wenn die Baumstämme, so wie sie von der Natur hervorgebracht werden, uns hinlänglichen Schutz vor Wind und Regen und alle übrigen Vortheile einer bequemen Wohnung gäben; wie gern würden wir uns die Mühe, sie abzuhauen erspahren. Und den Bäumen, sollte man glauben, könnte es am Ende wol ziemlich gleichgültig seyn, ob sie im Walde absterben und auf den Boden, wo sie gewachsen sind vermodern, oder ob sie uns zu Balken und Fußböden, zu Thüren und Hausgeräthen dienen, und als solche das allgemeine Naturgesetz der Zerstöhrung erfahren.

Und wenn bequeme Wohnungen, wenn Schutz vor Regen und Wind zu den Wohlthaten gehören, die wir (zum Theil) von dem Pflanzenreiche haben; verdienen die Werkzeuge keiner Erwägung, durch deren Hülfe wir uns erst den vollen Genuß dieser Vortheile verschaffen? Die Axt, womit wir den Baum fällen und seinen Stamm behauen; die Säge, welche die innere Zusammenfügung der Holzfasern genau so trennt, wie es unsere Absicht erfordert; der Hobel, der die Oberflächen glättet, damit ihre Rauhheit uns nicht schade, und die genauere Ver-

bindung getrennter Theile erleichtert werde; die Klammer und der Nagel, durch die wir Befestigung erhalten; der Hammer, der die Gewalt unseres Armes so erstaunlich verstärkt, der Riegel und das Schloß, die unser Eigenthum bewahren; diese Werkzeuge alle, und tausend andere sind uns doch auch wol etwas werth? Und da sie von Eisen sind, so geschieht diesem Metalle gewiß Unrecht, wenn wir seinen Nutzen einen Augenblik vergessen, und unser Auge bloß auf das Schwerdt, die Kugel und den Pfeil haften, um es als einen Zerstöhrer des menschlichen Geschechtes anzuklagen.

Noch ungerechter ist die Behauptung, „daß die zerstöhrenden Werkzeuge über die beschützenden die Obermacht gewonnen, daß mit der erhöhten Kraft der Zerstöhrung die Erhöhung der beschützenden Kraft nicht gleichen Schritt gehalten habe." Wir sehen doch, Gottlob! noch immer, daß die Menschen sich auch vor den vervielfältigten tödlichen Werkzeugen des Krieges schützen. Freilich hat man Helm und Schild, als eine unnütze Bürde hinweg geworfen; aber an ihre Stelle sind menschlichere Grundsätze der Völkerbeherrscher, Unterhandlungen und Bündnisse, feste Plätze und künstlichere Bewegungen der Heere getreten, die einen noch sicherern Schutz, als Helm und Schild

gewehren. Der Mensch ist vernünftig genug, um nicht an **einerlei** Werkzeugen seiner Sicherheit zu kleben; und wenn das Metall ihm dieselbe nicht mehr verschaft, so sucht er in dem ganzen weiten Reiche der Schöpfung nach anderen Mitteln, und die Erfahrung hat gezeigt, daß er solche zu finden wuste. Wenn die ganze physische Welt nur zu Werkzeugen des Verderbens gemißbraucht werden sollte: so würde der Mensch seinen Triumph darin setzen, durch **geistige** Kräfte (die sein eigentlicher Vorzug sind) den **physischen** zu trotzen.

Wie kann man doch sagen: „seitdem der Helm und das Schild sind weggeworfen worden, haben die Zerstöhrenden Werkzeuge die Obermacht über die beschützenden erhalten?“ Wissen wir denn etwa aus der Geschichte, daß, so lange jene im Gebrauch waren, kein Morden, und immer nur fruchtloser Angriff, unter den Menschen Statt fand? Ist es nicht vielmehr bewiesen, daß die Schlachten damals blutiger waren; und die feindlichen Heere mit weit allgemeinerer Erbitterung fochten? Jetzt schützt das Schwerdt vor dem Schwerdte, die Kugel vor der Kugel; und der Mensch gewinnt unstreitig dabei, weil kein Schild und kein Helm so sicher vor dem Pfeile deckt, als die Furcht des Feindes, vor meinem Schwerde und meinem Feuerrohr, die ihn zu-

rück hält, die Spitze gegen mich zu kehren, und seine Kugel auf mich zu schießen.

Endlich ist es auch das Eisen nicht allein, das uns Werkzeuge liefert, uns einander zu zerstöhren. Die Bewohner der Südseeinseln haben kein Metall, und führen doch furchtbare Kriege unter einander.

„Der Mensch, der diese wunderbare Verkettung der Dinge, ihr In- und Gegeneinanderwirken, ihr Entstehen und wieder Vernichtetwerden, im Ganzen genommen (richtig) überschaut," wird am Ende wol auf Resultate stoßen, welche die Mühe seines Nachdenkens mit einer edleren Frucht belohnen, als ein leeres Ideenspiel.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner,

von

J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Achtzehntes Stück.

Den 7ten Mai 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Weit entfernt, daß das Metall dem menschlichen Geschlechte, im Ganzen genommen, schädlich geworden wäre, ist es vielmehr immer, mit Recht, als einer der nutzbarsten Stoffe von den Völkern geachtet worden; und vorzüglich legte man dem **Eisen**, sobald man es genugsam kannte, einen großen Werth bei. Auch ist in der Natur weislich dafür gesorgt, daß dieses nutzbare Metall in einem reichen Maße vorhanden ist. Nur wenige Länder des Erdbodens haben einen gänzlichen Mangel an demselben.

Da ich aber nur durch den Einfluß, den die Metalle auf die Ausbildung des Ackerbaues haben, veranlaßt wurde, von ihnen zu reden, so will ich es den Lesern überlaßen, sich selbst allen Gebrauch ausführlicher zu entwickeln, den wir nach und nach zu unserer Sicherheit, zur Bequemlichkeit, zur Erweiterung unserer Kenntnisse und zum Vergnügen von den Metallen zu machen gelernet haben. Hätten wir aber auch nichts, als Pflugschaare und Sicheln, Grabscheide, Hacken und eine bequemere Einrichtung unserer Werkzeuge zum Brodbacken und Bierbrauen dem Mineralreiche zu verdanken: so würden wir schon deshalb seinen wohlthätigen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft einräumen müssen; weil alles dies die Verbesserung und die größere Nutzbarkeit des Ackerbaues, durch den die Bevölkerung der Länder am meisten befördert wird, augenscheinlich erhöhet.

Ueberdies ist die Vermehrung der Menschenzahl keineswegs das Einzige, wodurch der Ackerbau für unser Geschlecht so wohlthätig wird. Auch auf die Vernunft und den Charakter der Menschen wirkt derselbe in mannichfaltiger Rücksicht. Daß sich jemand entschließt, auf Hoffnung der künftigen Erndte im Frühjahr die Erde aufzulockern, und ihrem Schoße fruchtbringenden Saamen anzuvertrauen,

setzt schon einen Grad von Ueberlegung, Geduld und Standhaftigkeit voraus, der uns freilich nicht außerordentlich scheint, es aber dennoch, in Vergleichung mit der Gedankenlosigkeit des Wilden, wirklich ist. Der Hirt hat den Gegenstand seiner Sorgfalt (seine Heerde) immer vor Augen, und sieht die Belohnung seines angewandten Fleißes jedesmal augenblicklich erfolgen; auch ist die Mühe nicht groß, die er auf sie verwendet. Der Jäger muß sichs zwar eine anhaltendere Anstrengung kosten laßen, um endlich seine Beute zu erhalten; aber auch er sieht dieselbe vor sich, und seine anscheinende Beharrlichkeit ist im Grunde nichts weiter als eine fortgesetzte Reihe von einzelnen Handlungen, von deren jeder er glaubt und wünscht, daß sie ihn zur Erreichung seines Zweckes führen soll. Ganz anders beim Bebauer des Feldes. Alles, was er zur vorläufigen Bearbeitung des Ackers thut, wird durchaus nicht mit irgend einem unmittelbaren Genusse, und nicht einmal mit der täuschenden Hoffnung eines nahen Gewinns belohnt. Er muß sogar einen Theil seines sauer erworbenen Gutes, welches er unmittelbar benutzen könnte, aufopfern, indem er den Samen in die Erde streut; und muß eine schwere, anhaltende Mühe übernehmen, um sich die entfernte Aussicht auf eine Verbesserung seines Zustandes zu

erkaufen. Wie viel Entwickelung der Vernunft hierzu erfordert werde, lehren uns die Kinder, die sich, ohne gezwungen zu werden, so schwer entschließen können, irgend etwas zu thun, wovon sie den Vortheil erst in der Folge, und nicht gleich unmittelbar bei ihrer Beschäftigung sehen!

Beim Landbau wird hiernächst der Mensch am ersten inne, wie wichtig ihm die Hülfe Anderer ist. Er lernt bald aus der Erfahrung, wie viel er von seinem Acker an einem Tage umgraben oder bepflügen, und wie viel er einerndten kann. Dadurch wird es ihm augenscheinlich, um wie viel ihm durch den Beistand anderer seine Mühe abgekürzt wird*); er lernt ihre Hülfe desto richtiger schätzen, und gewöhnt sich mehr an ihren Umgang. Die welche gemeinschaftlich das Feld bauen, nehmen ihren Aufenthalt neben einander, und legen den Grund zu bleibenden Wohnplätzen. Dies wird eine Aufforderung zu allerlei Erfindungen in der Baukunst, und

*) Der Hirt kann diesen Maßstab nicht eben so gut erlangen; und eben so wenig kann es der Jäger. Beim Hüthen der Heerde und bei der Jagd glaubt jeder, der mit mehreren zugleich daran Theil nahm, daß er das wichtigste bei der Sache gethan habe, und auch ohne den Beistand der anderen vielleicht eben so gut fertig geworden wäre.

die erste Veranlaßung zur Vertheilung der mancherlei häuslichen Beschäftigungen.

Da es nothwendig ist, daß der, welcher ein Feld angebaut hat, auch die Früchte desselben genieße, so entwickelt sich natürlicher Weise unter diesen Umständen der Begriff vom **Eigentume** weit vollkommer, als unter den Nomaden und Jägern. An der Erhaltung der Früchte ist dem Ackersmann alles gelegen; weil ihm ihre Erzeugung so viele Mühe gekostet hat, und er durch ihren Verlust außer Stand gesetzt wird, sich und die Seinen zu erhalten. Dennoch ist er nicht sicher, daß nicht ein anderer ihm sein Feld berauben, oder seine Saat durch sein Vieh verderben laßen sollte! Sich selbst, im Falle einer Beeintrichtigung, jedesmal Recht zu verschaffen, den Beleidiger anzugreifen, und ihn mit Gewalt zum Ersatze zu zwingen oder ihm künftige Beleidigungen unmöglich zu machen, ist nicht nur mit Gefahr, sondern auch mit Zeitverlust verknüpft. Der Jäger achtet diesen Zeitverlust wenig, weil er nicht so viele Veranlaßung gehabt hat, den Werth der Zeit kennen zu lernen; aber dem Ackersmann ist derselbe weit empfindlicher. Daher seine Geneigtheit sich gewissen Gesetzen, welche eine Commune unter sich errichtet, zu unterwerfen, und

das Ansehen eines Schiedsrichters in streitigen Fällen anzuerkennen!

Tausenderlei Umstände müssen hier wiederum mannichfaltige Abänderungen in der Verfassung eines ackerbauenden Volkes bewirken. Wenn es z. B. auch unter sich, durch Errichtung einer Art von Regierungsform, Gewaltthätigkeiten und Fehden vorbeugt; so ist es doch nicht eben so sicher vor seinen Nachbaren, zumal wenn dieses Hirten, und noch mehr, wenn es Jäger sind. In diesem Falle muß es zu seiner Vertheidigung bereit seyn, und zu dem Ende eine bürgerliche Verfassung annehmen, die das Krieg führen erleichtert. Sie müssen sich einem Anführer unterwerfen, und gewöhnen sich leicht, diesem auch im Frieden zu gehorchen, ihm allerlei Vorrechte einzuräumen, und ihm zugleich das Amt eines Schiedsrichter bei ihren inneren Mißverständnissen zu übertragen.

Mehrere Umstände können auch ein solches Volk frühzeitig an Abgaben und Steuern zum gemeinen Besten gewöhnen. Liegen ihre Aecker etwa nahe an einem Flusse, der bißweilen über seine Ufer tritt, so sehen sie sich genöthigt, Dämme zu machen, Canäle zu graben, und diese Vorkehrungen gehörig zu unterhalten. Entstehen darüber ein oder das andereмal Uneinigkeiten, so fallen die Verständigsten

bald darauf, diese Beschäftigungen und die nöthigen Anordnungen derselben, die Allen zu Statten kommen, einigen aus ihrem Mittel zu übertragen, und ihnen ihre Mühe und Sorgfalt auf eine oder die andere Weise zu vergüten. Ist dagegen ein wasserreicher Fluß von den Aeckern fern, so gräbt man vielleicht einen Brunnen, der so wie jene Dämme und Canäle, als ein gemeinschaftliches Eigentum angesehen und durch gemeinsame Beiträge erhalten wird.

Da wir bis jetzt kein Volk haben kennen lernen, das nicht eine oder die andere Art von religiösen Ideen gehabt haben sollte; so ist leicht zu begreifen, daß auch diese ihren Einfluß auf die Ausbildung der Gesellschaft haben müssen. Die Religion eines Volkes hängt in mannichfaltiger Rücksicht von dem Nationalgeiste ab; allein auch umgekehrt, geben die herrschend gewordene Religionsideen der Verfassung und dem Geiste des Volks eine eigene Richtung. Nichts ist natürlicher, als daß die, welche sich vorzüglich mit dem, was man bei einem Volke für gottesdienstlich hält, beschäftigen, eine vorzügliche Ehre und Einfluß genießen. Ihr Rath wird wichtig, und je nachdem der Geist der Religion es mit sich bringt, werden die Priester entweder Lehrer nützlicher Kenntnisse, oder Anführer und Rathgeber im

Kriege, oder friedliche Volksherrscher, oder Müssiggänger, die sich vom Fleiße der geschäftigen Stände für abergläubische Gaukeleien nähren laßen.

Bei ackerbauenden Nationen gewinnt natürlicher Weise jeder Religionsgebrauch eine größere Festigkeit, als bei herumwandernden Völkern. Schon allein der Umstand, daß die Wohnplätze bleibend sind, trägt etwas wichtiges bei, alles, was einmal im Gange ist, zu erhalten, und allem, was bei den Vorvätern der Zufall oder das Bedürfniß nothwendig machte, bei den spätern Nachkommen ein ehrwürdiges Ansehen zu geben, wovon man nicht abweichen zu dürfen glaubt, ungeachtet die Gründe, wodurch die erste Einführung veranlaßt wurde, längst nicht mehr vorhanden sind. Da ich keine Geschichte einzelner Völkerschaften schreibe, sondern nur im allgemeinen die Punkte angeben will, worauf es bei der Ausbildung der Gesellschaft ankommt, so muß ich die nähere Entwickelung von diesem allen übergehen, und es dem wißbegierigen Leser überlaßen, die mannichfaltigen Wendungen, die der menschliche Geist dabei nahm, in den Geschichtbüchern zu bemerken. Hier sei es genug, die wichtigsten Schritte, welche die Völker ihrer jetzigen Kultur entgegen thaten, weiter zu verfolgen.

Anfänglich ist es sehr natürlich, daß ganze Stämme einen oder den andern Strich Landes als ihr Eigenthum in Besitz nehmen, und unter sich vertheilen, aber so, daß einem jeden das ihm eingeräumte Stück nur so lange gehört, als die Früchte auf demselben stehen, die er durch seinen Fleiß hervorgebracht hat. Sobald die Erndte vorüber ist, gehört alles Land der ganzen Commune, und kein Einzelner hat an besonderen Strichen ein Vorrecht. Diese Einrichtung, von welcher sich bei mehreren alten Völkern Spuren finden, schien die allernatürlichste zu seyn, weil ein inneres Gefühl dem Menschen sagt, daß jeder auf den Erdboden so viel Recht als der andere hat, daß es aber Unrecht seyn würde, die Früchte, welche jemand durch seinen Fleiß hervorgebracht hat, zu zerstöhren, daß ihm daher ein Eigentumsrecht an denjenigen Boden gebüre, den er bearbeitet und nutzbar gemacht hat. Sobald aber die Früchte, um derentwillen er seinen Fleiß angewandt hatte, von ihm eingesammlet waren, schien aller Grund eines Anspruchs auf diesen Acker hinweg zu fallen. Die Commune eignete sich denselben wiederum zu, und hatte dabei den Vortheil, daß nun alle Aecker zu einer gemeinschaftlichen Viehweide dienen konnten.

Die Ueberbleibsel von dieser uralten Einrichtung haben wir noch in mehreren Gegenden Deutschlands in den so genannten **Gemeinheiten**, an deren Abstellung man in den neusten Zeiten aus mehreren Gründen gearbeitet hat. Schon bei den ältesten Völkern sah man zum Theil den Nachtheil ein, der mit einem so unvollkommenen Eigentumsrechte verbunden war. Natürlich wandte niemand bei der Bearbeitung seines Feldes jedesmal mehr Fleiß an, als erforderlich war, seine Erndte hervorzubringen; und doch leuchtete es vielen ein, daß sie einen weit größeren Vortheil würden erlangen können, wenn sie Vorkehrungen träfen, die ihnen auf mehrere Jahre zu Statten kämen; wenn sie z. B. Gesträuche hinweg schafften, Steine auflösen, einer Ueberschwemmung vorbeugten und dergl. Hierzu kam, daß es bei der alljährlichen neuen Vertheilung der Aecker niemals an Streitigkeiten fehlte; da jeder den größten oder den Antheil haben wollte, der ihm am bequemsten lag. Dies und andere Umstände brachten die Menschen dahin, sich über ein bleibendes Eigentumsrecht an den Aeckern zu vereinigen, wobei indessen die Gemeinschaft der Viehweiden und Triften mehrentheils fortdauerte.

Waren nun allmählig alle Felder, die ein Stamm sich zugeeignet hatte, vertheilt: so blieben

bei zunehmender Bevölkerung viele Menschen übrig, die keine eigenen Aecker bekommen konnten. Wollten sich diese erhalten, so mußten sie sich entschließen, für die Landeigentümer zu arbeiten. Sie legten sich also entweder darauf, Geräthe und Bequemlichkeiten für andere zu verfertigen und solche gegen den Ertrag des Feldes zu vertauschen; oder sie halfen jenen bei der Feldarbeit. Aus jener Klasse entstanden nach und nach Handwerker, Künstler und Handelsleute, die aber natürlicher Weise nur allmählig empor kommen konnten; weil es der Bedürfnisse noch wenige gab, und es an allerlei Einrichtungen fehlte, diesen Erwerbszweig zu sichern. Aus der letzteren Klasse wurden Knechte. Die Verfassung, worin unter uns Dienstboten stehen, ist freilich der Vernunft und Billigkeit sehr gemäß; aber sie setzt einen Grad von Aufklärung über Menschenrechte und eine Aufsicht der Obrigkeit voraus, wozu man in den früheren Zeiten so leicht nicht gelangen konnte. Damals war es vielmehr natürlich, daß jemand, der kein Mittel vor sich sah, sein Leben zu erhalten, sich irgend einem wohlhabenderen überließ, ohne mit ihm eine genaue und bestimmte Verabredung zu treffen, welche Dienste er demselben für Schutz und Unterhalt leisten wolle. Es wurde dem Knechte nicht nur jeder, noch so beschwerliche, und noch so

verächtliche Dienst zugemuthet, sondern er war auch um so mehr jeder Behandlung ausgesetzt, welche eine ungezähmte Laune seinem Herrn eingab, da niemand sich für verpflichtet hielt, die Rechte des Unterdrückten wahr zunehmen. Der Vortheil des Herrn erforderte es zwar, wenn er keine fleißigen Hände verlieren wollte, seinem Knechte menschlich zu begegnen, damit derselbe nicht zur Flucht gezwungen, oder durch allzu große Strenge aufgerieben würde; aber theils war diese Ueberlegung bei einem rohen Manne nicht immer stark genug, um seinen aufwallenden Zorn zu bändigen; theils fiel auch der Werth eines Knechtes in eben dem Maße, in welchem bei noch vergrößerter Bevölkerung die Zahl dieser hülfslosen Armen stieg. Die Herrn maßten sich bald das Eigentumsrecht über die Kinder ihrer Knechte, und über das Leben und den Tod derselben an. Aus diesen Knechten wurden förmliche Sklaven.

Ich sage nicht, daß dieses der einzige und allgemeine Ursprung des Sklavenstandes war; vielmehr war eine ergiebige Quelle desselben auch der Krieg; aber bei vielen Völkern entstanden die Sklaven gewiß auf die eben beschriebene Weise; und vielleicht war man schon dadurch mit der Idee eines Sklaven bekannt geworden, ehe man darauf fiel, die im

Kriege gemachten Gefangenen, als Sklaven mit sich zu führen. Vielleicht gaben aber auch umgekehrt wieder diese im Kriege gemachten Sklaven Veranlaßung zur härteren Behandlung der Knechte überhaupt. Die Sieger behielten auch noch gegen die Ueberwundenen ihren Nationalhaß und befriedigten ihre Erbitterung gegen den Feind noch dann, wenn die unglücklichen Mitglieder feindlicher Stämme längst außer Stand gesetzt waren ihnen zu Schaden. Die Verachtung und Härte, womit diese Unterdrückten behandelt wurden, gewöhnte das Herz an Gleichgültigkeit gegen Menschenrechte und an unbillige Begegnung, die dann freilich in Kurzem auch diejenigen erfuhren, die sie auf keine Weise verdient hatten. Ist erst einmal das Gemüth von dem Gefühle dessen, was man Menschen schuldig ist, weil sie Menschen sind, zurück gekommen, so macht es auch bald keinen Unterschied mehr zwischen den Gegenständen seiner Unmenschlichkeit.

Vielleicht ist aber auch bei anderen Völkern der Sklavenstand das Mittel gewesen, wodurch der abscheuliche Gebrauch des Menschenfressens abgestellt wurde. Es ist, wie ich bereits erinnert habe, wahrscheinlich, daß die Wuth des Kriegs, wo nicht bei allen, doch bei den meisten Nationen, zuerst die Stimme der menschlichen Natur so sehr betäubt

habe, daß die Sieger die Körper der Ueberwundenen verzehrten. Hatte ein Volk in der Folge einsehen gelernt, daß ein lebendig erhaltener Feind ihnen von mannigfaltigen Nutzen seyn könnte; geriethen viele Gefangenen auf einmal in die Hand der Ueberwinder; waren die Kriege nicht mehr schnell aufeinanderfolgende Einfälle in die Gränzen des Feindes; sondern ordentlich veranstaltete Züge: so konnte sehr leicht der Gedanke entstehn, sich der Gefangenen zur Arbeit zu bedienen, und sich dadurch eine größere Bequemlichkeit des Lebens und mehr Muße zu verschaffen. So ist oft unter den Menschen die eine Verirrung und Ungerechtigkeit das Mittel, wodurch andern gehemmt und abgestellt werden; und insofern sie kleinere Uebel sind, werden sie wohlthätig für unser Geschlecht.

Immer ist es traurig, daß ein Theil des menschlichen Geschlechts der Willkür eines andern Theils biß zu einem solchen Grade unterworfen seyn muste, als es die Knechte bei den meisten alten Völkerschaften waren. Aber im Ganzen gewann die Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens auch dadurch. Viele Menschen, die ohne Vorwurf des Gewissens, als Besiegte würden niedergemetzelt worden seyn, wurden erhalten, und genossen der Wohlthat des Lebens. Selbst bei der Härte, die sie von vielen

ihrer tyrannischen Herrn erfuhren, hatten sie oft als Sklaven noch vieles Gute, das sie sich vielleicht im Stande der Unabhängigkeit nicht zu verschaffen gewust hätten. Ihr Fleiß half die Kultur des Bodens befördern, und brachte den Ertrag des Feldbaus bis auf einen Punkt, den derselbe schwerlich eben so bald erreicht haben würde, wenn ein jeder seinen Acker mit eigenen Händen hätte bearbeiten sollen. Diejenigen Landesbesitzer, die viele Knechte durch gütige Behandlung, durch Vorsorge für die Familien derselben, oder auch durchs Kriegsglück zusammen gebracht hatten, kamen zu einem Wohlstande, der sie fähig machte, auf Bequemlichkeiten zu denken, und damit den Kunstfleiß zu begünstigen.

So unwichtig, so schädlich es sogar manchem scheinen mag, daß auf diese Weise der Hang zum Vergnügen unter den Menschen geweckt und der Luxus, samt allem mit demselben verknüpften Verderben, hervor gerufen wurde, so wohlthätig war es doch für unser Geschlecht, daß eine neue Quelle geöfnet wurde, um einen ansehnlichen Theil von Menschen unabhängig von andern zu ernähren, ohne daß sie zu ihrem Unterhalte eines Landeigentums bedurften. Und welch ein Vortheil, daß die Kräfte des menschlichen Geistes einen neuen Stoß und ein vorher ungekanntes Feld für die Thätigkeit gewannen! Die

vergrößerte Muße, und größere Sicherheit des Unterhalts legte den Grund zur Entwickelung der schlummernden Talente. Der Mensch fing an, die Bedürfnisse seiner Vernunft und seines Herzens zu empfinden, und betrat damit eine Bahn, auf der er zwar langsame Schritte that, die ihn aber doch weiter von dem Zustande der Wildheit und Befriedigung bloßer thierischer Triebe vorwärts brachte, und den Saamen einer Kultur ausstreute, die wenigstens für die folgenden Generationen wohlthätig war. Natürlich ging auch hier wieder jedes Volk seinen eigenen Weg; und nicht jedes gelangte eben so schnell, als die übrigen zum Ziele. Klima und Beschaffenheit des Bodens, äußere Schicksale und innere Zufälle beschleunigten oder hemmten den Erfolg, den man hätte erwarten sollen.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Neunzehntes Stück.
Den 12ten Mai 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Bei einem ganz rohen Volke fallen alle häusliche Beschäftigungen den Weibern zur Last. Die Männer, welche den Tag über auf der Jagd sind, und vielleicht auf manche Thierarten auch die Nächte durch lauren, haben keine Zeit, sich um das Hauswesen zu bekümmern, und verlieren auch die Stätigkeit, welche zu der Bereitung der Bequemlichkeiten des Lebens erforderlich ist. Die Weiber dagegen werden durch die nöthige Verpflegung der jungen Kinder gezwungen, in der Hütte zu bleiben, und

durch ihre Schwäche gehindert, an den wilderen Beschäftigungen der Männer Theil zu nehmen. Ganz natürlich fallen ihnen daher alle die Mühwaltungen zur Last, die zur Besorgung des inneren Wohlstandes der Familie gehören. Sie müssen die Speisen bereiten, die Kleidungen verfertigen, die nöthigen Geräthe machen, und wol sogar die Hütte bauen, oder sie doch ausbessern und für die Erhaltung der Schlafstätten sorgen. Der Mann behält sich nur die Werkzeuge vor, die er zum Tödten oder zum Fangen der Thiere gebraucht. Kommt er ermüdet nach Hause, so bedient ihn seine Gattin. Dabei wird ers gewohnt, sie als seine Dienerin anzusehn, bürdet ihr immer mehr auf, und wälzt allmählich alles, was nicht unmittelbar zu seiner wilden Lebensart gehört, ihr ohne Ausnahme auf. Da die sanften Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit ihm fremde sind, so behandelt er seine Gattin mit Rauhheit und Strenge; und nach und nach wird es sogar unter solchen Stämmen Sitte, das weibliche Geschlecht zu verachten.

Auch unter ackerbauenden Völkern dauert dies noch eine geraume Zeit hindurch fort. So wie aber die Kunst des Feldbaus wächst, und die Nahrung durch denselben mehr gesichert wird, so ändert sich auch das Verhältniß zwischen den Gatten. Der

Mann gewinnt nun mehr Muße. Einen beträchtlichen Theil des Jahrs hindurch hat er auf dem Acker keine oder wenige Beschäftigung. Er bringt diese Zeit im Schoße seiner Familie zu. Der Umgang mit seinen Kindern erweicht sein ohnedies nicht mehr so rohes Herz. Der Keim sanfter Neigungen entwickelt sich, und seine Gattin wird ihm werther. Er findet Muße, ihr manche Geschäfte abzunehmen und zu erleichtern, und ist genöthigt, es zu thun, weil sich ihre Arbeit allzu sehr häuft. Ihre Familie wird zahlreicher; sie hat also weit mehr Sorgfalt auf ihre Kleinen zu wenden. Und doch fordert das Bereiten und Aufbewahren der Früchte sowohl, als die Verfertigung der Kleidung aus Pflanzentheilen, mehr Aufmerksamkeit und Fleiß, als alle häusliche Beschäftigungen einer Jägerfamilie.

Am allermeisten aber wird der Zustand des weiblichen Geschlechtes verbessert, wenn es bei einem Volke Sitte wird, Knechte zu halten. Diese müssen nun den größten Theil der Arbeit übernehmen, welche sonst den Weibern anheim fiel. Da die Verachtung des weiblichen Geschlechts nur eine Folge von der Rohheit des Charakters war, und die Härte gegen dasselbe zum Theil aus der Nothwendigkeit mancher beschwerlichen Geschäfte floß, so läßt sichs der ohnehin schon sanfter gewordene Mann gern

gefallen, daß seine Gattin einen Theil ihrer Last von sich abwälzt. Die Knechte übernehmen vielleicht anfänglich manches, um sich der Hausfrau desto gefälliger zu machen, und sich dadurch ihr eigenes Schicksal zu erleichtern. Nach und nach wird es ihnen anbefohlen, und endlich überläßt ihnen die Frau alles, was ihr selbst zu lästig wird.

Außer dem Gewinne, den das weibliche Geschlecht bei dieser Veränderung macht, entsteht daraus auch noch der Vortheil, daß eine Menge von Dingen nun weit vollkommener gemacht werden können, als es möglich war, so lange dieselben bloß dem Frauenzimmer überlaßen waren. Wenn die Frau alles thun, wenn sie die Hütte ausbessern, die Kleider verfertigen, die Speisen bereiten, und die Kinder pflegen muß, so kann sie nicht nur auf keines dieser Geschäfte die gehörige Sorgfalt wenden, sondern es ist auch unmöglich, eine sonderliche Fertigkeit darin zu erlangen. Werden diese Verrichtungen aber unter die Knechte vertheilt, so zeigt sich bald, daß dem einen dies, dem andern jenes vorzüglich gut von Statten geht. Ein jeder bekömmt bald das, worin er die meisten Talente zeigt, zu seinem eigentümlichen Geschäfte; er legt sich mit allem Eifer darauf, erfindet allerlei Abkürzungen

und Verbesserungen daran, und trägt das Seinige bei, irgend eine Kunst vollkommen zu machen.

Hieraus läßt sichs erklären, warum bei verschiedenen Völkern alle die Arbeiten, welche jetzt von freien Leuten als ein eigener Nahrungszweig betrieben werden, von den Sklaven geschahen, und warum dies bei den Römern noch in den glänzendsten Zeiten ihrer Republik und unter den ersten Kaisern Statt fand. Es werden in der That schon eine Menge von Einrichtungen, die man nur in einer sehr verbesserten Volksverfassung suchen kann, erfordert, ehe Handwerker und Künstler bei einer Nation aufstehn, als freie Leute leben und emporkommen können. Das Eigentum eines jeden muß völlig gesichert seyn; man muß Mittel haben, auf eine leichte Weise die Producte des Kunstfleißes gegen den Ertrag des Bodens auszutauschen; es müssen gewisse Bedürfnisse von einer allgemeinen Nothwendigkeit geworden seyn; ein Volk muß von dem Vorurtheile, daß allein gewisse Beschäftigungen, wie etwa Ackerbau oder Krieg, ehrenvoll sind, zurückgekommen seyn, ehe sich Menschen entschließen, freiwillig für andere zu arbeiten, und ehe sie damit ihren sicheren Unterhalt, Achtung und gleiche Rechte mit den übrigen im Volke erwerben können.

So lange die Verfassung der Nation noch unvollkommen ist, so lange läßt ein jeder durch seine Knechte alles verfertigen, was er bedarf; und jeder Knecht macht es so gut er es kann. Hie und da glückt es einem vorzüglichen Kopfe oder dem ausgezeichneten Fleiße, irgend eine Arbeit vollkommner zu machen, als man sie gewöhnlich hat. Diese wird der Maßstab für die übrigen, sie ahmen nach, sie suchen dem Erfinder seine Kunstgriffe abzulernen, und werden auch wol von ihren Herren mit Gewalt angehalten, alle ihre Kräfte aufzubieten, um etwas ähnliches hervor zu bringen. Sogar zu den schönen Künsten ist auf diese Art bei mehrern Völkern der Grund gelegt worden. Bei den älteren Römern waren die Bildhauerei, Malerei, Steinschneidekunst u. s. w. sowohl als die Ausübung der mechanischen Künste, in den Händen der Sklaven.

Durch nichts wurde endlich die Aufnahme aller Arten von Gewerben mehr befördert, als durch die Einführung des Geldes. So lange ein Volk kein Geld hat, bleibt nichts übrig, als immer eine Waare gegen die andere zu vertauschen, womit unausbleiblich sehr viele Unbequemlichkeiten verbunden sind. Der, welcher irgend etwas, z. E. ein Kleid bedarf, findet vielleicht jemanden, der ihm eines dergleichen überlassen könnte; aber es ist schwer

einen richtigen Ersatz dafür auszumitteln. Der Besitzer des Kleides hat vielleicht nichts von dem nöthig, wovon der Käufer einen Ueberfluß hat; oder das, was dieser ihm geben will, ist mehr oder weniger werth als das Kleid. Sind es etwa Früchte, die er bietet, so kann freilich das Maß derselben vergrößert oder vermindert werden; wie ist es aber zu machen, wenn er irgend etwas bietet, das nicht getrennt werden kann? Wenn ich ein Grabscheid nöthig habe, und finde ein solches bei meinem Nachbar, der eben ein Schaf gebraucht, welches ich ihm überlassen könnte; wie kommen wir auseinander, wenn ich mein Schaf für so viel, als viele Grabscheide werth halte? Entweder er müste mir mehrere solche Werkzeuge geben, die er vielleicht nicht hat, und die ich nicht gebrauchen kann; oder er muß mir etwas anders zulegen, was er wieder vielleicht eben so wenig gut entbehren, als ich es benutzen kann; oder ich muß mein Schaf schlachten und ihm ein Stück davon überlassen, welches wieder nicht Statt finden könnte, wenn er das Thier zur Zucht und nicht zur Nahrung zu haben wünschte. Auf diese Art entsteht entweder die Unbequemlichkeit, daß jemand seinen Ueberfluß gar nicht gegen die ihm abgehenden Bedürfnisse eintauschen kann, oder die Nothwendigkeit, so lange herum zu tauschen,

bis ein jeder das erhält, was ihm angenehm ist und was er für einen Ersatz seines Eigentums hält.

Sobald ein solcher Tauschhandel im Großen getrieben wird, sind damit wenige Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verbunden. Denn da ist es leicht möglich, so lange von beiden Seiten zuzulegen und abzunehmen, bis die Gleichheit zwischen dem Werthe der vertauschten Dinge herauskommt. Jemehr aber der Tausch im Kleinen geschieht, desto schwieriger ist er. Gesetzt auch, daß sich Leute zusammen finden, die sich ohne Umstände mit ihren Bedürfnissen aushelfen können: so glaubt doch ein jeder allzuleicht, daß er von dem andern übervortheilt wird. Unter denen, welche neben einander wohnen, entsteht daher die Gewohnheit, sich Dinge abzuborgen, und sie in eben der Art, wie sie solche empfangen haben (in Natura) wieder zu erstatten. Allein auch dies ist unbequem. Der Empfänger kann nicht immer den verabredeten Termin halten; der Verleiher ist mit dem, was er wieder empfängt, nicht zufrieden; da die geliehene Sache schon verbraucht ist, läßt sich die Beschaffenheit derselben nicht mehr genau ausmitteln: so entsteht Streit und Zwist. Dies alles nöthigt einen jeden, für seine eigenen Bedürfnisse zu sorgen, so gut er es

kann, und lieber das nöthigste so lange als möglich zu entbehren, ehe er sich in einen mißlichen Tausch einläßt.

Bei dem allen können doch bei einem und dem andern Volke Umstände vorhanden seyn, wodurch der Tauschhandel begünstigt und ein Mittel wird, die Bevölkerung und den Wohlstand eines Landes, ohne Dazwischenkunft des Geldes ungemein zu erheben. Herr Professor **Büsch** *) hat darüber Bemerkungen gesammlet, die ich meinen Lesern in einem Auszuge mittheilen will.

Das erste Beispiel dieser Art, sagt er, geben die Mexikaner zur Zeit ihrer Ueberwältigung durch die Spanier. Sie hatten Gold und Silber, brauchten es aber nur als Zierrath, und es ist fast gar keine Spur, daß sie es auch nur zuweilen als ein Zeichen des Werthes angewandt hätten, wenn es gleich, wie andere, rohe und durch Kunst bearbeitete Produkte, durch Tausch seinen Besitzer oft verändert haben mag. Eben deswegen, weil der Gebrauch beider Metalle sich nur auf Zierrathe des Leibes einschränkte, wurde von denselben so wenig

*) In seiner vortreflichen Abhandlung vom Geldumlauf. Erster Theil. S. 29.

gesammlet, und die Künste, wodurch sie der Erde abgewonnen und in die Form eines vollkommen hämmerbaren Metalls gebracht werden, waren so unreif bei diesem Volke, daß Cortez bei der ersten Ueberwältigung dieses Volkes, da er gern alles herbei schafte, um den Geldhunger seiner Eroberer zu befriedigen, nur den Werth von 600000 Pasos zusammenbrachte. Indessen hatten sie doch vielen Feldbau, viele Künste, und, was bei einem bloßen Tauschhandel die meiste Schwierigkeit zu haben scheint, auch eine weitgehende Vertheilung der Arbeit, da eine Kunst der andern vorarbeitete. Aus einer Reihe von Bildern, welche die Dinge vorstellen, die jede eroberte Stadt als einen Tribut in die kaiserliche Schatzkammer liefern mußte, (s. Robertsons Geschichte von America, deutsche Uebers. 2. Th. S. 333.) ergiebt sich zwar nicht die Güte der Arbeit, allein sie beweisen doch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände der Industrie dieser Nation viel zu bestimmt, als daß man zweifeln könnte, wie weit es mit dieser Industrie gegangen sei, die doch an dem Mangel der nöthigen, insonderheit metallener Werkzeuge und Maschinen, ein sehr großes Hinderniß hatte. Sie hatten auch eine Menge Märkte in ihren großen Städten für den Umtausch dieser vielen Waaren.

Allein man merke dabei an: 1) daß der Feldbau dieser Nation in einem sehr fruchtbaren Boden ganz andre Produkte der Erde zum Gegenstande hatte, als von welchen sich die polizirten Völker unter den gemäßigtern Himmelsstrichen ernähren; solche Produkte, an deren näherer Zubereitung zum Verbrauch keine solche Handwerker arbeiten durften, als welche bei unserm Korn erfordert werden, ehe es Brod wird. Maiz, Maniok, Yamas, Patatoes und dergleichen Erdfrüchte erfordern keine Müller und Bäcker. Der Feldbau, der nur diese zwei Handwerker nöthig macht, hat schon dadurch Schwierigkeiten, denen durch Tausch ohne Geld nicht leicht abgeholfen werden kann; Schwierigkeiten, die es natürlich einem Volke angenehmer machen, lieber vom Thierreiche zu leben, sobald es ihm die Umstände erlauben. 2) Ganz America hatte, ehe es von den Europäern entdeckt wurde, kein Rindvieh, und überhaupt wenige Arten von zahmen, für die Menschen brauchbarem Vieh. Als nun einmal diese Völker durch Ursachen, die sich in der Dunkelheit ihrer Geschichte verlieren, unter denen aber doch das mildere Clima eine der vornehmsten gewesen seyn mag, von der Jagd, welche die Einwohner des größeren Theils von Amerika nährt, abließen, so hatten sie gar keine

Wahl zwischen Feldbau und Viehzucht. 3) Dies Volk war durch Ursachen, die, aus ihrer Geschichte völlig zu enthüllen, ebenfalls unmöglich ist, in eine Verfassung gerathen, die der Lehensverfassung sehr ähnlich war. Die fleißigen Volksklassen waren Knechte des Adels, und mußten arbeiten, was sie sonst vielleicht zu eigenem Behufe nie gearbeitet haben möchten. Arbeiten, die sie durch den Tausch nicht würden haben in solcher Menge und Mannigfaltigkeit absetzen können, erzwang von ihnen der Stolz der Großen, die solche als Bedürfnisse ihres Wohllebens ansahn. Hier entstand also der Fall, daß den Herren eine größere Menge Knechte, als der bloße Ackerbau erforderte, wünschenswerth wurde. Ihre Vermehrung war ihnen aus mehreren Ursachen lieb, als aus welchen jetzt einem Landeigenthümer viele frohnende Bauern werth sind. Noch mehr! die Produkte der Industrie wurden ein Gegenstand der Schatzungen für das Oberhaupt des Reichs. Es war also hier ein erzwungener Kunstfleiß, dessen Folge denn freilich auch die Erweiterung einer freien Betriebsamkeit war, welche sich an Arbeiten zum Behufe des Tauschhandels gewöhnte, indem sie eine größere Menge von Dingen hervorbrachte, als ihnen von den Beherrschern abgefordert wurden.

Ein zweites Beispiel geben die Peruaner. Bei diesen ging der Gebrauch der edlen Metalle in Zierrathen und allerlei Geschirr viel weiter, als bei den Mexikanern. Sie hatten es in der Kunst, dieselben der Erde abzugewinnen und zu bearbeiten, viel weiter gebracht; aber sie gebrauchten sie bei dem Allen nicht als Münze. Dennoch machten sie ein zahlreiches Volk aus, das viele Künste übte, wenn man gleich einige Uebertreibung in den ersten spanischen Berichten abrechnet. Auf dieses Volk treffen die ersten beiden, in Ansehung der Mexikaner, gemachten Bemerkungen ebenfalls zu. Allein die bei diesen eingeführte lehensähnliche Verfassung hatten sie nicht; dagegen mußten doch die fleißigen Volksklassen zur Bestreitung des Aufwandes, den die gottesdienstliche und Regimentsverfassung forderte, arbeiten. Ueberdies knüpfte die Einrichtung, daß niemand ein Eigenthum an den Feldern hatte, sondern jeder nur auf ein Jahr sein Feld angewiesen bekam, und alle vereint dasselbe bauen mußten, das Band zwischen den Fleißigen im Volke zu wechselseitigen Diensten. Da hierbei die Gewohnheit, sich einander zu helfen, entstand, so fiel eine große Veranlassung zur Vertheilung der Arbeiten hinweg, und es legten sich ihrer wenigere ausschließend auf

die Verfertigung einzelner Geräthe und anderer Bedürfnisse.

Als ein drittes Beispiel werden den Lesern von selbst die Tahitier und die ihnen ähnlichen Bewohner der Südseeinseln einfallen. Auch diese hatten keine Wahl zwischen der Jagd, der Viehzucht und dem Feldbau. Freilich kommt ihnen die Fischerei zur Gewinnung ihres Unterhaltes beträchtlich zu Hülfe; aber diese treibt die Menschen nicht so auseinander, wie die Jagd und Viehzucht, sondern vereinigt sie vielmehr zu gemeinschaftlicher Arbeit. Ihr weniger Feldbau hat eine größere Leichtigkeit und einen sicherern Ertrag, als in unserm Welttheil. Der kleine Bezirk ihres Wohnsitzes vereint sie auf eine ganz andere Art, und mit weit dringenderen Gründen zu einer Gesellschaft und zu den, ihrem gemeinsamen Wohlseyn zuträglichen, Arbeiten, als dies in einem anderen Lande, das keine Insel oder doch nicht eine so kleine Insel ist, geschehen kann.

Diese Beispiele beweisen zwar, daß auch beim bloßen Tausche schon ein ansehnlicher Grad von Kultur unter einem Volke möglich ist; aber es erhellet zugleich, daß unausbleiblich in einem solchen Falle günstige Umstände zusammentreffen müssen, welche den Kunstfleiß beleben.

Treten diese günstigen Umstände nicht ein, so kann ein Volk, welches bereits einige Fortschritte im Ackerbau und in der Betriebsamkeit gemacht hat, eine geraume Zeit auf demselben Punkte still stehen, ja es kann sogar wieder in Verfall gerathen. Die schwächeren Familien werden den Ackerbau aufgeben, zu dessen Betreibung und gehörigen Benutzung ihnen die nöthigen Hände fehlen. Sie werden sich dagegen von der Viehzucht zu erhalten suchen, da diese weit weniger Anstalten und Zurüstungen erfordert. Aber eben deswegen werden diese Familien auch nie so zahlreich werden können, als beim Ackerbau, da ein gegebener Erdstrich unmöglich so viele Hirten als Landbauer erhalten kann. Die zahlreicheren Familien werden zwar den Ackerbau noch fortsetzen, und ihn bis auf den Punkt zu treiben suchen, wo er die größte Menschenzahl zu erhalten im Stande ist; allein in Kurzem werden viele überflüßige Menschen entstehen, die sich nicht zu nähren wissen. Diese werden nicht Muth haben, sich fortzupflanzen; die Menschenzahl wird also allmählig wieder abnehmen, und die Viehzucht wird aufs neue hinreichend seyn, sie zu erhalten. Ist dies der Fall irgend bey einem Volke, so wird es in der größten Gefahr seyn, von aller bereits erreichten Kultur wieder gänzlich zurück zu

kommen. Das Eigenthumsrecht der liegenden Gründe wird sich verlieren. Niemand wird sich die Wartung des Bodens angelegen seyn lassen; er wird mit Wäldern und Gesträuchen bedeckt werden, und diese werden Sümpfe und Moräste erzeugen. Durch diese Verwilderung des Bodens wird nach und nach selbst dem Hirtenvolke wieder die Nahrung abgeschnitten, und es sieht sich genöthigt, benachbarte Länder aufzusuchen, und nöthigen Falls die Einwohner derselben zu verdrängen. So entstehen wieder herumziehende Horden, die einander aufreiben, und ihrer Bevölkerung durch Mord und Kriege Gränzen setzen.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Zwanzigstes Stück.
Den 19ten Mai 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Die mancherlei Schwierigkeiten, welche bei dem Tauschhandel Statt fanden, musten bei zunehmender Kultur der Völker auf Hülfsmittel leiten, denselben abzuhelfen. Man fiel darauf, ein allgemeines **Zeichen des Werthes** aller Bedürfnisse einzuführen. Jedes Volk konnte auf eine andere Sache fallen, die zu diesem Zeichen dienen sollte, wenn sie nur allgemein geschätzt und gesucht war, so daß jeder Verkäufer sie gern für seine Waare annahm, und gewiß seyn konnte, daß er wieder dafür die

ihm abgehenden Waaren erhalten würde. Es sind Völker bekannt, bei denen Muscheln von einer gewissen Art, Stücke eines gewissen Holzes, Salzkörner, Früchte und dergleichen die Stelle eines solchen Zeichens vom Werthe der Dinge vertreten haben.

Am allerbequemsten war es, sich zu dieser Absicht der Metalle zu bedienen. Bei einem Volke, wo die Metalle einmal im Gebrauche waren, konnte niemand derselben ganz entbehren, weil die daraus verfertigten Werkzeuge aus keinem andern Stoffe eben so gut bereitet werden konnten. Jedermann suchte daher zum Besitz eines Vorrathes von Metall zu gelangen; und es war schon deswegen geschickt, als ein Zeichen des Werthes aller übrigen Dinge gebraucht zu werden. Hierzu kamen aber noch mehrere Vorzüge, wodurch das Metall sich vor andern Dingen, die man sonst dazu angewendet haben könnte, merklich auszeichnete: 1) Es war nicht dem Verderben so ausgesetzt, wie fast alle übrigen Dinge. Wer einen Vorrath davon erworben hatte, durfte bloß dafür sorgen, daß es ihm nicht entwendet wurde; um es in gutem Stande zu erhalten, hatte er nicht die geringste Mühe anzuwenden. 2) Es konnte leicht von einem Orte zum andern geschaft werden; denn wenn gleich seine

Schwere das Fortschaffen desselben ein wenig mühsam machte, so war doch auch keine große Behutsamkeit dabei nöthig. Man durfte es nicht vor dem Verbrennen, wie das Holz, nicht vor der Nässe, wie Salzkörner, nicht vor dem Zerbrechen, wie kostbare Muscheln, bewahren. 3) Hauptsächlich fand dabei der Vortheil Statt, daß man ein Stück Metall in mehrere kleinere und größere Stücke theilen konnte, ohne den Werth der Masse zu verringern, wodurch es sehr geschickt wurde, zum Zeichen des Werthes für viele und für wenige, für kostbare und weniger geachtete Bedürfnisse zu dienen.

Da das Kupfer, wie wir gesehen haben, unter den Metallen zuerst in den allgemeinsten Gebrauch kam, so ist es vermuthlich auch zuerst und bei den meisten Völkern in dieser Absicht benutzt worden. Selbst in Rom war die gewöhnliche Münze, noch über vier hundert Jahr nach Erbauung der Stadt, von Kupfer. Bei vielen Völkern hatte man wahrscheinlich schon diesen Gebrauch des Kupfers oder eines andern Metalls eingeführt, ehe man Gewicht und Wage kannte *). War dies, so mußte man

*) Die Erfindung des Längenmaßes war in der That ungleich leichter für den menschlichen Verstand, als die Erfindung der Wage. Man durfte nur zwei Körper an einander halten, um zu sehen, daß

sich mit der Schätzung vermittelst des Augenmaßes, oder dem Wägen mit der bloßen Hand behelfen.

einer größer als der andere war, und in vielen Fällen zu erfahren, wie vielmal die Länge des Kleineren in der Länge des Größeren enthalten sei. Auch war es sehr leicht, auf bestimmte Längenmaße zu fallen, weil der Mensch dazu seinen eigenen Körper gebrauchen konnte. Die Länge seiner beiden ausgestreckten Arme (die Klafter), seines einen Armes bis an den Ellenbogen (die Elle), seines Fußes, seiner Handbreite, und der Breite seines Daumen war ziemlich bestimmt und war ihm überall nahe, wo er von Längen urtheilen wollte. Mehr Schwierigkeiten hatte dagegen schon das Maß flüssiger Sachen, und derer, die wie diese in Gefäßen gemessen werden, wie Früchte u. dergl. Sobald man aber nur Gefäße hatte, war auch die Entdeckung bald gemacht, daß ein Gefäß zwei, drei oder mehrmal so viel enthielt, als ein anderes; und von dieser Entdeckung war der Schritt nicht schwer, den man thun mußte, um Gefäße zu erfinden, die für den übrigen zum Maßstabe dienen konnten. Man durfte nur viereckigte Gefäße machen, woran der Boden und die Seiten nach einem bestimmten Längenmaße abgemessen waren. Anfänglich kam es natürlicher Weise auf die höchste Genauigkeit dabei nicht an, und al-

Sobald die Wage erfunden war, (und dies konnte der Fall bei vielen Völkern vor dem obenerwähnten

mählig vermehrten sich die Hülfsmittel, auch diese zu erreichen. Die Wage dagegen war ein Werkzeug, das viele Beobachtungen über die eigentümliche Schwere der Körper voraussetzte, und dessen Erfindung vielleicht dennoch erst eines glücklichen Zufalls bedurfte. Was Goguet (in der Untersuchung von dem Ursprunge der Gesetze, Künste, und Wissenschaften) davon sagt, ist so scharfsinnig, daß ich es meinen Lesern nicht vorenthalten kann. „Die Menschen befanden sich täglich in der „Nothwendigkeit Holz zu fällen. Vor der Erfin„dung der Fuhrwerke und des Gebrauchs der Last„thiere waren sie genöthigt, diese Lasten auf ihren „Schultern zu tragen. Sie brauchten nicht lange „Zeit, um wahrzunehmen, daß die Lage der „Stücken Holz, welche sie auf sich luden, nicht „gleichgültig sei. Sie merkten bald, daß die „Last sie mehr oder weniger ermüdete, nachdem „der Theil, welcher auf ihren Schultern ruhte, „mehr oder weniger von dem Ende entfernt war. „Da sichs ferner oftmals zutragen mußte, daß ein „Stück beinahe durchgehends von einerlei Dicke „war; so mußten sie gewahr werden, daß sie ein „solches ziemlich bequem trugen, wenn sie zum „Ruhepunkte die Mitte seiner Länge nahmen. So

Gebrauche des Metalles seyn,) so hatte man ein großes Hülfsmittel, die Abmessung des Werthes

„ erhielt sich, so zu sagen, ihre Last von selbst in „ der Lage, die man ihr gegeben hatte." (Wie wir täglich unsere Arbeiter sehr lange und schwere Stangen auf ihren Schultern im Gleichgewichte tragen sehen, ohne daß sie nöthig haben, sie mit den Händen zu halten.) „ Man erkannte daher „ ziemlich bald, daß ein Körper von einer durch- „ gehends gleichen Dicke in Ruhe bleibe, wenn er „ in der Mitte seiner Länge unterstützt würde, „ und daß in einer jeden andern Lage der län- „ gere Theil den kürzern überwöge." (Vielleicht machte auch ein oder das andere Mal der Zufall, daß ein hingelegtes Stück Holz gerade mit seinem Mittelpunkte auf ein anderes zu ruhen kam, und nun im Gleichgewicht schwebte.) „ Aus einer na- „ türlichen Folge mußte man gewahr werden, daß „ in dem Falle, wo die Mitte der Länge zum Ru- „ hepunkte diente, das Gleichgewicht alsbald auf- „ höre, wenn man auf eine von beiden Seiten „ eine Last zulegte. Mehr war nicht nöthig, den „ Begriff von einer gewöhnlichen Wage zu geben. „ Die Erfindung, Schalen daran zu machen, ist „ wahrscheinlich von der Gewohnheit gekommen, „ welche zu allen Zeiten war, daß man an das „ Ende eines Stockes die Lasten anhing, deren

der Dinge zu berichtigen. Man wurde über ein gewisses Gewicht des Metalls, als den Preis der verschiedenen Bedürfnisse des Lebens einig; und da gewisse Dinge häufig gesucht wurden, so bekamen sie bald einen festgesetzten Preis.

Sobald die Metalle in allgemeinen Gebrauch kamen, wandte man mehr Fleiß an, sie aus dem Schoße der Erde hervorzuziehn. Die Gewinnung und das Schmelzen derselben gelangte zu einer größeren Vollkommenheit; und die Folge davon war ein größerer Ueberfluß der gebräuchlichsten Metalle. So groß der Vortheil war, der daraus für die bequemere Einrichtung aller nothwendigen Werkzeuge entstand, so hing damit doch auch der Nachtheil zusammen, daß man nicht mehr so gern ein Stück des allgemein gebräuchlichen Metalls als Bezahlung für seine Waaren annahm; und vornehmlich war man nicht mehr mit kleinen Stücken zufrieden. Hieraus entstand theils die Unbequemlichkeit, daß nicht mehr jederman gegen Metalle tauschen wollte,

„Umfang, ohne dergleichen Hülfe, das Tragen „sehr beschwerlich machen würde." — — „Alles „was man weiß, ist dies, daß man zu Abrahams „Zeiten bereits Wagen hatte; allein man kann „sich dieselben so ungeschickt vorstellen, als man „will."

theils daß man große Massen fortbringen mußte, man mochte kaufen wollen, oder seine Waare verkauft haben.

Dies konnte auf die Einführung des Geldes von den edleren Metallen, von Silber und Gold, leiten. Wir haben im vorigen Stücke gesehen, daß diese beiden Metalle bei Völkern in Achtung standen, wo sie noch nicht als Geld in Gebrauch waren. Ihre Farbe und Glanz machte sie den Menschen angenehm: und ihre große Biegsamkeit nicht nur, sondern auch der Umstand, daß sie einen geringeren Grad von Hitze bedürfen, um geschmolzen, und so zu allerlei Zierrathen gegossen und gehämmert zu werden, gab ihnen vor dem Kupfer und dem Eisen einen Vorzug. Hauptsächlich aber erhob ihren Werth ihre größere Unverderblichkeit und ihre Seltenheit. Alles dies zusammen genommen, konnte mehrere Völker frühzeitig bewegen, Kupfer, Eisen und andere Metalle, woran sie Ueberfluß hatten, gegen Gold und Silber einzutauschen, ungeachtet sie davon keinen so wesentlich nützlichen Gebrauch machen konnten, als von jenen. Und da Kupfer und Eisen bereits, als Zeichen vom Werthe der Bedürfnisse eingeführt waren, so diente das Gold und Silber wieder als Zeichen vom Werthe dieser Metalle; und die Begierde jene zu besitzen

unterhielt wiederum das Verlangen nach diesen. In kurzer Zeit mußte man bei der größern Aufnahme der Gewerbe und des Verkehrs auch inne werden, daß gar nichts daran gelegen sei, ob man jemals von dem Metalle, es sei edel oder unedel, einen unmittelbaren Gebrauch zur Bequemlichkeit des Lebens machen wolle oder nicht, wenn man es nur immer wieder als Zeichen des Werthes anbringen konnte. Und nun wurde das Metall, hauptsächlich das edle der Menschen, **als Geld**, wichtig.

Noch wog man sich indessen das Gold und Silber eben so zu, wie man sich sonst das Kupfer, und hie oder da auch wol das Eisen, zugewogen hatte. Da Abraham dem Hethiter Ephron die Höle zum Begräbniß der Sarah abkaufte, wog er demselben vierhundert Sekel Silbers, das im Kaufe gäng und gäbe war, zu. Mit diesem Wägen war indessen an und für sich schon eine große Unbequemlichkeit verknüpft, weil man immer eine Wage und Gewichte mit sich führen mußte; und überdies kam es dabei immer noch auf die Beschaffenheit des Silbers oder Goldes an. Man lernte bald, daß diese beiden edlen Metalle mit unedleren vermischt seyn könnten, und hatte doch keine andere, als sehr unzuverläßige oder eben so weitläufige Mittel, die Feinheit des Metalls zu erfahren. Dennoch erhielt

sich die Gewohnheit, das Geld einander zuzuwägen bei vielen Völkerschaften sehr lange; so daß im Französischen und Englischen noch bis jetzt die Rechnungsmünze den Namen eines Pfundes führt; wiewohl die Pfunde beider Nationen sehr verschieden sind, und die Bestimmung ihres Werthes jetzt keinen Bezug mehr auf ihr altes Gewicht hat.

Bei andern Völkern fiel man früher darauf, durch einen schicklichen Ausweg die Weitläuftigkeiten des Wägens zu vermeiden. Man prägte die Münzen, das heißt, man drückte irgend ein Zeichen auf ein Stück Metall, woraus man sogleich beim Anblick desselben nicht nur die Feinheit des Metalls, sondern auch das Gewicht abnehmen konnte. Nothwendiger Weise mußte der, dessen Gepräge ein allgemeines Zutrauen, wenigstens bei einer Nation finden sollte, als ein zuverläßiger Mann bekannt seyn, dessen richtige Beurtheilung man eben so wenig, als seinen guten Willen in Zweifel ziehen konnte. Daher konnten Münzen von niemanden als von den Obrigkeiten irgend eines ansehnlichen Gebietes geprägt werden, und das ihnen aufgedrückte Zeichen war gleichsam die Gewährleistung, die der König, oder wer sonst das Oberhaupt eines Volksstammes war, für die Vollgültigkeit des Geldes gab.

Die Einfalt in den Sitten der Vorwelt machte alle die Vorsicht unnöthig, die man heut zu Tage anwenden muß, um das Verfälschen des Geldes zu verhüthen. Man gab sich weder die Mühe, die Stücke auf beiden Seiten zu prägen, noch ihnen eine bestimmte Figur zu geben, und noch viel weniger, durch einen Rand das Beschneiden zu verhindern. Die ältesten Münzen, die zu unserer Kenntniß gelangt sind, bestehen aus unförmlichen Stücken, die nicht eigentlich ein Gepräge, sondern bloß ein eingedrücktes Zeichen haben.

Sobald einmal unter einem Volke größere und kleinere Münzen eingeführt und ihre Verhältnisse zu einander bestimmt sind, so kommt es in Rücksicht auf den innern Verkehr, gar nicht darauf an, ob jedes Stück den wahren Werth hat, den es nach seinem Gepräge haben soll; wenn nur ein jeder, der ein solches Stück bekommt, sicher ist, daß er es eben so hoch, als er es eingenommen hat, wieder ausgeben kann. Darf sich niemand weigern, meine vier und zwanzig Groschen so hoch zu nehmen, als meinen harten Thaler, so liegt mir nicht das geringste daran, ob in diesen kleineren Stücken eben so viel reines Silber ist, als in dem großen. Eben daher ist man auch fast in allen Ländern darauf gefallen, die Scheidemünze, die bloß zum eige-

nen Gebrauche des Volkes da ist, von einem geringeren Gehalte zu prägen; und in Fällen, wo es an einer hinlänglichen Menge von Metall fehlte, um den nöthigen Vorrath von umlaufendem Gelde zu verschaffen, hat man Dingen, die gar keinen eigentlichen Werth hatten, unter obrigkeitlicher Gewährleistung einen eingebildeten Werth gegeben; und man hat sich dabei vollkommen wohl befunden, weil man sicher war, daß die Münze von Leder, von Papier, oder von schlechterem Metalle, überall, wo sie eingeführt war, ein eben so zuverläßiges Mittel, seine Bedürfnisse zu erhalten, seyn würde, als vollwichtiges Gold und Silber es wären. Nur die Unsicherheit, ob man je die Nothmünze gegen eben so viel edles Metall, als sie vorstellen sollte, oder gegen Bedürfnisse würde vertauschen können, machte z. E. in Nordamerika, daß während des letzteren Krieges das Papiergeld so sehr in seinem Werthe fiel, und also alle Nothwendigkeiten einen so hohen Preis erhielten.

Sobald bei einem Volke das Metall, als Geld, gebraucht wird, so hat die Kultur ein ausgebreitetes Feld gewonnen, wo sie sich erweitern kann. Aller Tausch geschieht nun mit der größesten Leichtigkeit. Ein jeder kann seinen Ueberfluß andern überlassen, wenn er auch eben jetzt selbst keine Bedürfnisse von

ihnen nehmen will. Das Geld, welches er dafür erhält, kann ohne Weitläuftigkeit aufgespart werden. Eben dies gilt von der Arbeit. Man darf seine Zeit und Kraft nicht einem andern überlassen, um von ihm unterhalten zu werden; sondern kann seine Dienste zu Gelde anschlagen. Eben deswegen finden nun auch Beschäftigungen Statt, die nur von Zeit zu Zeit gefordert werden, oder die nicht täglich vollendet und täglich vergütet werden können. Dahin gehören allerlei Arten von mechanischen und schönen Künsten, die nun von freien Leuten können betrieben werden. Der Künstler kann nun, was er mit älteren Arbeiten gewonnen hat, aufbewahren, und so lange davon zehren, bis er sein neues Werk vollendet hat. Derjenige, der aus seinem Acker oder von seiner Viehzucht mehr gewinnet, als er nöthig hat, oder auch solche Produkte erhält, die nicht ein jeder gebraucht, darf nicht mehr aufhören, auf diesen Ueberschuß zu arbeiten, weil die Gelegenheit, denselben zu vertauschen, nur selten vorkommt. Er kann die Zeit erwarten, da ein anderer ihm diese Dinge abnimmt, und läßt sich seine daran gewandte Zeit, Arbeit und etwanigen Kosten mit Gelde bezahlen. Er kann dies Geld zur Seite legen, und für die Zeit, welche er aufs neue zur Gewinnung ähnlicher Produkte

anwenden muß, sein Auskommen davon haben. Die Folgen davon sind, daß Einzelne auf einen größeren Vorrath von Produkten arbeiten, als welchen ihre Bedürfnisse erfordern, daß eine größere Mannigfaltigkeit der Produkte entsteht, und daß vieles eine Brauchbarkeit erhält, und zur Seite gelegt wird, was sonst als gänzlich unnütz umkam. Bei Völkern, die den Gebrauch des Geldes kennen, wird bei der steigenden Kultur endlich alles brauchbar, und findet seinen Käufer früh oder spät. Unsere Lumpen, der Unrath aus unseren städtischen Haushaltungen, die Felle der gestorbenen Thiere, die Hörner des Rindviehs, alles findet seinen Abnehmer, und wer einen Vorrath davon hat, zieht, so unbrauchbar ihm selbst diese Dinge seyn mögen, doch Vortheil davon. Nothwendig entsteht auf diese Art ein größerer innerer Verkehr. Eine Menge von Menschen finden ganz neue Nahrungszweige, und es wird mit der Zeit ein Handel mit den Ausländern eröfnet, der natürlich der innern Betriebsamkeit ein neues Leben giebt.

Ein äußerst wichtiger Vortheil, der aus diesem allen für die Menschheit entsteht, ist der, daß die Menschenzahl auf einem Erdstriche nicht mehr von der Beschaffenheit des Bodens und dem Ertrage desselben abhängt, und daß überhaupt niemand

mehr an irgend einen Fleck der Erde so nothwendig gebunden ist. Der Landmann kann sich bloß mit dem Anbau des Ackers beschäftigen, und überläßt die Zubereitung aller seiner übrigen Bedürfnisse andern. Viele tausend Menschen leben, ohne jemals irgend etwas hervor zu bringen, was ihnen selbst unmittelbar nützlich oder nothwendig wäre.

„Auf Dienste und Arbeit, sagt Büsch in der angeführten Schrift S. 59, folgt Lohn, aus dem Lohn entsteht das Auskommen. Aus vielen Diensten entsteht viel Lohn. Auf wichtig geachtete Dienste folgt reichlicher Lohn. Aus vielem und reichlichen Lohn entsteht reichliches Auskommen. Viele Dienste setzen viele und mannichfaltige Bedürfnisse, oder viele Menschen, die sie verlangen, voraus; und überhaupt läßt sich für jede zu einem gewissen Bestande gediehene bürgerliche Gesellschaft ein gewisses Maß der wechselseitigen Dienste und Arbeiten annehmen, durch welche deren Mitglieder einzeln und alle ihr Auskommen von einander gewinnen, und einander Auskommen geben. Die möglichst größte Menge der Dienste und Arbeiten in einem Volke, neben der Arbeit, die ein Theil desselben zu seinem eigenen Behufe an den Landbau wendet, giebt also der möglichst größten Menschenzahl ihr Auskommen, und der bürgerlichen Gesell-

schaft den möglichst größesten Wohlstand. Lauter Wahrheiten, die sich so leicht auseinander entwickeln, daß ich mit umständlicher Erläuterung derselben meine Leser nur ermüden würde.

So leicht sich indessen diese Wahrheiten bei einigem Nachdenken von selbst ergeben, so werden sie doch oft genug verkannt, oder wenigstens vergessen! Wie wäre es sonst möglich, daß man von der einen Seite auf die Einführung des Geldes hätte schelten, und sie als eine Quelle des menschlichen Unglücks schildern können? Wie wäre es aber auch von der andern Seite sonst möglich, daß Menschen sich überreden können, es habe irgend etwas in der Welt einen reellen Werth, außer Geschicklichkeit und Fleiß, verbunden mit der Tugend, bei deren Mangel beide verderblich sind?

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Ein und zwanzigstes Stück.
Den 26sten Mai 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Wo eine Nation die im vorigen Stücke beschriebenen Schritte gethan hat, wird sie in Kurzem auch in der Kultur weiter gehn, und von Stufe zu Stufe in der Entwickelung ihrer Talente sowohl, als in der Befestigung ihres Wohlstandes höher steigen.

Arbeiten, die sonst ein Einziger verfertigte, werden unter mehrere vertheilt. So entstehen aus einem Handwerke und Gewerbe ihrer viele, die einander vorarbeiten. Anstatt, daß eben der, wel-

cher den Flachs säete, ihn auch durch seine Hausgenossen spinnen, weben, färben, vielleicht sogar Kleider aus dem Gewebe machen ließ, wird nun der gewonnene Flachs verkauft; das Spinnen wird ein eigener Nahrungszweig, das Weben ebenfalls, so auch das Färben und das Verfertigen der Kleider. Eben dies gilt von aller andern Bearbeitung der Naturprodukte. Bald ist es auch für den, der irgend eine Waare bereitet hat, zu umständlich, sich jedesmal einen Abnehmer zu suchen. Er findet, es sei ein zu großer Zeitverderb, durch die Wohnplätze seiner Nachbaren zu gehen, und ihnen seine Arbeiten anzutragen, oder auf dem Marktplatze zu warten, bis sich dazu ein Käufer meldet. Um diesen Zeitverlust zu erspahren, überläßt er dem, der den Vertrieb seiner Waaren für ihn besorgt, gern einen Vortheil; und so wird auch das Verhandeln der Produkte eines Fremden wieder ein neuer Nahrungszweig. Es entstehen Kaufleute, die gewisse Arten von Waaren zusammenkaufen, sie nach der Verschiedenheit ihrer Güte sortiren, und jeden nach Maßgabe seiner Bedürfnisse zu allen Zeiten versorgen können.

Eine natürliche Folge hiervon ist die größere Trennung der Ackerleute von denen, welche Handwerke und Künste oder Handel treiben. Da diese

einander beständig gebrauchen, da einer dem andern entweder die Materialien, die er verarbeiten will, vorher zubereitet, oder Werkzeuge liefert, oder das Verfertigte abnimmt, so errichten sie ihre Wohnungen einander so nahe als möglich, und führen unter sich eine Verfassung ein, die ihrer Lebensart angemessener ist, als die, welche bei den Ackerleuten Statt findet. So entstehen **Städte**.

Jemehr sich in den Städten die Menschenzahl häuft, desto größer wird die Betriebsamkeit, und desto leichter wird es, neue Erfindungen zu machen und in den Gang zu bringen. Da der den meisten Absatz findet, der die besten Waaren zu den billigsten Preisen liefert, so sucht es jeder den Uebrigen in den Vorzügen der Arbeit, oder in der Abkürzung der dabei erforderlichen Kunstgriffe zuvor zu thun. Man erfindet erst einfachere, dann zusammengesetztere Maschinen; man sinnt darauf, den Waaren ein gefälligeres Ansehen zu geben; man nimmt endlich jeden Vortheil wahr, wodurch Kosten und Zeit erspahrt werden können, um an den Preisen zu gewinnen.

Da die Arbeiten immer mehr vertheilt werden, und sich zu jeder Art derselben eigene Menschen finden: so entsteht daraus der Vortheil, daß sich die meisten Gewerbe in sehr einfache Beschäftigungen

auflösen. Hauptsächlich werden die ersten Vorarbeiten aller Produkte so einfach, daß wenige Uebung und Geschicklichkeit dazu erfordert wird. Aus diesem Grunde legen sich darauf eine große Menge von Menschen, denen es entweder an Talenten zu besseren Beschäftigungen, oder an Gelegenheit dieselben zu erlernen fehlt. Der Ueberfluß an Arbeitern dieser Art macht, daß sie schlechter bezahlt werden, und endlich nur eben so viel verdienen können, als nöthig ist, ihr Leben zu erhalten. Da aber auch diese Leute sich verheirathen und oft eine zahlreiche Familie haben, so müssen unausbleiblich unter ihnen Armen entstehen, die dann entweder ihren Unterhalt von der Wohlthätigkeit der Begüterten erwarten, oder bei denselben in Dienste treten, oder doch bei der Gewinnung ihrer Bedürfnisse in einem hohen Grade von ihnen abhängig sind.

Andere Arbeiten bleiben noch künstlich genug, um eine längere Uebung und mannichfaltigere Kenntnisse zu erfordern. Wer dergleichen erlernen will, muß sich eine Zeitlang dem Unterrichte eines Kunsterfahrnen widmen. Da der Lehrling die erste Zeit dem Lehrmeister nicht viel helfen, und folglich seinen Unterhalt nicht verdienen kann, auch wol an der ihm übertragenen Arbeit manches verdirbt, so muß er den Lehrmeister entschädigen, das heißt, er muß

entweder Lehrgeld geben, oder sich anheischig machen, daß er auch noch nach erlangter Fertigkeit in seiner Kunst eine Zeitlang umsonst bei ihm arbeiten wolle. Hat ein solcher seine Lehrjahre vollendet, so fehlt es ihm vielleicht an dem nöthigen Vorschuß, der erfordert würde, um sein Gewerbe auf eigene Rechnung zu treiben; er tritt also bei einem Andern für einen bestimmten Lohn in Arbeit, und erhöhet theils dabei seine Fertigkeit; theils legt er von seinem Erwerben etwas zurück, um künftig für eigene Rechnung arbeiten zu können. Man sieht, daß auf diese Art Meister, Gesellen und Lehrlinge entstehen. Alles übrige, was einzelne Zünfte unter sich eingeführt haben, und was zum Theil noch fortdauert, ist eine Folge von Zeitumständen, auf deren nähere Entwickelung (die eigentlich in die Technologie oder in eine Geschichte der Gewerbe gehört) ich mich hier nicht ausbreiten kann.

So wie auf der einen Seite auf diese Stufe der Kultur eine große Armuth vieler Glieder einer Nation einreißt, so entsteht auch auf der andern ansehnlicher Reichtum bei mehreren. Macht jemand eine Erfindung, wodurch er in den Stand gesetzt wird, eine Waare besser, oder wohlfeiler zu liefern, so erhält er im erstern Falle mehr Bezahlung, und im letztern gewinnt er bei dem gewöhnlichen Preise

vielleicht etwas Ansehnliches. Wer viele Hände auf seine Rechnung beschäftigen kann, hat von einem jeden Arbeiter, der in seinen Diensten steht, einen kleinen Vortheil, und ihre Menge macht ihn reich. Der Reiche kann die Zeiten wahrnehmen, wo die Materialien am wohlfeilsten sind, kann von den entdeckten Maschinen und allerlei Abkürzungen der Arbeit desto leichteren Gebrauch machen, kann seine Waaren gehörig sortiren, gewinnt überall vielleicht nicht viel, aber sein oft wiederkehrender Gewinn macht ihn noch reicher.

Die vorzüglichste Quelle des Reichtums bleibt indessen der Handel. Ursprünglich schränkt sich derselbe bloß auf den innern Vertrieb der Produkte des Fleißes ein. Nach und nach führt der Kaufmann den Ueberfluß der hervorgebrachten Waaren den Nachbarn zu, und endlich fängt er an mit den nahen und entfernten Ausländern zu handeln. Die Verschiedenheit des Clima, des Bodens und der Cultur des letztern sind Ursache, daß nicht alle Völker einerlei Naturprodukte haben. Pflanzen, die an der einen Gegend wild wachsen, müssen in einer andern mühsam gezogen werden, oder kommen auch wol gar nicht fort. Produkte des Mineralreichs, die in einer Gegend häufig vorhanden sind, werden in der andern gar nicht oder sparsam gefunden,

Thiere, die unter einem Himmelsstriche gedeihen, arten in einem andern aus, oder sterben. Aus diesem Grunde hat jedes Volk seine eigentümlichen Güter, die einem andern abgehen, und womit sie sich gegenseitig aushelfen können. So lange ein Volk noch roh und ohne Kultur ist, begnügt es sich mit den Dingen, die ohne sein Zuthun mit ihm auf einerlei Boden gedeihen, oder die es durch eine einfache und leichte Bearbeitung nutzbar machen kann. Fängt es dagegen an, sich dem Kunstfleiße zu widmen, so lernt es die verschiedenen Naturprodukte immer höher schätzen. Es wird mit den Vortheilen und Bequemlichkeiten bekannt, die ihm die Produkte des Auslandes gewähren können, und wünscht solche zu besitzen. Um sie von den Ausländern zu erhalten, bietet es ihnen die Produkte seines Landes und seines Fleißes an, und errichtet auf solche Art einen Tauschhandel mit denselben.

Völker, die eine Küste bewohnen, erfinden früh Fahrzeuge zur Fischerei, und bedienen sich derselben nachmals zum Handel. Die diesen Vortheil nicht genießen, müssen einander ihre Waaren mit Lastthieren zuführen. Da aber, ehe der Handel blühend geworden ist, noch keine Landstraßen, keine Wirthshäuser und keine Gelegenheiten, sich unterwegs mit Lebensmitteln zu versorgen, vorhanden

sind, man sich auch nicht überall die nöthige Sicherheit versprechen kann: so treten ihrer mehrere, die in das Ausland handeln wollen, zusammen, fangen ihre Reise zu gleicher Zeit an, stehen sich unterwegs im nöthigen Falle zur gegenseitigen Vertheidigung bei, bestreiten die zum Unterhalte der Lastthiere und Menschen erforderlichen Vorkehrungen auf gemeinschaftliche Kosten; errichten auch wol über den zu erwartenden Gewinn unter einander, oder mit denen die ihnen sonst dabei behülflich sind, einen Vertrag. So entstehen **Caravanen**, die man als die erste Stufe eines blühenden auswärtigen Handels betrachten kann.

Ein solcher Handel hat auf den Kunstfleiß bei einem Volke den ausgebreitetsten Einfluß. So lange die Gewerbe bloß zum innländischen Bedarf beschäftigt sind, müssen sie sich theils auf die Art der verschiedenen Waaren einschränken, die in ihrem Vaterlande gesucht werden; theils wird die Menge derselben, die sie hervorbringen können, durch die Menge der Bedürfnisse begränzt. Allein nun wissen sie auch ihren Ueberfluß zu benutzen, weil sie Abnehmer finden; und die zugeführten ausländischen Produkte geben ihnen zugleich neue Materialien zu neuen Zweigen der Erfindung und des Fleißes.

Schränkte sich ein jedes Volk nur auf die unentbehrlichen Dinge ein, so würde keines bei dem Handel mit den Ausländern sonderlich gewinnen. Jedes würde an der Bearbeitung seiner inländischen Produkte eben so viel verlieren, als ihm von den Fremden zugeführt würde; und weder die Bevölkerung noch die Betriebsamkeit würde dadurch vermehrt werden können. Hätten wir z. E. uns sonst bloß in Wolle gekleidet, weil unsere Schafzucht vorzüglich war, und nun würden uns baumwollene und seidene Zeuge zugeführt: so würde bei einer gänzlichen Einschränkung auf das Unentbehrliche unsere Schafzucht sammt unsern Wollenmanufacturen entweder zu Grunde gehen, oder wir würden etwa eben so viel, als wir an fremden Waaren erhielten, für die Ausländer verarbeiten. Allein dies entsteht nicht, da die Menschen sich früh genug auch Entbehrlichkeiten zu Bedürfnissen machen, und also neben den inländischen Produkten noch immer mehrere ausländische aufnehmen und benutzen. Wer die Nothdurft befriedigt hat, fängt an für die Bequemlichkeit zu sorgen; wer an der Bequemlichkeit keinen Mangel mehr leidet, denkt auf sein Vergnügen; und von einem Vergnügen fällt er auf das andere, so daß der Kunstfleiß ein unerschöpfliches Feld findet, wenn er die Begierden der Wohlha-

benden und Reichen im In- und Auslande befriedigen will.

Die Folgen, welche dies alles unausbleiblich auf den Geist eines Volks haben muß, sind eben so groß als mannichfaltig, weswegen ich mich begnüge, meine Leser nur auf die wichtigsten derselben aufmerksam zu machen.

Zuvörderst muß unter diesen Umständen die **Sprache** eine große Umbildung und Vervollkommnung erfahren. Die Gegenstände, welche dem Menschen vor die Empfindung gebracht werden, und sein Nachdenken fordern, vervielfältigen sich, so zu sagen, mit jeglichem Tage. Man ist also genöthigt, neue Wörter einzuführen, um die neuen Begriffe auszudrücken. Einheimische Erfindungen und Produkte bekommen vaterländische Namen, welche entweder durch Zusammensetzung zweier Wörter, oder durch Umbildung eines schon vorhandenen geschaffen werden. Was dagegen von den Ausländern angenommen wird, bringt meistentheils auch seinen fremden Namen mit sich. Auf diese Art vermehrt sich die Sprache eben so wie der Reichtum des Volks, theils durch innere Betriebsamkeit, theils durch Aufnahme ausländischer Produkte. Da aber zugleich die Verhältnisse unter den Menschen mannichfaltiger werden, und ihre Empfindungen sich verfeinern, so

wird es ihnen nun auch zu einem Bedürfnisse, ihren Ausdruck jenen Verhältnissen anzumessen, und demselben die Feinheit zu geben, die den Empfindungen entspricht. Man denkt eben so wohl auf neue Wendungen in der Rede, oder vielmehr es bieten sich dieselben eben so gut gleichsam ungesucht dar, als die Quelle ihres Reichtums sich von selbst öffnete. Die, welche mit den Ausländern in Verkehr stehn, sind genöthigt die Sprache derselben zu lernen; sie finden darin bald einen Ausdruck, bald eine Wendung, die sie durch nichts in ihrer Muttersprache zu ersetzen wissen; sie versuchen, vielleicht ohne es zu wissen, dennoch, dem fremden Gedanken ein einheimisches Kleid zu geben; es gefällt, und wird durch den öfteren Gebrauch allmählich nationalisirt. Man ist, wegen der häufigeren Geschäfte, genöthigt viel mit einander zu sprechen; und erlangt allmählig eine größere Geschmeidigkeit im Ausdruck, der sich bequemen muß, alle Biegsamkeit anzunehmen, die ihm irgend durch das Genie der Sprache möglich gemacht wird. Es kommt in unzähligen Fällen darauf an, einem Andern seine Ideen so darzustellen, daß sie nicht wol einer Mißdeutung unterworfen sind; und man benutzt zu diesem Ende alle Hülfsmittel, sich bestimmt und genau auszudrücken. Die Leidenschaften gewinnen einen größeren Spiel-

raum und vielfachere Schattierung; und auch darnach muß die Sprache sich richten. Sie verliert etwas an ihrer Stärke; aber sie nimmt destomehr Anmuth und Gefälligkeit an. Selbst der Ton und der Bau der Wörter legt das Rauhe und Schwerfällige ab, worin sie sonst den bloßen rohen Naturlauten näher kamen. Es läßt sich hieraus begreifen, wie zwei Völker, die aus einem gemeinschaftlichen Stamme entsprungen sind, und folglich auch einerlei Sprache hatten, in einer Reihe von Jahrhunderten zwei höchst verschiedene Mundarten sprechen können, in denen man kaum noch hie und da eine ursprüngliche Verwandschaft entdecken kann. Und bei Völkern, die erst auf dem Wege zur Kultur sind, geschieht die Veränderung der Sprache um so leichter, da sie die Schreibekunst entweder gar nicht kennen, oder dieselbe doch in so wenigem Gebrauche, vielleicht auch von der Art bei ihnen ist, daß sie nichts dazu beitragen kann, den Laut des Wortes von Geschlecht auf Geschlecht fortzupflanzen.

Ist eine Nation aber bis zu dem Punkte gekommen, bis zu welchem wir sie jetzt begleitet haben, so wird ihnen auch die **Schreibekunst** und deren Ausbildung sowohl, als ihr allgemeinerer Gebrauch unentbehrlich. Rohe Völker begnügen sich, merkwürdige Vorfälle und Thaten durch Denkmäler von

allerlei Art zu verewigen. Wo ihnen etwas begegnet, wovon sie das Andenken auf ihre Nachkommen bringen wollen, da bauen sie einen Altar, oder pflanzen ein Stück Holz in die Erde, oder werfen einen Haufen Steine über einander, oder begnügen sich auch, der Stelle bloß einen Namen zu geben, der einen Bezug auf die Begebenheit hat. Ist diese Begebenheit von besonderer Wichtigkeit für die ganze Nation, so wird etwa ein Fest zum Andenken derselben eingeführt, und jährlich gefeiert. Bei diesem Feste bedient man sich bedeutender Gebräuche, und pflanzt dabei durch Erzählung die Denkwürdigkeit von einem Menschenalter auf das andere fort. Beispiele von diesem allen finden sich häufig genug in dem Alten Testamente. Um die Erzählungen noch weniger untergehen zu lassen, werden sie in Gesänge gekleidet, es sei nun, daß dergleichen Gesänge besonders zu dieser Absicht verfertigt wurden, oder daß irgend einer, durch die Lebhaftigkeit seines Gefühls und seiner Einbildungskraft hingerissen, ein Lied dichtete, das wegen des Eindrucks, den es auf das Volk machte, von demselben erhalten wurde. Nach und nach aber werden dem Volke immer mehrere Dinge wichtig, die es der Vergessenheit gern entreißen möchte; und es sinnt auf bequemere Mittel dazu. Die Chineser hatten in den ältesten Zeiten

Schnüre, worin eine gewisse Anzahl Knoten waren, welche durch ihre Entfernung von einander, und durch ihre verschiedene Zusammensetzung nicht nur die Ideen, welche sie im Andenken behalten wollten, erneuerten, sondern auch dienten, einander ihre Gedanken mitzutheilen. Die Peruaner hatten kein anderes Hülfsmittel, das bei ihnen die Stelle der Schreibekunst vertreten konnte, als eben dieses. Schnüre von allerlei Farben, mit einer bald größeren, bald kleineren Anzahl von Knoten versehen, und auf verschiedene Art zusammengesetzt, stellten die Register vor, welche die Jahrbücher des Reichs, den Zustand der öffentlichen Einkünfte, das Verzeichniß der Waarenpreise und Auflagen, die astronomischen Wahrnehmungen, und dergleichen enthielten. Die Negern von Juida bedienen sich noch eben dergleichen Schnüre. Man kann hierzu auch die Gewohnheit derer Völker setzen, welche Statt des Aufschreibens gewisse Stücke Holz gebrauchten, die sie auf verschiedene Weise einschnitten, und dadurch Verträge und Begebenheiten vor dem Untergange retteten. Die Kerbhölzer, deren sich noch bis jetzt die Bäcker an verschiedenen Orten bedienen, sind wo nicht Reste, doch ziemlich getreue Bilder, dieses uralten Gebrauchs.

So unvollkommen diese Hülfsmittel immerhin seyn mögen, so sind sie doch größtentheils hinlänglich für ein Volk, das noch in keiner engen gesellschaftlichen Verbindung lebt, wenige deutlich entwickelte Ideen hat, und eine höchst einfache Lebensart führt. Sobald dagegen das Band der Gesellschaft mehr zusammen gezogen wird, der Geist anfängt, seine Bedürfnisse zu fühlen, und die Geschäfte mannigfaltiger werden; so entsteht die Nothwendigkeit, auf bequemere Mittel zu denken, welche diese vertreten können. Sehr natürlich und einfach war der Einfall, die körperlichen Dinge abzuzeichnen. Die Zeichenkunst selbst ist fast so alt, als das menschliche Geschlecht; sie wird uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch eine Art von Instinkt gelehrt. Man konnte auch leicht darauf fallen, seine Gedanken vermittelst derselben aufzubewahren und andern mitzutheilen. Um z. E. zu erkennen zu geben, daß einer den andern umgebracht, zeichnete man eine menschliche Figur auf der Erde und eine andere dabei, mit einem Gewehre von der Art, womit der Mord geschehen war. Um anzudeuten, daß jemand zu Wasser in ein Land gekommen sei, zeichnete man einen Mann in einem Kahne sitzend, u. s. w. Unser eigenes Gefühl sagt es uns, wie natürlich es dem Menschen war, auf diesen Einfall zu

kommen; und eine Menge von Beispielen alter und neuerer Völker dient zum Beweise, daß dies (vielleicht überall) der Ursprung der Schreibekunst war. Nicht nur die alten Aegypter, die Chineser, Japaner und andere Völker in der alten Welt, sondern auch die Mexicaner in der Neuen malten, anstatt zu schreiben. Selbst bei den Griechen bedeutet ein und dasselbe Wort Malen und Schreiben, welches auch bei ihnen die ursprüngliche Einerleiheit dieser beiden Künste anzudeuten scheint.

Zum Beweise dessen, was ich vorhin sagte, daß die Natur selbst den Menschen auf die Gemäldeschrift zu leiten schiene, berufe ich mich unter andern auf einen Taubstummen, der vor mehreren Jahren in Magdeburg wegen eines Mordes gefänglich eingebracht wurde, und die ganze Geschichte seiner That in einer Reihe von Zeichnungen so gut darstellte, daß dem Richter kein einziger wichtiger Umstand bei der Untersuchung zweifelhaft blieb.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Zwei und zwanzigstes Stück.
Den 2ten Junius 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Das Abmahlen der Gegenstände, womit etwa ein Volk versuchte, das Andenken merkwürdiger Dinge zu erhalten, war nicht nur äußerst weitläuftig, sondern immer auch sehr unvollkommen. Jeder Theil der Rede, den man ausdrücken wollte, erforderte ein eigenes Bild, welches einen eben so großen Aufwand an Zeit und Mühe, als an Raum und Materialien zum Zeichen erforderte. Und mit aller dieser Umständlichkeit konnte man es doch nie erreichen, den ganzen Gedanken, welcher ausge-

drückt werden sollte, so darzustellen, daß ein Anderer ihn bestimmt, und ohne Gefahr zu irren, fassen konnte. Alles, was in der Rede keinen sichtbaren Gegenstand bezeichnet, kann auch nicht durch ein Bild dargestellt werden. Höchstens kann man es so andeuten, daß es sich errathen läßt; oder man muß, wie man es auch in unzähligen Fällen mit den Worten thut, etwas Sichtbares als ein Bild des Unsichtbaren gebrauchen. Beides hat seine große Unbequemlichkeit, und bleibt immer der Mißdeutung unterworfen. Will ich z. E. im Gemälde andeuten, daß jemand schreit, so kann ich ihn wol mit offenem Munde mahlen; aber wer mein Gemälde sieht, glaubt vielleicht doch nicht, daß die Figur schreien, sondern nur daß sie den Mund aufsperren soll. Will ich durch Andeutung der Umstände, die ihn zum Schreien bringen, oder durch den Ausdruck im Gesichte es dahin bringen, daß mein Bild die Idee erweckt, die ich zur Absicht hatte, so wird dazu schon eine größere Kunst erfordert; und doch wird man der künstlichsten Zeichnung nicht ansehen, was der Schreiende ausruft. Will ich durch Darstellung des Sichtbaren die Idee von dem Unsichtbaren erwecken: so tritt die Unbequemlichkeit ein, daß man leicht bei der eigentlichen Bedeutung des Bildes stehen bleibt, ohne auf die bildliche Bedeutung zu fal-

len. Wenn z. E. die alten Völker den **Stier** zum Sinnbilde der **Stärke** machten: so konnte nichts leichter geschehen, als daß man **Stier** las, wo man **Stärke** lesen sollte, oder auch bißweilen umgekehrt *).

*) Unstreitig sind auf diese Art bei den alten Völkern viele gute und richtige Ideen ihrer Weisen, welche durch Sinnbilder dargestellt wurden, nach und nach verunstaltet worden, weil man das Sinnbild für das nahm, was dadurch zunächst abgebildet wurde, ohne eine sinnbildliche Bedeutung zu ahnden.

Nur ein einziges Beispiel davon! Man lacht über die indianischen Weltweisen, die dieses Weltall von Elephanten tragen lassen, die Elephanten auf eine große Schildkröte stellen, diese von einem ungeheuren Bären halten, und den Bär auf einer unermeßlichen Schlange ruhen laßen. Die guten Leute, sagt man, haben wol an die Frage nicht gedacht: worauf denn die unermeßliche Schlange ruhe? — Nun leset in der Schasta der Gentoos selbst die Stelle, in welcher ein Sinnbild dieser Art beschrieben wird, das wahrscheinlicher Weise zu dieser Sage Gelegenheit gegeben hat. Man findet sie in dem zweiten Theile der Nachrichten „von Bengalen und dem Kaisertum Indostan von „J. Z. Hollwell" der sich in den heiligen Büchern der Gentoos hat unterrichten lassen, und im

Da von allen diesen Unbequemlichkeiten keine eher wahrgenommen wurde, als die allzugroße Mühsamkeit des Zeichnens, so verkürzte man sich diese Mühe allmählig immer mehr. Man machte bloße

Stande war, mit den Augen eines eingebornen Braminen zu sehen. So lauten die Worte im achten Abschnitt:

Modu und Kytu (zwei Ungeheuer, Zwietracht und Aufruhr) waren überwunden, und nun trat der Ewige aus der Unsichtbarkeit hervor und Glorie umgab ihn von allen Seiten. Der Ewige sprach: du Birma (Schöpfungskraft) erschaffe und bilde alle Dinge der neuen Schöpfung, mit dem Geiste, den ich dir einhauche. — Und du, Bistnu (Erhaltungskraft,) beschütze und erhalte die erschaffenen Dinge und Formen nach meiner Vorschrif. — Und du Sieb, (Zerstührung, Umbildung,) verwandle die Dinge der neuen Schöpfung, und bilde sie um, mit der Kraft, die ich dir einhauchen werde.

Birma, Bistnu und Sieb vernahmen die Worte des Ewigen, bückten sich und bezeigten Gehorsam.

Alsofort schwamm Birma auf die Oberfläche des Johala (Meerestiefe,) und die Kinder Modu und Kytu flohen und verschwanden, als er erschien.

Umrisse, statt mehr ausgezeichneter Figuren, man behielt allmählig auch von diesen Umrissen bloß das Wesentlichste, und wählte endlich unter den Merkmahlen eines Dinges auch nur die Bedeutsamsten aus. So mahlten die Aegypter vor Alters, um einen Walker anzuzeigen, bloß zwei Menschenfüße im Wasser; und das Feuer anzudeuten, zeichneten sie einen aufsteigenden Rauch.

Auf diese Art erreichte man zwar den Vortheil, daß man sowohl Zeit und Mühe, als Schreibematerialien erspahrte; aber immer behielt diese Bilder-

Als durch den Geist des Birma die Bewegungen der Tiefen sich regten, verwandelte sich Bistnu in einen mächtigen Bär (Zeichen der Stärke, bei den Gentoos, weil er im Verhältniß seiner Größe das stärkste Thier ist,) stieg hinab in die Tiefen des Johala und zog mit seinen Hauern Murto (die Erde) ans Licht. Sodann entsprangen aus ihm freiwillig eine mächtige Schildkröte (Zeichen der Beständigkeit bei den Gentoos,) und eine mächtige Schlange (Zeichen der Weisheit bei denselben,) und Bistnu richtete die Erde auf dem Rücken der Schildkröte auf und setzte Murto auf das Haupt der Schlange u. s. w. S. Moses Mendelsohns Jerusalem, zweit. Abschn. S. 86 u. f.

schrift den wesentlichen Fehler, daß man in derselben eine erstaunliche Menge von Dingen gar nicht andeuten konnte. Die Veränderungen der Dinge, ihre Beziehungen auf uns, ihre inneren Eigenschaften, die Leidenschaften, Gesinnungen, Gedanken der Menschen, und alle allgemeine Vorstellungen konnten nicht durch ein Bild dargestellt werden, weil sie entweder gar nicht sichtbar sind, oder doch die Zeichenkunst kein Mittel hat, die Eigenschaft, von dem Dinge, welchem sie zukommt, abgesondert, darzustellen. Man fing also an, willkührliche Zeichen für solche Gegenstände der Vorstellung zu erfinden, und solche den Bildern beizufügen. Diese Zeichen wurden zwar ihren Erfindern durch eine dunkel empfundene Aehnlichkeit des Unsichtbaren mit dem Sichtbaren an die Hand gegeben; aber es war doch nicht möglich, daß ein Anderer ihre Bedeutung errathen konnte, wenn nicht der Erfinder seine Absicht mit ihnen bekannt machte. Es war also ihretwegen eine Verabredung nöthig; oder mit andern Worten, es wurde ein Unterricht erfordert, wenn man wissen wollte, was die Zeichen bedeuteten.

Dies war ein wichtiger Schritt, um die Aufklärung des Verstandes zu befördern; aber es fand auch dabei die große Unbequemlichkeit Statt, daß

man nun eine erstaunliche Menge von Zeichen lernen muste, weil jede Vorstellung ihr eigenes Zeichen bekam, dessen Bedeutung man nicht anders, als durch Unterricht erfahren konnte; und doch fand sich immer in den Gedanken noch viele Mannichfaltigkeit, wo die Zeichen gleichförmig blieben, folglich nicht die Genauigkeit in den Ideen hervorbrachten, die man durch die Rede erreichen konnte.

Noch einen Schritt weiter ging man, da man darauf fiel, ein einziges Bild, als das Zeichen von einer sehr zusammengesetzten Vorstellung, gelten zu lassen. Am weitesten brachten es in dieser Kunst die Aegypter, deren Schrift unter dem Namen der **Hieroglyphen** so berühmt geworden ist. Wollten sie z. E. eine Belagerung andeuten, so zeichneten sie eine Sturmleiter; zwei Hände, von denen die eine einen Schild, die andere einen Bogen hielt, bedeuteten eine Schlacht, u. s. w. Auf diese Art wurde die Zeichenschrift ungemein abgekürzt; aber sie behielt immer noch den Fehler, daß der Sinn nicht so bestimmt, wie durch Worte, dargestellt werden konnte, und daß man nicht anders, als durch Erlernung aller einzelnen Zeichen, zum Verstehen der Hieroglyphenschrift gelangen konnte.

Aus der geringeren oder größeren Kunst bei den verschiedenen Methoden, deren sich die Völker be-

dient haben, erhellet, daß sie nur stufenweise und zu verschiedenen Zeiten sind erfunden worden. Alle Völker, deren Wachstum in den Künsten wir noch nachspühren können, die Aegypter, Phönicier, Chineser, Mexicaner u. s. w. haben sich ihrer bedient, und ungeachtet das Verfahren damit bei einem jeden dieser Völker sehr verschieden war, so haben dennoch alle bekannten Methoden einen gemeinschaftlichen Grund. Es verdient wirklich Aufmerksamkeit, daß nicht allein die Chineser im Orient, die Mexicaner im Occident, die Aegypter im Mittage, sondern auch die Scythen im Norden, die Indianer, die Phönicier, Aethiopier, Etrusker, die Wilden in Africa und America allzusammen sich einer Art mit Gemälden und Hieroglyphen zu schreiben, bedienten. Eine solche Uebereinstimmung kann nimmermehr für eine Wirkung der Nachahmung, und noch weniger des Zufalls gehalten werden. Man muß bei derselben die Stimme der Natur erkennen, welche überall die Menschen zur Abhelfung ihrer dringenden Bedürfnisse auf denselben Weg leitete.

Es wird meinen Lesern hierbei von selbst einfallen, daß die Hochachtung, welche man gemeinhin für die Aegyptischen Hieroglyphen hegt, dieser Bemerkung zufolge, nicht völlig verdient seyn

möge. Man hat lange wegen des ersten Gebrauchs dieser Hieroglyphen in dem Irrtume gestanden, daß sie Erfindungen der Aegyptischen Priester gewesen, die ihre geheimen Wissenschaften unter denselben vor dem gemeinen Volke verbergen wollten; allein man hat durch genaueres Forschen den Ungrund dieser Meinung entdeckt. Aus dem, was wir eben gesehen haben, und aus dem ähnlichen Gange, den die Sache bei den meisten uns bekannten Völkerschaften genommen hat, ergiebt sich, daß die Aegypter anfangs die Hieroglyphen gewiß ebenfalls, aus Noth gedrungen, eingeführt und sie gebraucht haben werden, um ihre Gesetze, Gebräuche, Geschichte u. s. w. aufzubewahren und fortzupflanzen. Die Natur selbst, und nicht die Kunst, leitete sie, sowohl als andre Nationen, auf diese Erfindung, die völlig der Unwissenheit eines Geschlechtes, das sich erst zu bilden anfängt, angemessen ist. Hätten die Aegypter die alphabetische Schrift eher erfunden, so würden sie die Bequemlichkeit derselben zu gut eingesehen haben, als daß sie sich einer andern bedient hätten. Der Irrtum in Ansehung der Hieroglyphen kommt von den Griechen. Diese fingen erst in spätern Zeiten an, mit den Aegyptern umzugehen. Damals hatten diese die Buchstaben, und das Volk hatte die Hieroglyphenschrift, wegen ih-

rer Unvollkommenheit, verlassen. Allein die Priester suchten, nach der Gewohnheit aller Gelehrten des Altertums, wie sie ihre Wissenschaften verbergen konnten, und behielten daher die Hieroglyphenschrift als einen Schleier, um hinter derselben alles, was sie nicht wollten bekannt werden lassen, der Erkenntniß anderer zu entziehn. Auf diese Art wurden die Hieroglyphen, erst nach der Entdeckung der alphabetischen Schrift, in Aegypten zu einer geheimen Schrift.

Eben dies **geheimnißvolle**, welches für den menschlichen Geist immer einen besondern Reiz zu haben pflegt, ist die Ursache gewesen, warum man in den folgenden Zeiten geglaubt hat, es sei unter diesem Schleier der Hieroglyphen eine ganz besondere Weisheit verborgen. Möglich ist, daß manche Kenntniß, vielleicht manches Kunststück und manche schätzbare Beobachtung über die Natur von den Priestern in dieser Schrift ist aufbehalten worden. Gewiß ist, daß die Geschichte Aegyptens, seine Gesetze, Verfassung, seine Politik und seine Sitten ein neues Licht erhalten würde, wenn wir mehrere von den hieroglyphischen Denkmälern der ägyptischen Priester besäßen, und sie lesen könnten. Aber eben so gewiß ist, daß nie ein Volk, sei es, welches es wolle, in den Wissenschaften außerordentliche

Fortschritte gemacht hat, noch machen konnte, so lange es keine andre, als die Hieroglyphenschrift, kannte.

Wie unbeschreiblich wird nicht alles Studieren erschwert, wenn man auf die bloße Kunst des Lesens und Schreibens einen Fleiß von vielen Jahren verwenden muß! Wie sehr muß nicht dadurch das Genie aufgehalten, niedergedrückt und in seinem Fluge gehemmt werden! Und dann ist diese Schrift, bei der höchsten Vollkommenheit, die sie erreichen mag, doch nie im Stande, das zu leisten, was unsere alphabetische Schrift vermag: die feinsten Beziehungen der Vorstellungen aufeinander, so viel als nöthig ist, herauszuheben, und darzustellen; dem Ausdrucke eben die Bestimmtheit zu geben, die der Gedanke hat; die Rede durch alle ihre Mannigfaltigkeit der Wendungen und Schattierungen zu verfolgen, jedem Doppelsinne vorzubeugen, und ohne sonderliche Schwierigkeit zu neuen Ideen auch neue Zeichen zu liefern, die sogleich den Andern verständlich sind.

Sehr wohlthätig war es daher für die Menschheit, daß sich Köpfe fanden, die auch diesem Mangel abzuhelfen suchten. Sie machten die Beobachtung, daß in der Sprache, bei aller unendlichen Mannigfaltigkeit der Wörter, doch die Elemente,

aus welchen diese Wörter zusammengesetzt sind, eben nicht allzu zahlreich sind. Da die abgekürzten Hieroglyphen auch schon nicht mehr eigentliche Bilder der Dinge, sondern größtentheils willkürliche Zeichen waren; so konnte man wol darauf fallen, auch eine Bezeichnung der einfachen Laute, woraus die Rede zusammengesetzt war, zu versuchen, und die Bedeutung jedes Zeichens durch Verabredung zu bestimmen, ungeachtet es mit dem Laute, den es vorstellen sollte, nicht die geringste Aehnlichkeit hatte. Der Hauptunterschied einer solchen Schrift und der Hieroglyphen bestand darin, daß der Anblick dieser letzteren unmittelbar die Idee von den Sachen, die sie vorstellen sollten, erweckte; die erstere aber das Wort an die Hand gab, und durch das Wort erst auf die Idee von der Sache leitete. Daher wäre es z. E. sehr wohl möglich, daß jemand die ägyptischen Hieroglyphen verstehen könnte, ohne die ägyptische Sprache zu wissen; aber unmöglich kann jemand ein alphabetisch geschriebenes Buch lesen, ohne die Sprache zu verstehen, in der es abgefaßt ist.

Eine Schrift, welche, wenn ich mich so ausdrücken mag, die Worte mahlt, gewährt den außerordentlichen Vortheil, daß man nur die wenigen Elemente darf bezeichnen lernen, aus denen die

Wörter einer Sprache zusammengesetzt sind, und durch diese doch in den Stand gesetzt wird, alles zu schreiben, was man in der Sprache ausdrücken kann. Dadurch ist eine solche Schrift zugleich fähig, den mitzutheilenden Ideen alle Bestimmtheit und Genauigkeit zu geben, deren die Rede fähig ist, und alle Nebenbegriffe, Wendungen und Beziehungen der Gedanken darzustellen, die man durch die Sprache andeuten kann. Ein Volk, das sich derselben bedient, ist nun im Stande, ohne Schwierigkeit alles zu schreiben, was es spricht; und für die Aufklärung des Verstandes genießt es noch dabei den besonderen Vortheil, daß es mehr von der Sinnlichkeit im Denken zurükkommt, und fähiger wird, sich mit unsinnlichen Gegenständen zu beschäftigen *).

*) Ich weiß nicht, ob man das, was ich hier meine, sonst schon genau entwickelt hat; weswegen ich mich einen Augenblick dabei aufhalten will, ungeachtet eine ausführliche Auseinandersetzung meiner Ideen darüber nicht hieher gehöret, weil ich sie nicht für jeden Leser faßlich genug machen kann. Ich stelle mir die Sache folgendergestalt vor.

Durch die Hieroglyphenschrift wird man, wie ich bereits angemerkt habe, nicht zunächst auf ein Wort, sondern auf die Sache geleitet. Beim

Es ergiebt sich indessen auch von selbst, daß die Schrift, welche sich zunächst auf die Rede bezieht, und nicht Sachen, sondern Worte darstellt, nicht auf einmal die Vollkommenheit erreicht haben werde, welche jetzt unsere alphabetische Schrift hat. Vermuthlich fand man zuerst bloß, daß in den Wörtern einer Sprache, einerlei Sylben sehr oft wieder kommen; und man fand Zeichen für die einzelnen

Anblick der Hieroglyphe wird daher ein Bild von einer Sache in der Phantasie erregt. Und ungeachtet bei einem Menschen, der an die Rede gewöhnt ist, mit diesem Bilde zugleich, der Gedanke an das Wort erwachen wird, so bleibt doch dabei immer der Hang, sich von allem, was durch die Schrift ausgedrückt werden soll, ein Bild in der Phantasie zu machen; wobei die Seele so schwer, oder gar nicht zu der Fertigkeit gelangt, sich unsinnliche Gegenstände zu denken. Auf die Rede selbst wird dies unausbleiblich den Einfluß haben, daß auch sie an dem bildlichen Ausdrucke kleben bleibt, und entweder gar nicht, oder doch nur äußerst langsam und schwer, so weit cultivirt wird, daß man unsinnliche Gegenstände leicht und mit eigentlichen Wörtern (oder doch mit Wörtern, die zwar von sinnlichen Gegenständen hergenommen sind, aber kaum noch an diese sinnlichen Gegenstände erinnern,) ausdrücken lernt.

Sylben. In einer noch mehr ungebildeten Sprache, der es an Reichtum der Wörter und an Mannichfaltigkeit ihrer Zusammensetzung fehlt, war ohnehin die Zahl der verschiedenen Sylben nicht so groß, als in unsern neueren mehr ausgebildeten Sprachen. Man schrieb also vielleicht anfänglich nicht eine alphabetische, sondern eine Sylben-Schrift. Anstatt, daß wir z. E. zu dem Worte Vater fünf verschiedene Zeichen gebrauchen, schrieb man dies Wort mit zweien Zeichen, wovon das erste die Sylbe Va und das zweite die Sylbe ter bezeichnete.

Diese Sylbenschrift hatte indessen noch immer die große Unbequemlichkeit, daß doch eine erstaunliche Menge von Zeichen erforderlich war, um alle Wörter einer Sprache zu schreiben. Und eben dies war der Grund, warum die Völker, bei denen sie eingeführt seyn mochte, sie verließen, sobald sie mit der alphabetische Schrift bekannt wurden. Man kennt gegenwärtig nur die Aethiopier und wenige Stämme in Indien, bei denen sie sich erhalten hat.

Vermuthlich machten denkende Köpfe auch sehr früh die Bemerkung, daß die Wörter ihrer Sprache sich noch in einfacherer Elemente, als die Sylben, zerlegen ließen, und daß die einfachen Laute, aus denen die Sylben zusammengesetzt werden, an der Zahl sehr wenig sind. Diese Bemerkung leitete sie

auf die alphabetische Schrift, derer Erfindung desto weniger Schwierigkeit hatte, wenn man bei einem Volke bereits die Sylbenschrift kannte. Es fehlt jedoch an historischen Beweisen, daß überall die Sylbenschrif vor der alphabetischen vorher gegangen ist. Wenigstens ist es natürlich, daß dies nicht der Fall bei denen Völkern seyn durfte, welche die Buchstaben von einem andern Volke kennen lernten. Ohnehin ist die Erfindung des Alphabets so alt, daß keine Denkmähler von der ersten Einführung desselben übrig sind. Wir wissen bloß, daß die Griechen ihre Schreibekunst von den Phöniciern lernten, und es ist gewiß, daß bei aller Verschiedenheit die wir jetzt zwischen den hebräischen, griechischen, lateinischen und anderen Schriftzügen finden, sie doch alle aus einem einzigen Alphabete entstanden sind.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Drei und zwanzigstes Stück.

Den 9ten Junius 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Wir lesen und schreiben jezt mit einer so großen Leichtigkeit, daß wir selbst die Erfindung der Buchstabenschrift kaum für so schwierig halten können, als sie es in der That war. Es gehörte wirklich ein beträchtlicher Grad von Beobachtungsgeist dazu, um die Bemerkung zu machen, daß alle die mannichfaltigen Wörter einer Sprache aus einer sehr unbeträchtlichen Zahl von Elementen zusammengesetzt sind. Und bei einer Sprache, die noch nicht war geschrieben worden, hatte es noch mehr Schwie-

rigkeit, als bei unseren neueren mehr ausgebildeten Sprachen, diese Elemente zu finden, und sie zu bezeichnen; denn in allen ungebildeten Mundarten finden wir noch bis jetzt ungleich mehr verschiedene Töne, als wir durch das Alphabet ausdrücken können. Rohe Völker haben noch eine Menge von Lauten in ihrer Rede, die nicht deutlich artikulirt sind, und sich sehr dem bloßen Naturlaute nahen. Insonderheit haben sie eine Mannichfaltigkeit von Vocalen, die sich überall nicht durch die Schrift angeben läßt. Wer nur ein wenig mit den plattdeutschen Mundarten bekannt ist, wird wissen, daß in denselben die meisten Vocale nicht so ausgesprochen werden, wie im Hochdeutschen das a, e, i, o, u, ä, ö ü, ai, ei und oi lautet. Die meisten Töne klingen weder wie a, noch wie o, weder wie o, noch wie u, sondern die Aussprache liegt gleichsam zwischen diesen Vocalen in der Mitte, nähert sich in dem einen Worte merklicher dem a, in dem andern mehr dem o, oder dem u, und hat gleichsam einen Vorschlag, von welchem die Stimme äußerst schnell auf den eigentlich zu sprechenden Vocal übergeht. Da dies bei den plattdeutschen Mundarten gilt, die doch in den vorigen Jahrhunderten sind geschrieben worden, und von Leuten gesprochen worden, von denen die Buchstabenschrift wenigstens

zum Behuf des Hochdeutschen gelernt wird: so läßt sichs leicht abnehmen, daß dieser Fall noch ungleich mehr in den rohen Sprachen eintreten müsse. Eben daher kommt es auch, daß wir die Wörter der Wilden und überhaupt aller Völker, die gar keine Buchstaben haben, durchaus nicht richtig schreiben können. Wenn vier Europäer ein Wort aus einer solchen Sprache hören, so schreiben sie es wahrscheinlich auch auf viererlei Weise; weil keiner es genau schreibt, wie er es hört; sondern in seinem Alphabete zur Bezeichnung des gehörten Lautes diejenigen Buchstaben sucht, die dem wirklichen Laute am nächsten zu kommen scheinen.

Nur erst, wann ein Volk an die Buchstabenschrift gewönt ist, und sich derselben ziemlich allgemein bedient, fängt es an, in der Aussprache die nah verwandten Töne schärfer von einander abzusondern, und die Sylben bestimmter zu artikuliren. Sehr schwer muste es aus diesem Grunde den Erfindern der Buchstabenschrift werden, für die große Verschiedenheit der Laute Zeichen zu erfinden, wodurch wenigstens größtentheils die in der Aussprache vorhandenen Töne ausgedrückt werden konnten, und es blieb ihnen kein anderer Ausweg übrig, als für mehrere beinahe gleichlautende Töne einerlei

Zeichen zu setzen; und dann dem Leser die feinere Schattirung des Tones zu überlassen *).

*) Hieraus werden uns die Sonderbarkeiten in der Orthographie der verschiedenen Sprachen begreiflich. Was die älteren Sprachen betrift, so können wir darüber nicht urtheilen, weil wir nicht wissen, wie ihre Wörter sind ausgesprochen worden. In den neueren Sprachen aber findet man es gewöhnlich sehr sonderbar, daß entweder eine Menge von Buchstaben geschrieben werden, die man in der Aussprache gar nicht hört, oder daß doch in gewissen Zusammensetzungen die Buchstaben einen Ton bezeichnen sollen, der sich aus dem Laute eines jeden einzelnen nicht errathen läßt. Wenn der Franzose ou, ai, au, eu &c. schreibt und an deren Statt u, ä, o, ö ꝛc. spricht; wenn der Engländer a, oo, ea, i &c. schreibt und ä, u, i, ei spricht: so scheint dies eine Seltsamkeit zu seyn, die einen bloßen Eigensinn der Nation zum Grunde hat. Wenn man aber bedenkt, daß der, welcher jene Laute zuerst bezeichnen wollte, in dem Alphabete keine Buchstaben fand, die denselben entsprachen, und sich also durch Zusammensetzung mehrerer Buchstaben zu helfen suchte, um entweder einen ähnlichen Ton anzudeuten, oder zum wenigsten zu erkennen zu geben, daß hier ein Ton, der durch keinen reinen Vocal auszudrücken

War gleich aus diesem Grunde die Buchstabenschrift Anfangs sehr unvollkommen, und wird sie es gleich der Natur der Sache nach immer darin bleiben, daß man niemals durch die Buchstaben die Aussprache genau wird angeben können: so bleibt sie doch immer eine der wohlthätigsten Erfindungen, die der Ausbildung des menschlichen Geistes zu Statten gekommen sind. Man hatte nun nichts

ist, sollte gesprochen werden: so fällt das Befremdende großentheils hinweg. In der folgenden Zeit wurde die einmal eingeführte Art zu schreiben zur Regel. Die Aussprache eines Wortes richtete sich in manchen Fällen allmählig nach derselben; in hundert andern Fällen aber veränderte sie sich so, daß sie noch weiter von der Schrift abwich. Diese letzteren konnte man aus wichtigen Gründen nicht eben so leicht abändern, sondern man behielt die einmal eingeführte Art bei: und so entstand die Abweichung der Schrift von der Aussprache, die wir in allen neueren Sprachen finden. Eben darum, weil immer noch in der Aussprache so viel übrig bleibt; was sich durch die Buchstaben gar nicht andeuten läßt, ist es unmöglich, eine Sprache anders, als vermittelst des Gehörs, so reden zu lernen, daß man in der Aussprache nichts fremdes und gezwungenes hat.

weiter nöthig, als einige wenige (etwa zwanzig oder doch wenig mehr) Zeichen zu lernen, um alle Wörter seiner Sprache zu schreiben und alles in dieser Sprache geschriebene zu lesen.

Die Geschäfte gewonnen dabei außerordentlich, weil man nun seinem entfernten Freunde Nachrichten bekannt machen, ihm Aufträge geben, und seinen Rath einholen konnte, ohne sich einen Bothen anvertrauen zu dürfen, ohne eine unrichtige Bestellung desselben zu befürchten, und ohne den Mißdeutungen ausgesetzt zu seyn, die bei der Hieroglyphenschrift entweder unvermeidlich, oder nur durch die größeste Weitläuftigkeit zu verhüten waren.

Eben so viel gewann die Aufklärung und Kultur eines Volkes, welches mit der Buchstabenschrift bekannt wurde. Die Gesetze konnten nun deutlich, bestimmt und leicht abgefaßt werden. Merkwürdige Begebenheiten, Erfahrungen und Beobachtungen wurden ohne Schwierigkeit auf die folgenden Geschlechter fortgepflanzt, und die Reden der Weisen waren nicht mehr so sehr in Gefahr, ein Raub der Vergessenheit zu werden.

Die Sprache selbst erhielt dadurch nicht nur den Vortheil, wovon ich bereits geredet habe, daß sie bestimmter artikulirt wurde, sondern sie bekam auch im Ganzen mehr Regelmäßigkeit. Man war auf

die Bildung der Wörter beim Schreiben viel aufmerksamer, als man es beim Sprechen gewesen war; man nahm die Aehnlichkeiten leichter wahr, zergliederte die einzelnen Theile der Rede, lernte sich der Kürze im Ausdruck befleißigen, erfand bequemere Wendungen und einen regelmäßigeren Bau der Perioden; und erfand die **Sprachlehre**, die nur von denen für etwas Unerhebliches gehalten wird, welche es nicht wissen, wie genau philosophische Begriffe mit grammatischer Richtigkeit der Sprache zusammen hängen.

Ich überlasse es meinen Lesern, sich den Einfluß umständlicher zu entwickeln, den die Ausbildung und allgemeinere Einführung der Schreibekunst unausbleiblich auf den Geist eines Volkes haben muß, und ich gehe nun zu anderen wichtigen Folgen über, welche bei einer Nation aus der im ein und zwanzigsten Stücke geschilderten Vermehrung der Bedürfnisse und der Beschäftigungen entspringen.

Wo viele Menschen neben einander wohnen, und solche Gewerbe treiben, bei welchen sie unaufhörlich der gegenseitigen Beihülfe bedürfen, da kann es nicht an mannichfaltigen Streitigkeiten fehlen. Schon der engere Umgang zieht tausenderlei Mißverständnisse nach sich, die erst in Zänkereien und bald in Thätlichkeiten ausbrechen. Die Geschäfte,

welche sie mit einander haben, machen allerlei Verträge unentbehrlich, und bei diesen ists so leicht, daß man sich unrecht versteht, das gegebene Wort nicht genau erfüllt, oder auch wol einander zu überlisten sucht. Bei vielen Unternehmungen, die von einem Einzelnen angeordnet, und von vielen ausgeführt werden sollen, ist eine pünktliche Folgsamkeit nothwendig; und die, welche sie leisten sollen, werden derselben so leicht müde. Dies alles giebt Veranlassung zu unaufhörlichen Zwistigkeiten; und diese bringen das Volk, sich öfter an Schiedsrichter zu wenden. Die streitenden Parteien können sich nicht immer über einen Schiedsrichter vereinigen, dessen Ausspruch sie sich beiderseits unterwerfen wollen; und wenn sie es auch versprechen, so halten sie nicht immer ihr Wort, sondern erneuern nicht selten den schon geschlichteten Zwist. Auf diese Art entsteht die Nothwendigkeit eines bestimmten Richters, der zugleich mit Macht versehen ist, seinen gefällten Ausspruch geltend zu machen. Die Regel, nach welcher dieser Richter in einem Falle entscheidet, wird das nächstemal in einem ähnlichen Falle wiederum angewendet. Sie wird also Maxime, und geht bald in die Natur des Gesetzes über. Auf diese Art entstehn eine Menge von Rechtsregeln, welche die Kraft der Gesetze bekommen, und ihren

Nutzbarkeit wegen durch die Schrift der Vergessenheit entrissen werden.

Da auch eine große Volksmenge, die nahe bei einander wohnt, zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit und Bequemlichkeit allerlei Einrichtungen treffen muß, und nicht jeder seine Pflicht getreu genug erfüllt, ohne dazu angehalten zu werden: so werden Personen erfordert, die darauf halten, daß die allgemeinen Verkehrungen zur Erhaltung der Sicherheit, der Ordnung, der Gesundheit und Bequemlichkeit nicht gestöhrt und vernachläßigt werden; das heißt mit andern Worten: es entstehen **Policeianstalten** und **Policeibeamten**.

Es wird niemand glauben, es sei meine Meinung, daß irgend ein Volk ohne alle Policei und Justizpflege bestehen könne, biß es den Grad von Kultur erreicht hat, von welchem jetzt die Rede ist. Der Grund zu beiden muß vielmehr überall gelegt werden, wo mehrere Familien neben einander wohnen, und nur in einiger Verbindung zusammen stehen; und tausenderlei Veranlassungen können bei dem einen Volke früher, beim anderen später, darin wichtige Verbesserungen an die Hand geben. Aber dann, wenn die Menschen in Städten und Dörfern einander näher rücken, wenn ihre Geschäfte sich vervielfältigen, und sogar ein Handel entsteht,

ist es schlechterdings nicht mehr möglich, ohne Richter und Policeibeamten zu bestehen. Alsdann müssen schlechterdings Gesetze gemacht, und mit Nachdruck aufrecht erhalten werden.

Es ist indessen hierbei unentschieden, welche Gestalt die Gesetzgebung, die Ausübung der Rechtspflege, und die Besorgung der Policei haben müsse. Dies alles hängt von dem Geiste der Nation, von dem Grade ihrer erreichten Kultur, von ihrer äußerlichen Lage, und ins besondere von ihrer **Regierungsform** ab.

Vielleicht haben die Leser längst erwartet, daß ich von dieser letzteren umständlicher reden, und bei den verschiedenen Stufen der Kultur eines Volkes zeigen würde, welchen Einfluß dieselben auf die Regierungsform haben, und wie wieder umgekehrt diese den Fortschritt der Kultur hemmt oder beschleunigt. Allein so gewiß es ist, daß die politische Verfassung eines Volks auf den Geist desselben einen entscheidenden Einfluß hat, so wenig lassen sich doch gewisse Stufen angeben, durch welche eine Nation in Ansehung ihrer Staatsverfassung gehen muß.

Ich habe bei der Betrachtung über die Jäger, Nomaden und ersten Ackerbauer bereits gezeigt, durch wie vielerlei Veranlassungen ein Volk dahin gebracht werden könne, sich einem Oberhaupte zu unterwerfen. Es haben zwar mehrere Schriftsteller

die Behauptung gewagt, daß die ersten Staaten durch gewaltsame Unterjochung entstanden seyen. Der Mensch, sagen sie, schätzt seine Freiheit von Natur zu hoch, als daß er derselben jemals gutwillig entsagen sollte; wie gewaltsam musten also die Mittel seyn, deren sich die ersten Völkerbeherrscher bedienten, um diesen Freiheitssinn bei ihren frühsten Unterthanen zu bändigen, und sie an das Joch eines unbedingten Gehorsams gegen den Willen eines Einzelnen zu gewöhnen. Allein wer dies sagte, bedachte nicht, daß die erste zwingende Kraft, die ein Volk treiben konnte, seiner uneingeschränkten Freiheit zu entsagen, die aufkeimende Vernunft selbst seyn konnte, und seyn muste. Gewaltsame Unterjochung konnte wol die Herrschaft eines Einzelnen erweitern, aber niemals gründen. Wäre wirklich der Mensch so durchaus abgeneigt, zu gehorchen, hätte er in der That nicht in seiner Vernunft selbst hinreichende Gründe, seiner natürlichen Freiheit zu entsagen, um mit der Aufopferung einiger von seinen Rechten und Gütern größere Vortheile zu erkaufen: so ist schlechterdings nicht abzusehen, wie jemals ein Oberhaupt hätte entstehen können. Wer viele Familien zum Gehorsam zwingen wollte, muste doch schon vorher wenigstens eben so viele Familien beherrschen. Und wie kam er denn dazu, sich diese

zu unterwerfen? doch gewiß nicht durch Gewalt!

Ein starker Mann, der vielleicht dazu noch der Erfinder eines furchtbaren Gewehrs war, konnte sich mit Gewalt einen Sklaven machen, und konnte diesen dahin bringen, sich mit ihm zur Unterjochung eines dritten zu vereinigen. War aber in beiden Sklaven eine Abneigung gegen ihren Herrn, so bedurfte es ja weiter nichts, als daß sich beide gegen ihn vereinigten, und ihn zwangen, von ihnen Befehle anzunehmen. Jemehr Sklaven er sich mit bloßer Gewalt gemacht hätte, desto größer wäre die die Kraft geworden, die gegen ihn selbst wäre gerichtet gewesen. Man sage nicht, daß z. E. bei den Römern gewiß mancher reiche Mann eine Menge von Sklaven hatte, die ihm alle mit Widerwillen dienten, und sich doch nicht vereinigten, um ihr Joch abzuschütteln, weil es nicht voraus zusetzen ist, daß mehrere Menschen zugleich einen solchen Entschluß fassen, und ausführen werden, wenn sie ihn gleich alle im Innern ihres Herzens mit sich herumtragen. Wo ein Herr in der bürgerlichen Gesellschaft immer einen mächtigen Schutz erwarten kann, oder er neben den mißvergnügten, auch ihm ergebene und treue Sclaven hat, da kann die Furcht eine Menge von Uebelgesinnten so zurück halten, daß

keiner es nicht leicht wagt, den Gedanken an Empörung einem andern mit zu theilen. Ganz anders aber, wenn der ganze Staat aus lauter Mißvergnügten bestanden hätte, oder überhaupt die menschliche Natur sich gegen alle Beherrschung sträubte!

Nein, die ersten Volksregierer waren gewiß Wohlthäter ihrer ersten Unterthanen. Verehrung und Liebe war gewiß das erste Band, welches die Glieder eines aufkeimenden Staates mit ihrem Haupte vereinigte!

Unter einem Jägervolke zeichnete sich etwa einer durch seine vorzügliche Kunst in Erlegung der wilden Thiere aus; er erfand vielleicht ein bequemeres Gewehr, oder einen vortheilhaften Kunstgriff beim Fange; oder er wagte sich an furchtbare reißende Thiere, die irgend eine Gegend in Schrecken gesetzt hatten. Dadurch gewann er sich die Hochachtung derer, die alles dies für die höchste, einem Menschen erreichbare Vollkommenheit hielten. Sie bedienten sich seines Rathes, und sahn es gern, wenn er sich bei einem mißlichen oder mühsamen Unternehmen an ihre Spitze stellte. War ihr Fang glücklich gewesen, so überließen sie ihm gern das Beste von der Beute; und bei künftigen Vorfällen war er der erste, an den sie sich wandten, wenn sie Rath oder Beistand bedurften. Sein Wille war ihnen

ehrwürdig, und sie befolgten ihn gern. Hauptsächlich nahm sein Rath die Natur der Befehle an, wenn sie etwa in einen Krieg mit den Nachbarn verwickelt wurden. Ein wenig Ueberlegung war hinreichend, es ihnen einleuchtend zu machen, daß ihre Anzahl nichts helfe, solange sie nicht nach einem gemeinschaftlichen Plane mit vereinten Kräften zu Werke gingen; und wen hätten sie die Anordnung dieses Plans lieber überlassen, als eben dem, der seine überlegene Einsicht und seinen Muth schon öfters bewiesen hatte? Starb ein solcher Führer, fiel er vielleicht im Gefechte mit dem Feinde, so war es sehr natürlich, daß man seine Stelle so bald als möglich zu ersetzen suchte. Der Tapferste und Einsichtsvollste wurde wieder mit eben dem Ansehen ausgerüstet, und fand wiederum eine eben so bereitwillige Folgsamkeit. Hatte der vorige Führer einen erwachsenen Sohn, so schien nichts billiger und rathsamer zu seyn, als durch diesen den Verlust des Vaters ersetzen zu lassen. Die Idee, daß er die väterlichen Tugenden geerbet haben werde, mochte so unphilosophisch seyn als sie wollte, sie hatte ihren Grund in der Vorstellungsart eines rohen Volkes, das gern alles Ungewöhnliche und Auffallende für übernatürlich hält. Es schien der Dankbarkeit gemäß, das Andenken ihres Wohlthäters auf alle Weise zu ehren;

und diese Pflicht glaubten sie nicht besser, als durch Hochachtung der Seinigen beweisen zu können. Der Sohn eines solchen Vaters erregte auch wol in den meisten Fällen die Hoffnung, daß er die Anleitung seines Vaters benutzt, und von ihm Klugheit und Unerschrockenheit gelernt haben werde. War nur erst eine kurze Reihe von Führern aus einem Stamme auf einander gefolgt; so fiel es einem Volke, das überhaupt durch Gewohnheit am meisten gelenkt wird, kaum noch ein, daß auch wol ein anderer Stamm ihnen einen Führer geben könnte. Die Herrschaft wurde erblich!

Einen ähnlichen Gang nahm die Sache bei einem Hirtenvolke! Auch bei diesem gewann der, welcher sich im Kriege mit den Feinden, oder den wilden Thieren ausgezeichnet hatte, bald ein vorzügliches Ansehn. Wenn die Heerden, wegen Mangel der Weide an einem Orte, weiter ziehen mußten, so nahm man gern eben den Weg, den der Erfahrenste nahm; weil man sich von ihm versprach, daß er am besten bei den etwa vorkommenden Schwierigkeiten, Rath und Hülfe schaffen würde. Hatte er vielleicht mit Hülfe der Seinen irgend eine Gegend von reißenden Thieren gesäubert, oder einen Brunnen gegraben, um die Heerden zu tränken, so schlossen sich gern mehrere Nomadenfamilien an ihn,

und genossen die Sicherheit und die Bequemlichkeit, die er ihnen verschaffte, mit genugsamer Dankbarkeit, um ihm allerlei kleine Vorrechte zu gestatten.

Da bei ackerbauenden Völkern die Vereinigung schon enger seyn muß, als bei den Hirten und Jägern, der Begriff des Eigentums sich mehr entwickelt, und wegen der bleibenden Wohnsitze allerlei gemeinschaftliche Veranstaltungen getroffen werden müssen: so ist bei diesen nicht bloß der Krieg eine Veranlassung, sich an ein Oberhaupt zu hängen; sondern auch das Bedürfniß, sich einem Richter in streitigen Fällen zu unterwerfen, und bei gemeinschaftlichen Unternehmungen dem Rathe eines Einzelnen zu folgen, zwingt die neben einander wohnenden, den Weisesten unter sich zu suchen und zu verehren. Für den Weisesten hielten sie aber natürlich den alten Stammvater, wo nicht aller, doch vieler Familien, die sich an einem Orte niedergelassen hatten; oder den Erfinder eines nützlichen Ackerwerkzeuges, oder den, der sich Erfahrungen über die Pflege, oder Aufbewahrung, oder Benützung der Früchte gesammlet, und ihnen durch seine Belehrung augenscheinlichen Vortheil gestiftet hätte.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Vier und zwanzigstes Stück.
Den 16ten Junius 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Es ist sehr merkwürdig; daß alle die ältesten Reiche von denen eine Nachricht auf uns gekommen ist, Monarchien waren. Republiken, aristokratische und demokratische oder vermischte Regierungsformen entstanden immer erst aus zertrümmerten oder zertheilten monarchischen Staaten. Selbst bei den Völkern der neuen Welt, die noch auf einer der untersten Stufe der Kultur standen, oder höchstens einen geringen Grad der bürgerlichen Ausbildung erreicht hatten, fand sich keine andere Verfassung, als die

monarchische. Dies dient zum Beweise, daß die Unterwerfung unter einen Einzelnen nicht nur am natürlichsten seyn müsse; sondern auch bürgerliche Subordination überhaupt nicht ursprünglich durch Gewalt eingeführt seyn können.

Wäre die Republikanische Verfassung die älteste; so ließe sichs begreifen, daß einige mächtige Familien sich verbunden, und die minder zahlreichen und weniger Begüterten unterjocht hätten. Aber ein Einzelner konnte niemals die Herrschaft wider den Willen aller Uebrigen an sich reißen. Wenn sie ihm gehorchten, so musten sie es aus freier Entschließung thun; und wenn sie selbst nach einer gewaltsamen Revolution sich wiederum freywillig einer Oberherrschaft unterwarfen: so thaten sie es gewiß nur, weil Ueberlegung, oder dunkles Gefühl ihnen sagte, daß niemals ein Volk bestehen könne, ohne Gesetzen zu gehorchen, und ohne eine höchste Gewalt anzuerkennen, die diese Gesetze aufrecht erhielte.

Anfänglich war natürlicher Weise die ganze bürgerliche Verfassung höchst unvollkommen. Das Band zwischen dem Oberhaupte und den übrigen Gliedern des Staates wurde nicht enger zusammengezogen, als die Nothwendigkeit der jedesmaligen Lage des Volks es erforderte. So wie sich aber allmählig die Geschäfte unter den verschiedenen Volks-

klassen vermehrten, wie nach und nach mannichfaltigere Verkehrungen zum gemeinsamen Besten nothwendig wurden, so musten auch die Gesetze eine größere Ausdehnung, eine genauere Bestimmung und eine zuverläßigere Unterstützung bekommen. Die Gewalt des Oberhaupts muste in eben dem Maße zunehmen, in welchem die Absichten, die durch dasselbe bewirkt werden sollten, wichtiger wurden. Hauptsächlich aber nöthigten äußere Feinde jeden Staat auf eine genauere Vereinigung seiner Bürger zu denken, und sie desto fester an das Oberhaupt zu knüpfen.

Durch welche mannigfaltige Stufen dies geschah, und wie die Ebbe und Fluth in jedem kleineren und größeren politischen Oceane auf einander folgte, dies wird uns in der Geschichte der verschiedenen Reiche, die nach und nach auf dem Erdboden entstanden und untergegangen sind, umständlich erzählt; und davon zu reden ist hier der Ort nicht. Nur die einzige Bemerkung kann ich dabei nicht übergehen, daß **mit der Einführung einer regelmäßigen Regierungsform und der Befestigung der gesetzmäßigen Gewalt des Oberhauptes, bei jedem Volke die wesentlichste Grundlage aller Kultur und alles Nationalglücks gelegt wurde.**

Es ist seit einiger Zeit auch in Deutschland Sitte geworden, mit einem großen Enthusiasmus von **Freiheit** zu reden. Man hat die natürliche Freiheit des Menschen ins Licht gestellt, man hat ihre Wohlthätigkeit zu entwickeln gesucht, man hat gezeigt, wie der menschliche Geist durch den Mangel derselben herabgewürdigt wird. Die wahrhaft guten Köpfe und einsichtsvollen Schriftsteller, die dies gethan haben, gingen gewiß von deutlich entwickelten Begriffen aus, und behielten ihr Ziel bei allen ihren Untersuchungen vor Augen. Aber eine Menge von Schwätzern, denen es nur darum zu thun war, etwas auffallendes zu sagen, oder wenigstens ihre halbgefaßten Ideen an den Mann zu bringen, haben wahres und falsches durch einander gemischt, und über eine sehr einleuchtende Sache bei einem großen Theile des lesenden Publikums die Ideen verwirrt. Laßt uns sehen, worauf es bei der bürgerlichen Freiheit eigentlich ankommt!

Die höchste Freiheit, die sich gedenken läßt, genießt der, welcher durch nichts, als durch seinen eigenen Willen, zu seinen Handlungen bestimmt wird. Diese Freiheit kann kein endliches Wesen genießen; denn mit der Natur eines endlichen Wesens hängt zusammen, daß die Kräfte desselben eingeschränkt sind; es wird sich also bei seinen Entschließungen

nicht bloß nach seinem Willen, sondern auch nach dem Maße seiner Kräfte richten müssen. Wenn wir daher von der höchsten **menschlichen** Freiheit reden, so werden wir damit nichts anders meinen dürfen, als die Befugniß alles zu thun, was der **menschlichen Natur** angemessen ist. Es würde also lächerlich seyn, wenn ein Mensch sagen wollte: ich bin nicht frei; denn ich kann nicht nach dem Monde reisen, oder den Jupiter an einem Seile zu mir herunter ziehn. Und eben so lächerlich wäre es, wenn sich jemand nicht für frei halten wollte, weil er eine Sprache nicht in einem Tage lernen, oder eine algebraische Auflösung nicht, ohne Algebra studirt zu haben, auflösen kann. Der Mensch wird durch seine Natur so wohl, als durch die Natur der ihn umgebenden Dinge mannigfaltig eingeschränkt; und durch alle diese Einschränkungen verliert er durchaus nichts von seiner menschlichen Freiheit. Wollte er darüber hadern, so müste er gegen den Schöpfer murren, der ihn zum Menschen gemacht, und ihn in diese Welt gesetzt hat; und wer sich zu einem solchen Murren entschließen könnte, mit dem wäre es vergeblich weiter zu räsonnieren.

Wer aber keine andere, als menschliche Freiheit verlangt, und sich folglich alle mit derselben natürlich verbundenen Einschränkungen gefallen läßt,

wird auch zugeben, das andere Menschen neben ihm eben so vielen Anspruch auf diese Freiheit haben, als er selbst hat; denn eben der Schöpfer, der ihm das Daseyn gab, verlieh es auch ihnen, und sie besitzen mit ihm einerlei Natur. Sobald dies zugegeben ist, folgt auch von selbst die Nothwendigkeit, sich den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft zu unterwerfen. Denn man nehme an, daß sich niemand irgend einem Gesetze unterwürfe: was würde denn ein jeder Einzelner für Freiheit übrig behalten? Nehme ich mir es heraus, den ersten, der mir auf der Straße begegnet, aufzuhalten, und ihn zu einem mir nützlichen Geschäfte zu gebrauchen: so werde ich ja in Gefahr seyn, von dem ersten, der mir wieder begegnet, ebenfals aufgehalten, und von ihm zu irgend einem Geschäfte gebraucht zu werden. Stöhre ich meinen Nachbar in seiner Besitzung, so hat er oder ein anderer ja auch so viel Recht, mich wieder zu stöhren. Und anstatt, mit dieser Ungebundenheit an meiner Freiheit zu gewinnen, würde ich vielmehr meine ganze Freiheit verlieren.

Wäre jedermann so vernünftig, daß er einsähe, wie nothwendig es, nicht nur um des allgemeinen Besten, sondern auch um seiner eigenen Wohlfarth willen sei, die Rechte eines jeden seiner Ne-

benmenschen ungekränkt zu lassen: so würde es freilich nicht nöthig seyn, daß Strafgesetze gegen die Stöhrung der Rechte eines Andern gegeben würden; aber auch selbst dann würden noch eine Menge von andern Gesetzen für die, welche neben einander wohnen, und in wechselseitigen Vebindungen stehen, nothwendig seyn. Denn ein jeder Einzelne ist, bei aller seiner Geneigtheit das gemeinschaftliche Beste zu befördern, nicht im Stande zu übersehen, was zur allgemeinen Wohlfarth nothwendig und zuträglich ist. Ich bin nicht im Stande zu berechnen, wieviel ich Postgeld für einen Brief nach einem bestimmten Orte geben müsse, damit die ganze so wohlthätige Einrichtung des Postwesens durch eben so proportionirte Beiträge erhalten werde. Und gesetzt, ich könnte diese Berechnung anstellen; wie viel Mühe und Weitläuftigkeit würde sie mir nicht verursachen! Und alle diese Mühe und Weitläuftigkeit würde einem jeden, der den Vortheil, welcher ihm durch das Postwesen zu Theil wird, proportionirt vergüten wollte, zur Last fallen: wenn diese Berechnung nicht durch andere geschehen, und durch Gesetze bestimmt wäre, wieviel ein jeder nach Maßgabe seines Antheils an einer allgemeinnützlichen Einrichtung zur Erhaltung derselben beitragen soll. Eben so in allen übrigen Fällen, wo es darauf an-

kommt, gemeinsames Gute durch den Zusammentritt der Einzelnen zu befördern!

Nichts ist einleuchtender, als daß ein einzelner Mensch niemals so viel ausrichten kann, als es ihm in Vereinigung mit mehreren möglich wird. In einer solchen Vereinigung aber ist es nothwendig, daß sie sich alle gewissen Regeln unterwerfen, und daß ein jeder die Rechte aller übrigen ungekränkt lassen müsse. Dies ist nur durch pünktlichen Gehorsam gegen die Gesetze möglich; und dieser Gehorsam kann wieder nicht erhalten werden, wenn nicht ein Auge da ist, das darauf wacht, und eine Gewalt, die nöthigen Falls den Uebertreter zwingt, seine Pflicht zu erfüllen. Anstatt also die Gesetze und die Vollziehung derselben als eine Einschränkung der Freiheit anzusehn, müssen wir vielmehr gestehn, daß ohne sie nichts als Ungebundenheit, das ist, gar keine Freiheit Statt finden, und nie irgend etwas gemeinnütziges Gutes zu Stande kommen könne.

Da diese in der That sehr einfachen Ideen noch biß auf den heutigen Tag vielen Leuten nicht einleuchten wollen, ungeachtet wir so viele Beweise von den Vortheilen, die aus einer gesetzmäßigen politischen Verbindung entspringen, vor Augen haben: so ist es leicht zu begreifen, wie es zuging, daß es eine Reihe von Jahrhunderten bei manchen Völkern be-

durfte, ehe sie mit den wahren Grundsätzen der bürgerlichen Gesellschaft und der Nationalglückseligkeit vertraut wurden. Gleich anfänglich entschied der Zufall, oder ein dunkles Gefühl des Schicklichen und Guten. War einmal eine Einrichtung getroffen, so hatte man sich in kurzer Zeit daran so sehr gewöhnt, daß man glaubte, es könne nicht anders seyn; man fühlte zwar die Unbequemlichkeiten, aber man spührte ihrer Quelle nicht nach, oder hielt es für unmöglich, dieselbe zu verstopfen. Höchstens machte man einzelne fruchtlose Versuche, dem jedesmaligen druckendsten Uebel zu steuren. Daher die mannichfaltigen, theils lächerlichen, theils bedauernswürdigen Schritte, die uns die Geschichte von mehreren Völkern erzählt, wodurch sie sich innern Wohlstand und äußere Sicherheit zu verschaffen suchten, biß sie endlich hier früher und dort später, sich gewöhnten, die Gesetze als heilig anzusehn, und ihrem rechtmäßigen Oberhaupte willigen Gehorsam zu leisten.

Schon früh fingen die Volksbeherrscher an, den Titel der **Könige** zu führen; aber es versteht sich von selbst, daß weder die Größe ihres Staates, noch ihrer Einkünfte, noch ihrer Macht diesem Titel angemessen waren. Die griechischen Königreiche, die in der ältesten Geschichte eine so ansehnliche Rolle spielen, waren kleine unbedeutende

Striche Landes; und wenn bei den alten Geschichtschreibern jener Zeiten die Rede von großen Monarchien und mächtigen Königreichen ist: so muß man dies immer nur im Verhältniß gegen die benachbarten Staaten verstehen. Wenn es daher zum Spott Anlaß gegeben hat, daß **Abraham** mit drei hundert und achtzehn Knechten, die in der Gegend von Dan gelagerte **Könige** überfiel und schlug, der hat sicher vergessen, daß im ersten Buche **Mosis** nicht die Rede von der Verfassung und Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts nach Christi Geburt ist.

Allmählig vergrößerte sich das Gebiet der ursprünglichen Monarchien auf allerlei Weise. Theils vermehrte sich die Volksmenge von selbst; theils suchten benachbarte Flüchtlinge, die etwa Krieg oder Mißwachs, oder eine unverhältnißmäßige Bevölkerung aus ihrem Vaterlande getrieben hatte, bei ihnen Aufnahme und Schutz; theils wurden auch wol feindliche Stämme im Kriege besiegt und zinsbar oder dienstbar gemacht.

Mit der Vergrößerung des Gebiets vermehrten sich auch die Einkünfte des Monarchen, und damit erwachte nicht nur bei ihm die Begierde nach größerer Uneingeschränktheit, sondern es wurde auch nothwendig, daß das Volk ihm eine größere Gewalt und mehr Vorrechte einräumte; wiewohl auch

diese Erweiterung der Gewalt nicht überall einerlei Stufen durchlief. War der Regent irgendwo unternehmend und klug, so verschafte er sich selbst einen größeren Einfluß. Hatte er dagegen mächtige Unterthanen, die ihm nöthigen Falls Trotz bieten konnten: so muste er sich mancherlei Einschränkungen gefallen lassen. Es gewährt in der That eine eben so lehrreiche als angenehme Unterhaltung, zu sehen, daß der Mensch zu allen Zeiten und überall, unter denselben Umständen, derselbe war. Fast alle Auftritte, die wir in der deutschen Geschichte vom siebenten bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts finden, sind schon tausend und mehr Jahre vorher von andern Schauspielern und mit andern Decorationen irgend auf einem Schauplatze entweder im Osten oder Süden aufgeführt worden. Es geschieht nichts neues unter der Sonne!

Eines der hauptsächlichsten Mittel, wodurch die Volksbeherrscher sich ihres Einflusses versicherten, und auf die Gemüther eines noch uncultivirten und an bürgerliche Ordnung wenig gewöhnten Volkes wirkten, war die **Religion**.

Wo irgend ein Einzelner Ansehen genug hatte, um eine bürgerliche Verfassung zu stiften, da war es natürlich, daß das Volk bald jeden seiner Aussprüche für heilig hielt. Er war im Leiblichen ihr

Wohlthäter gewesen, wie konnten sie anders als ihm in allen ihren Angelegenheiten ihr Vertrauen schenken? Sobald sie ihre dringendsten körperlichen Bedürfnisse befriedigt sahn, beschäftigten sie sich unausbleiblich mit dem Gedanken an ein höchstes Wesen; und an wen konnten sie sich eher wenden, als an ihren Heerführer, um Belehrung zu suchen? Er war gewiß auch, wenn er einen politischen Plan durchgesetzt hatte, der Klügste, oder doch einer der Klügsten, unter seiner Nation. Er gab ihr daher, nebst ihrer bürgerlichen Verfassung, auch eine Religion: es sei nun, daß er sie selbst erfand, oder — ein gewöhnlicherer Fall! — von einer andern Völkerschaft entlehnte, und nach der besondern Lage seines Reiches umschuf, oder endlich den bei dem Volke schon vorhandenen Begriffen neue Festigkeit und eine bestimmtere Richtung gab, welches wol der natürlichste, folglich auch der gewöhnlichste Weg gewesen zu seyn scheint.

Kam irgend ein unternehmender Geist auf den Entwurf, mehrere Geschlechter zu einem politischen Ganzen zu vereinigen, und der Stifter eines neuen Staates zu werden: was konnte er für ein kräftigeres Mittel erdenken, auf die Gemüther der Menschen zu wirken, als religiöse Ideen? Mit einem noch ungebildeten Haufen von Menschen zu räson-

niren; ihnen begreiflich zu machen, daß ihre Wohlfarth unerreichbar sey, so lange sie sich nicht zu gemeinschaftlichen Hülfsleistungen verbänden, Rechte gegen Rechte vertauschten, und sich allgemeinen Gesetzen unterwürfen, war eben so unmöglich, als diesen Gesetzen Sanction zu geben, so lange ein jeder glaubte, daß der Gehorsam gegen dieselben bloß ein freiwilliger Beitrag zum allgemeinen Besten sei. Aber auf alle wirkte es, wenn es hieß: „dies ist Stimme und Wink Gottes oder der Götter!" Das begeisterte die Seele des Naturmenschen, der den Einfluß einer höheren Kraft auf sein Wohl und Weh so unverkennbar fühlte, und desto geneigter war, eine Menge von allerlei Dämonen zu glauben, je weniger er verstand, die räthselhaften Erscheinungen am Himmel und auf der Erde aus den Kräften der Natur zu erklären, und je weniger es ihm gelungen war, die Einheit in dem ganzen Plane der uns bekannten Schöpfung zu ahnden.

Die ganze Fabellehre des Altertums, so wie die historischen Berichte, die noch einen Anstrich von unausgeschmückter Wahrheit haben, sind eben so viele Beweise, daß ursprünglich die Grundverfassung der Staaten und ihr Religionssystem eins war. Die Götter werden als die Erbauer der Städte, als die Erfinder der nützlichsten Künste, auf deren Cul-

tur das Daseyn der bürgerlichen Gesellschaft beruht, dargestellt; und sie entdecken, in politischer sowohl als in Religionsangelegenheiten ihren Willen durch Orakelsprüche und Zeichen. Die ersten Helden werden für Abkömmlinge der Götter ausgegeben; und die ersten Gesetzgeber rühmen sich begleitender und sie belehrender Schutzgeister. Bald wird eine bürgerliche Einrichtung auf die Religion, bald eine religiöse Idee auf die Politik geimpft. So hatten die Volksbeherrscher den **ganzen** Menschen in ihrer Gewalt, wirkten auf jede Triebfeder der Seele, erreichten untrüglich ihren oft romanhaften Plan, und thaten Dinge, die eine entnervte Nachwelt für Fabeln hält.

Aber diese Verfassung reichte auch nie über das Kindesalter der Staaten hinaus. Selbst die **Mosaische**, die ursprünglich den Bedürfnissen und der äußerlichen Lage des Volks so ganz angemessen, und durchaus so bündig war, wo ein jedes Policeigesetz nicht durch die Religion sancirt, sondern geradezu Religionspunkt war, wo alles gleichsam aus Einem Stücke bestand, und das ganze politische System sich auf Einem Angel drehte und durch Eine Kraft in Bewegung gesetzt wurde — selbst diese blieb, was sie ursprünglich seyn sollte, nicht länger, als bis Bekanntschaft mit fremden Nationen und innerer

Stoß und Gegenstoß die geistigen Kräfte des Volks in Gährung brachten.

Es war alles geschehen, um der Verfassung dieses Volks eine langwierige und unverrückte Dauer zu versprechen. Die Israeliten, welche aus Aegypten geführt wurden, starben in der Wüste, und mit ihnen erlosch in der Nation die anschauende Erkenntniß einer fremden Regierungsform und Landesweise. Josua fand lauter Männer, die unter Mosis Führung zu Bürgern des neuen Staates waren erzogen worden, die von Kindesbeinen an mit denen Ideen, die in seiner Verfassung das Fundament ausmachten, genährt waren, und eine lange Uebung im unbedingten Gehorsam hatten. Fremde Völker waren in ihren Augen ein Greuel, und waren durch die kräftigsten Mittel von ihnen abgesondert. Die Gebräuche des Gottesdienstes hielten die Seele in einer fortgesetzten Spannung, und um die Hauptideen des ganzen Staatssystems nie erlöschen oder auch nur einschlummern zu lassen, wurden sie bei einem jeden täglich durch kleinere, wöchentlich durch größere, und alljährlich durch die allerwirksamsten Feierlichkeiten aufgeregt. Das Land selbst, welches sie bewohnten, war nicht nur als Vaterland, sondern auch als das **verheissene Land** einem jeden wichtig. Mit einem Worte: nie war

bei einem Volke eine Anlage zu einer so großen und so fortwährenden Einheit in dem Nationalinteresse, als hier, wo alles auf einen Gott, auf einen Tempel, auf eine Nationalhoffnung hinwies; und doch kam bald die Zeit, wo diese Einheit im Staate zerrissen wurde. Religion und Politik wurden allmählig getrennt, und der jüdische Staat wurde zersplittert.

Ueberall und immer nahm die Sache ohngefähr denselben Gang. Bei den heidnischen Völkerschaften, wo wir eine Nationalverfassung finden, entdecken wir die Einheit des religiösen und politischen Systems, welches bei ihrem Ursprunge entworfen war, immer nur so lange, als sie noch mit ihren Nachbaren Krieg zu führen, Städte zu bauen, Wildnisse urbar zu machen, und auf die Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse mit der ungetheilten Kraft ihrer Seele zu denken haben. Nur so lange sind sich die Mitglieder des Staates in dem Umfange ihrer Kenntnisse, in ihren Begierden und in den Mitteln, sie zu befriedigen, beinahe gleich. Sobald sich aber Reichthum und Macht bei einzelnen Bürgern anhäuft, so erwacht auch das Bestreben nach einer größern Ungebundenheit, und das Religions- und Staatssystem leiden unausbleichliche Veränderungen.

(Die Fortsetzung künftig.)

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Fünf und zwanzigstes Stück.
Den 23ten Junius 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Alle Völker des Altertums hatten gleichsam als eine frühere Ausstattung, einen größern oder geringern Schatz von der Erkenntniß eines **höchsten Wesens** unter sich bewahrt. Aber jedes formte dieselben nach seiner eigentümlichen Art, und verunstaltete sie nicht nur bis zur Unkenntlichkeit, sondern war auch weit entfernt, das Mangelhafte derselben zu empfinden. Denn ungeachtet die erfreulichsten und erhabensten Begriffe von dem Urheber des Weltalls und von seinen Gesinnungen gegen

das menschliche Geschlecht in der Schöpfung selbst laut und unwidersprechlich gepredigt werden, so muß doch der Verstand des Menschen geweckt, und mit mancherlei vorläufigen Ideen bekannt seyn, um diesen Unterricht zu fassen; und seine ganze Denkungsart muß bis zu einem gewissen Grade gebildet seyn, um darin Glück und Ruhe zu suchen und zu finden.

Je ungebildeter der Mensch ist, desto natürlicher ist ihm das sinnliche Gefühl des Eigennutzes. Die geselligen Triebe, wenn ihnen nicht einige Cultur des Kopfes und Herzens zu Hülfe kommt, werden nur jedesmal in eben dem Maße aufgeregt, in welchem Veranlaßung da ist, sie zu üben. Selbst der Patriotismus, welcher uncultivirte Völker belebt, quillt unmittelbar aus dem Eigennutz. Um sein Wohlwollen über die ganze Menschheit auszubreiten, um auch fremden Nationen etwas Gutes zu zutrauen und zu gönnen, wird schlechterdings eine ausgedehntere Verbindung unter den Menschen erfordert. So lange aber ein Volk mit andern Völkern nicht anders, als in kriegerischen Absichten zusammen kommt, sind ihm die Wörter: Ausländer und Feind, größtentheils gleichbedeutend, und es ist wenig geneigt, irgend etwas für gut zu halten, was nicht ihm selbst unmittelbar zu Statten kommt.

Daher im Alterthum überall die Idee von einer **Nationalgottheit**, die es nur mit ihrem Volke gut meit, und allen übrigen feind ist.

Der sinnliche Mensch trägt seine eigene Denkungsart sehr natürlich auch in seinen Begriff von dem Höchsten Wesen über, und denkt sich daher selbst seine Nationalgottheit wieder als ein Wesen, dessen Empfindlichkeit sehr leicht gereitzt werden kann, und dessen Zorn um so mehr zu fürchten ist, da er von so großer Macht begleitet wird. Ueberdies ist ein anhaltendes Nachdenken und ein geschärfter Blick, der die Wahrnehmungen des innern Sinnes fest hält, nöthig, um zu begreifen, daß der **Allerhöchste**, wenn er Tugend und Güte des Herzens von uns fordert, damit bloß unser eigenes Beste zur Absicht habe, und dabei für sich selbst weder etwas gewinnen wolle, noch könne. Daher im Alterthum die furchtbare Idee von dem schrecklichen Zorne der Götter, von allerlei Mitteln, solchen zu stillen, und von mancherlei Versuchen, ihnen mit irgend einer Art von Aufopferung seines eigenen Wohls einen Dienst zu erweisen.

Es mag uns, die wir an reinere und edlere Religionsbegriffe gewöhnt sind, so befremdend dünken, als es wolle, daß sich so armselige Verstellungen von dem Urheber des Weltalls, so lange unter den

Menschen haben erhalten können; die Wahrheit ist, daß es kaum anders möglich war.

Wenn ein Volk alles, das Gute bedenkt, das ihm durch den Einfluß des Himmels zu Theil wird, so ists natürlicher Weise sehr geneigt, die vorsorgende Hand zu verehren und zu lieben, die alle diese Wohlthaten so freigebig vertheilt. Wenn es sieht, daß andere Völker nicht eben dieselben Güter genießen, und dabei vergißt, daß auch diesen eigentümliche Vorzüge gewährt sind, so ist der Gedanke so leicht, daß jedes Volk unter dem näheren Schutze einer eigenen Gottheit stehe. Und hauptsächlich scheint der Krieg eine unaufgeklärte Nation in ihrem Wahne von einer Nationalgottheit zu bestärken. Der Sieg hängt fast immer von einer Menge von Umständen ab, die sich durch keine menschliche Macht lenken, und von keiner menschlichen Klugheit vorher sehen lassen. So groß daher auch der Eigendünkel des barbarischen Kriegers, und so zuversichtlich das Bewußtseyn seiner Tapferkeit seyn mag, so wird er doch immer mehr oder weniger sein gehabtes Kriegsglück auf die Rechnung einer höhern Macht schreiben; und der Glaube, daß sich die Gottheit in seine Angelegenheiten mische, daß sie jetzt mit ihm, und jetzt wider ihn streite, — dieser Glaube, der überhaupt seinem Stolze so viel Nahrung giebt, ist ihm vornehmlich

dann willkommen, wenn er von dem Feinde überwältigt wird. Jemehr er davon überzeugt zu seyn glaubt, daß er es weder an Muth noch an Klugheit habe fehlen laßen, je empfindlicher ihm der Argwohn des Gegentheils bei seinen Landsleuten seyn würde, desto angenehmer ists ihm, wenn er alle Schuld von sich abwälzen und sagen kann: „die Götter zürnten, und wandten sich gegen mich und die Meinen."

Bei einem Volke, das selbst schon die Macht der Leidenschaften geschwächt, reines Wohlwollen empfinden gelernt, und sich gewöhnt hätte, die Macht nicht als den höchsten Vorzug anzusehn, bei einem solchen Volke würde es aufgefallen seyn, wie unwürdig man von der Gottheit denke, wenn man ihr eine willkürliche Ausübung der Gewalt, Eigensinn, üble Laune, Empfindlichkeit und grausame Rache für unterbliebene Opfer oder für unbedeutende Versehen beilegte. Eine Nation dagegen, die etwas Aehnliches täglich an ihren Oberhäuptern sah, und es ihnen nicht verargen zu dürfen meinte, ließ sichs nicht nur gefallen, sich auch die Götter so menschlich zu denken, sondern ahndete nicht einmal, wie sehr sie dieselben dadurch erniedrigte.

Allmählig aber, musten sich diese Ideen unter den Völkern in eben dem Maße verlieren, in wel-

chem Kultur des Geistes und gegenseitiger Umgang zunahmen. Wo eine Nation mit einer andern in Verbindung trat, und sah, daß auch diese mit Regen und fruchtbaren Zeiten, und mit guten edlen Empfindungen gesegnet war, da muste sich einigermaßen die Anhänglichkeit an eine Nationalgottheit verlieren. Wo ein Weiser aufstand, der den Erscheinungen in der Natur nachspührte, und sie aus allgemeinen Naturgesetzen erklärte, da fiel die Meinung hinweg, daß das Ungewöhnliche mehr Gottes Werk sei, als die alltäglichen Veränderungen am Himmel und auf der Erde. Wo man von manchen Uebeln und Plagen die natürlichen Ursachen entdeckte, und natürliche Mittel dagegen erfand, da kam man von dem Gedanken an Rache und Erbitterung Gottes zurück. Wo man mit einen größeren Stücke des Erdbodens bekannt wurde, und fand, daß eben die Sonne friedliche und feindliche Völker beschein, eben das Meer sie beide umfluthet, eben der Regen beider Felder tränkt, eben der Wind des einen und des andern Dunstkreis reinigt; da ward man geneigt, einen allgemeinen Schöpfungsplan zu vermuthen, und das ganze Menschengeschlecht als eine große Familie eines Vaters zu betrachten.

Der christlichen Religion war es vorbehalten, diese erhabne Idee unter das menschliche Geschlecht

zu verbreiten. Jahrtausende musten vorher gehn, ehe nur ein Theil der Menschen fähig wurde, diese göttlichen Belehrungen zu fassen, und zu ihrer Beruhigung anzuwenden. Sie war es, die einen allgemeinen Vater der Menschen verkündigte, ihnen seine allgemeine Liebe zum Muster aufstellte, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten lehrte, die angelegentlichsten Fragen, die ihr Nachdenken beschäftigten, befriedigend auflösete, und ihr Herz mit sanfteren Gesinnungen belebte.

Aber auch ihre Verkündigung war, wie alle Gaben der Gottheit, ein Schatz, der für das Menschengeschlecht niedergelegt war, damit ein jeder nach seinem Bedürfnisse und nach seiner Fassungskraft davon nehmen, und sich damit sättigen konnte. Und auch sie wurde, wie alle Güter, womit der Ewige die Sterblichen segnet, oft verkannt, oft verachtet, oft von der Thorheit gemißbraucht. Hier war der menschliche Geist noch viel zu schwach, um den ganzen Werth der trostvollen Lehren zu ahnden; dort mischte er von dem Seinen hinzu, und modelte die göttliche Weisheit nach seinem eigenen Dünken. Doch blieb sie eine lebendige Quelle, aus der von Jahrhundert zu Jahrhundert der menschliche Geist Labung und Trost, Ruhe im Leben und Freudigkeit

im Tode schöpfte, und schöpfen wird, bis an das Ende der Tage.

Wie sich durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch das Licht der Religion und Vernunft weiter verbreitete; wie der menschliche Geist bald in diesem bald in jenem Lande eine Fessel der Barbarei nach der andern abwarf; wie die verschiedenen Regierungsformen allmählig entstanden, tausenderlei Wechsel erfuhren, und endlich eine regelmäßige Gestalt gewannen; wie Thronen gegründet, befestigt, erschüttert, umgestürzt, wieder gebaut, und fester als vorher aufgeführt wurden; wie tausend Thorheiten in Vergessenheit geriethen und andere an ihrer Stelle auftraten; wie Licht und Finsterniß mit einander rangen, und sich bald diese bald jene Provinz abgewannen; wie der Phönix des Geschmacks jetzt ein Jahrhundert in einem Lande glänzte, sich dann selbst das Nest baute, worin er ein Raub der Flamme ward, und aus seiner eigenen Asche für andere Länder und andere Jahrhunderte hervor ging; wie die politische Oberfläche des Erdballs Revolutionen erfuhr, die an Merkwürdigkeit, Größe und Gewaltsamkeit denen nicht nachstehn, die sich im physischen Zustande unsers Planeten von Zeit zu Zeit ereignet haben; wie aus den gewaltsamsten Zerrüttungen Ordnung, aus der Zerstöhrung Leben hervor ging;

wie der Unsinn des einen Jahrhunderts den Weg bahnte, auf welchem Biedersinn und Vernunft dem andern entgegen kam; wie oft ein Einzelner mehr für Welt und Nachwelt wirkte, als man von den vereinten Kräften vieler Tausende erwartet hatte; — dies alles gewährt unstreitig dem forschenden Verstande das interressanteste und reizendste Schauspiel. Aber keiner meiner Leser wird hier die Schilderung von diesem Allen von mir fordern, oder erwarten. So ähnlich sich das Menschengeschlecht überall in den ersten Schritten ist, die es der Cultur entgegen thut, so unähnlich werden sich die Völker, sobald sie den Grund zur weitern Ausbildung ihrer politischen Verfassung, ihres Geistes und ihrer Sitten gelegt haben. Um sich von jenen zu unterrichten, ist ein allgemeiner Ueberblick hinreichend; ja er ist beinahe das einzige, was uns vergönnt ist, weil keine historischen Berichte bis da hinaus reichen. Um aber die nachmalige weitere Entwickelung vollständig zu verstehen, müssen wir die Bücher der Geschichte zur Hand nehmen, und von Jahrhundert zu Jahrhundert die Verkettung der einzelnen Veränderungen beobachten, durch welche die Denkungsart, der Charakter und der Wohlstand der Nationen gegründet wurde. — Alles, was mir der Umfang und die Absicht dieser Blätter davon zu

sagen erlaubt, will ich zum Beschluß noch kurz in einigen Bemerkungen zusammenfassen. Zuerst ein Wort von der Ausbildung der Wissenschaften!

Im Grunde giebt es nur eine Wissenschaft, wie es nur eine Tugend giebt. Diese ist Fertigkeit in Erfüllung seiner Pflichten; jene ist Kenntniß den Bedürfnissen des Lebens abzuhelfen. Je weniger der Mensch kultivirt ist, desto weniger hat er Pflichten zu erfüllen; denn die Verhältnisse, worin er steht, sind so einfach, seine Thätigkeit ist so eingeschränkt, daß er mit der Erfüllung einiger weniger Gebote alles gethan hat, was sich vernünftiger und billiger Weise von ihm fordern läßt. So wie sich aber seine Verhältnisse vervielfältigen, wie zugleich seine Kräfte zunehmen, findet er auch mannichfaltiger e Pflichten. Nun wird seine Tugend schon mehr zusammengesetzt; und wenn er nicht mehr thun wollte, als er sonst that, würde er eben so verächtlich als strafwürdig seyn. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den Wissenschaften!

So lange der Mensch bloß auf die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse des Lebens eingeschränkt ist, hat er wenige Mittel sich Kenntnisse zu verschaffen; so lange hat er aber auch höchst wenige derselben nöthig. Ganz ohne Kenntnisse kann er aber eben so wenig bleiben, als ohne Fertigkeit

im Gebrauche seiner körperlichen Kräfte. Wir haben bei der Betrachtung über den Zustand der Jäger, Hirten und ersten Ackerbauer gesehen, welche Erkenntnisse sich denselben, nach Maßgabe ihres Zustandes gleichsam von selbst aufdringen. Wir haben aber auch gesehen, wie sehr sich die Zahl dieser Kenntnisse häuft, wenn die Menschen anfangen, in eine engere Verbindung zu treten, Gewerbe zu treiben, bleibende Wohnungen zu bauen, Handel zu führen und gemeinnützige Veranstaltungen zu treffen.

Bliebe es immer dabei, daß man bloß diese Kenntnisse aufnähme, wie sie sich ungesucht darbieten: so würde mit der Zeit zwar der Schatz des Wissens ansehnlich werden; aber niemals würden Wissenschaften entstehen. Damit diese geschaffen werden, ists nothwendig, daß ein oder der andere vorzügliche Kopf irgend eine Art von Kenntnissen nicht bloß als Mittel andere Bedürfnisse zu befriedigen betrachtet, sondern sich dieselben an und für sich selbst zum Bedürfnisse macht. So lange man sich nie mit Zahlen beschäftigte, als wenn man eben etwas zu zählen hatte, konnte es Fertigkeit im Zählen, und sogar in mancher Vergleichung der Größen geben, aber es gab keine Rechenkunst. Diese entstand erst, nachdem einer oder der andere

anfing, auch ohne Rücksicht auf die Dinge, die es zu zählen gab, die Natur der Zahlen wahrzunehmen, über ihre Verhältnisse nachzudenken, und zu rechnen, ohne daß es eigentlich etwas zu rechnen gab. So lange man nur jedesmal, wenn etwas geschehen sollte, oder geschehen war, über die Rechtmäßigkeit der einzelnen Handlung dachte, und darüber nach dem Gefühle oder nach einem unentwickelten Grundsatze der Billigkeit entschied, konnte man einige Fertigkeit erlangen, sittlich zu handeln; aber man hatte keine Sittenlehre. Diese entstand erst, nachdem man anfing, längst vergangene Handlungen zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen, mögliche Fälle anzunehmen, sich zu fragen, wie man in diesem oder jenem vorkommenden Falle empfinden und urtheilen würde, was wol für die menschliche Gesellschaft am zuträglichsten seyn würde u. s. w. Mit einem Worte: Wissenschaft wird erst von den Menschen erfunden, wenn sie die Bedürfnisse der Vernunft wahrnehmen, und das Verlangen nach Befriedigung derselben fühlen.

Allein die Vernunft ist auch den Menschen angeboren; sie entwickelt sich immer, wenigstens bis auf einen gewissen Punkt, ohne alles unser Zuthun, Wo man ihr gar keine Nahrung giebt, oder geben kann, wird sie schlummern, aber nicht sterben; sie

wird wie ein Funke in der Asche glimmen, aber nicht verlöschen. Es bedarf daher nur einigermaßen günstiger Umstände, damit sie aus dem Schlafe geweckt, oder zur Flamme angefacht werde. Mitten unter den Mühseligkeiten eines unbequemen Lebens ergreift sie die Augenblicke der Ruhe, um sich ihre Rechte zu verschaffen. Was Wunder also, daß unter allen Völkern, die nur einigermaßen aus dem rohsten Zustande der Wildheit herausgegangen sind, Weise gefunden werden, die diesen ehrwürdigen Namen, wenigstens im Verhältnisse gegen ihre Zeitgenossen, verdienen.

Gewinnt ein vorzüglicher Kopf durch irgend einen Zufall so viel Muße, daß er nicht unaufhörlich mit körperlicher Arbeit beschäftigt ist, so wird er an sich selbst zu denken anfangen. Er wird den Vorrath seiner Erfahrungen mustern, seine erlangten Kenntnisse unter einander vergleichen, zu allgemeinen Sätzen hinauf steigen, das Allgemeine weiter verallgemeinern und so der Erfinder einer Wissenschaft werden.

Es würde überflüßig seyn, wenn ich mich dabei aufhalten wollte, daß jederzeit die ersten Wissenschaften bei einem Volke diejenigen sind, die mit den unmittelbarsten Bedürfnissen des Lebens in dem engsten Zusammenhange stehn. Eben daher werden

auch bei verschiedenen Völkern verschiedene Wissenschaften zuerst angebaut, weil bei dem einen diese, bei dem andern jene äußere Veranlassung günstiger und dringender ist. In Aegypten, wo die Ueberschwemmungen des Nils jährlich eine neue Vertheilung der Aecker nothwendig machte, lag die Aufforderung, sich der Geometrie zu befleißigen, einem fähigen Kopfe ungleich näher, als bei einem Volke, das sich der Viehzucht gewidmet hat. Dieses dagegen hat eine nähere Veranlassung zur Astronomie, welche eben daher auch von den Chaldäern erfunden ward. Das Klima, welches sie bewohnten, nöthigte sie, die wärmsten Stunden des Tags den Schatten und die Ruhe zu suchen, und mit ihren Heerden des Nachts weiter zu ziehen. Alsdann hatten sie bei ihrem heitern Himmel den Glanz der Gestirne beständig vor Augen. Wenn es anfänglich auch bloße Bewunderung war, die sie bei diesem Anblick fühlten; so machten sie doch auch bald die Entdekkung, daß eben diese Gestirne ihnen vortreflich zu Führern dienen konnten, wo sie sonst durch keine Merkzeichen auf Sandebenen und in Wüsten geleitet wurden. Sie fanden es bald der Mühe werth, auf den wunderbaren Lauf der Gestirne sorgsam zu achten. In kurzem entdeckten sie, daß die Ab- und Zunahme der Tage gewissen bestimmten Regeln

folge, und nach einer gewissen Periode der ganze Kreis dieser Veränderung gleichsam durchlaufen sei. Sie nahmen die Dauer dieser Periode wahr, und theilten das Jahr richtig genug in drei hundert und fünf und sechszig Tage ab.

Da aber alle Wissenschaften zusammen hängen, so ist es sehr natürlich, daß theils die Erfindung der einen auf den Anbau dieser oder jener andern führt; theils die schon entdeckte immer noch in einem unvollkommenen Zustande bleibt, und voll Irrtümer und falscher Voraussetzungen ist, so lange die nahe damit verwandten Wissenschaften nicht cultivirt sind. Dies letztere begegnete z. E. ebenfalls den Chaldäern. Da es ihnen noch an Hülfsmitteln fehlte, sich von der Entfernung der Gestirne richtige Begriffe zu machen; da ihre Vorstellungen von Gott noch so mangelhaft waren, und da sie überhaupt noch nicht allgemeine Naturgesetze aufzusuchen vermochten: so hatten sie die Schwachheit, aus dem Monde und dem Laufe der Gestirne auch den Lauf menschlicher Angelegenheiten vorher sehen zu wollen, und glaubten, daß was auf Erden geschehe, von diesen Himmelskörpern regiert würde. — Die ursprüngliche Geschichte aller Wissenschaften ist voll von ähnlichen Verirrungen des menschlichen Geistes, ist aber auch

voll von Beweisen, was Beharrlichkeit und aufmerksames Denken, ohne Anführung und äußere Ermunterung, zu leisten vermag, sobald die Vernunft einmal geweckt ist, und der Mensch das Bedürfniß, Wahrheit zu erkennen, lebhaft zu empfinden, angefangen hat.

(Der Beschluß künftig.)

Am künftigen Sonnabend wird das 26ste Stück nebst Titelkupfer und Umschlag zum 2ten Quartale mit dem 27sten Stücke zugleich ausgegeben, und 12 Groschen Pränumeration für das 3te Quartal auf Schreibpap. angenommen.

Wöchentliche Unterhaltungen
über
die Erde und ihre Bewohner,
von
J. F. Zöllner und J. S. Lange.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Den 31sten Junius 1787.

Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

(Beschluß.)

Hatte einmal ein vorzüglicher Kopf das Vergnügen des Nachdenkens über Wahrheit gekostet, so war nichts anders zu erwarten, als daß dasselbe anziehend genug für ihn seyn würde, um ihn auch in der Zukunft mehr zu beschäftigen. Er fand nach und nach der Wahrheiten mehrere, und theilte sie seinen Bekannten mit. Diese erstaunten über seine Einsicht und gaben ihm den Namen des **Weisen**, oder glaubten auch wol, daß er seine Einsichten unmittelbar von den unsterblichen Göttern em-

pfangen habe. Sein Unterricht wurde gesucht und in Ehren gehalten, zumal da man immer schon gewohnt war, jeden Mann von Erfahrung, und daher das Alter vorzüglich zu ehren. Die, welche sich um ihn versammleten, um von ihm zu lernen, nannten sich nach seinem Namen, oder ließen sichs doch angelegen seyn, das Andenken an denselben dankbar zu erhalten.

Da die ersten Wissenschaften in der That unmittelbar mit der Erhöhung der Wohlfahrt des Lebens zusammenhiengen, und zum Theil bloß Vorschriften über das sittliche Verhalten des Menschen enthielten: so verdienten ihre Erfinder und Lehrer mit Recht den Namen der Weisen, zumal wenn sie sichs auch angelegen seyn ließen (wie dies kaum anders der Fall seyn konnte,) was sie lehrten, auszuüben. Und ein solcher Weise wußte meistentheils alles, was man zu seiner Zeit wissen konnte.

War einmal der Geist des Forschens bei einem Volke geweckt, so fingen auch bald mehrere an, neue Gegenstände zur Untersuchung zu ziehen. Es entstanden neue Wissenschaften, und wer sich denselben widmen wollte, bedurfte mehrerer Lehrer. Es war bald nicht mehr möglich, sich alles bekannt zu machen, was man überhaupt des Nachdenkens für würdig hielt. Die Wissenschaften wurden ge-

trennt. Der eine wählte diese, der andere jene, als ein besonderes Studium; und der zunehmende Ueberfluß bei einem Volke setzte ihrer mehrere in den Stand, Muße genug für sich zu gewinnen, um sich denen Erkenntnissen zu widmen, die einmal seine Neigung auf sich gezogen hatten.

Dies war das Mittel, dem menschlichen Wissen nach und nach einen ansehnlicheren Umfang zu geben, neue Fächer desselben anzubauen, und in einem jeden eine größere Vollkommenheit zu erreichen. Es war aber auch das Mittel, die Kenntnisse mehr von dem Leben zu trennen, und die, welche sich mit denselben beschäftigten, als eine eigene Klasse von Menschen anzusehen. Bald war es nicht mehr genug, die Wahrheiten zu wissen, man mußte auch wissen, wie man sich dieselbe sonst vorgestellt, was andere darüber gedacht, und wie sie ihre Gedanken eingekleidet hätten. So entstand **Gelehrsamkeit**; und die Ausdehnung derselben wuchs in eben dem Maße, in welchem sich viele es angelegen seyn ließen, neue Wissenschaften anzubauen, und die schon vorhandenen zu bereichern. Sobald die Gelehrten einen eigenen Stand ausmachten, konnten sie freilich in den Kenntnissen bewundernswürdige Fortschritte machen; aber eine unausbleibliche Folge davon war auch, daß sie bei ihren Bemühungen

mehr Rücksicht auf die Gelehrten, als auf die übrigen Stände der Menschen nehmen. Das innige Interesse der gelehrten Klasse an dem thätigen Leben ging so, wie das Interesse der geschäftigen Stände an den Kenntnissen, größtentheils verloren: es entstand ein mächtiger Unterschied zwischen Wissenschaft und Weisheit.

Bei dem allen ist es entschieden, daß keine wirkliche Kenntniß, sie betreffe einen Gegenstand, welchen sie wolle, ganz unnütz ist; nur hat manche einen unmittelbareren und wichtigeren Einfluß auf die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts, als die übrigen. Alle aber stehn in einer engen Verbindung unter einander; und eine Entdeckung im Gebiete des menschlichen Wissens, die uns heute unnütz und leer scheint, wird vielleicht in dem folgenden Jahrhundert mit dem größesten Glücke zum Vortheil des Lebens angewandt. Es ist mit den Kenntnissen fast wie mit den Menschen. Derer, die ihrer gänzlichen Nichtswürdigkeit wegen ausgerottet zu werden verdienen, giebt es immer nur wenige; und um über sie zu urtheilen, wird eine eben so genaue Untersuchung als strenge Gewissenhaftigkeit erfordert. Mancher dagegen, der uns unnütz und nichtswürdig scheint, leistet der menschlichen Gesellschaft noch in der Folge einen wesent-

lichen Dienst, oder er zeugt einen Sohn, der durch seine Vortreflichkeit der Welt die Nachsicht hinlänglich vergütet, die sie mit seinem Vater hatte.

Eine andere Bemerkung, die ich noch im Allgemeinen über die Ausbildung der menschlichen Gesellschaft zu machen habe, betrift die **Sitten** und **Gebräuche**. Am natürlichsten ist es, daß jeder sein Hauswesen und seine ganze Lebensart iedesmal einrichtet, wie er es kann und es ihm gut dünkt, und daß er sich gegen andere beträgt, wie es sein jedesmaliges Verhältniß gegen sie erfordert. Bei einem rohen Volke kann man daher wenig von dem, was man unter dem Namen Sitten begreift, erwarten. Aber es ist etwas in dem Menschen, das ihn zu treiben scheint, sich dem Urtheile anderer ungleich mehr zu unterwerfen, als er es nöthig hätte. Zum Theil ist dies Trägheit, zum Theil Gutmüthigkeit, zum Theil auch wirklicher Unverstand.

So roh auch die Sitten und Gebräuche eines noch ungebildeten Volks seyn mögen, so sind es doch **Sitten** und **Gebräuche**. Der eine macht es, wie er es von den übrigen sieht. Wäre nicht jeder einfältig genug zu glauben, daß es nur so und nicht anders seyn könne; wäre er nicht zu träge, um auf nützliche Abänderungen zu denken, wäre er endlich

nicht so gutmüthig, um sich ihres Wohlgefallens versichern zu wollen, indem er ihnen nachahmt: so würde er seinen eigenen Weg gehen. Ist etwas durch allgemeinere Uebereinstimmung zur Sitte geworden, so scheint die Abweichung eines Einzelnen davon eine Art von Beleidigung für die ganze Nation zu seyn. Er erklärt gleichsam durch seine Abänderung, daß er die Sache richtiger zu beurtheilen wisse, als alle übrigen; und diese Frechheit bleibt selten ungeahndet. Hieraus ist es zu erklären, warum Sitten so leicht allgemein werden, und sich gewöhnlich so unveränderlich erhalten.

Von der andern Seite hat freilich der Mensch einen Hang zur Veränderung: seine ganze Thätigkeit ist immerhin darauf gerichtet, seine Seele mit neuen Ideen zu nähren. Daher entsteht die Begierde, überall, wo es möglich ist, das Einerlei der eingeführten Regel zu unterbrechen. Aber diese Begierde ist nur in seltenen Fällen stark genug, um sich der Gewalt der Sitten entgegen zu stellen. Alles kann nicht durch die Sitten vorgeschrieben werden; immer bleiben noch eine Menge von Handlungen und Einrichtungen übrig, die ein jeder nach eigenem Wohlgefallen vornehmen kann; und diese sind es denn, wo der Hang zur Veränderung sein Feld sucht, und wo er Befriedigung findet, ohne sich in

den Kampf zu verwickeln, den ein Ausfall in das Gebiet der Sitten nach sich ziehen würde.

Wenn man die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so ist es begreiflich, warum weise Volksführer von jeher so angelegentlich darauf dachten, wie sie bei ihren Völkern gute Sitten einführen könnten, und warum sie überhaupt mehr durch Gebräuche, als durch Gesetze, auf ihr Zeitalter und auf die Nachwelt zu wirken suchten. Hierin liegt aber auch zum Theil die Ursache, warum wir bei den älteren und bei weniger cultivirten Völkern überhaupt mehr Nationalcharakter finden, als in neueren Zeiten, und bei aufgeklärteren Nationen. Ein anderer Grund von der größeren Verschiedenheit der Charaktere bei gebildeten Völkern, ist der genauere Zusammenhang, den dieselben mit den Ausländern zu errichten genöthigt sind.

Wo viele Fremden sich bei einem Volke aufhalten, da wird man allmälig gewohnt, tausend Dinge anders zu sehen, als sie in dem Vaterlande zu seyn pflegen. Man sieht bald ein, daß man von einem Fremden nicht Bekanntschaft mit den einheimischen Sitten und Unterwerfung gegen dieselben fordern kann. Man lacht vielleicht anfänglich über ihn; aber allmälig verliert sein Betragen das Ungewöhnliche. Man findet in demselben manches, das der

Nachahmung werth scheint. Hie und da versuchts jemand, und wird vielleicht zuerst darüber getadelt; aber er findet auch gewiß mehrere, denen das Neue und Ungewöhnliche gefällt: so werden fremde Sitten und Gebräuche anfänglich den vaterländischen beigemischt, und werden oft in kurzer Zeit national.

Man ist gewöhnlich der Meinung, daß die Verfeinerung der Sitten eine Folge von der Kultur der Wissenschaften sei; allein dies ist nur zum Theil wahr. Durch die Wissenschaften werden freilich die Gemüther der Menschen aus ihrem Schlummer geweckt, und durch sie werden die Ideen aufgeregt, die auf das sittliche Verhalten wirken; aber theils werden die Wissenschaften bei einem Volke nie so allgemein, daß sie auf die ganze Nation wirken könnten; theils sind es auch keineswegs die Gelehrten, von denen die Kultur der Sitten ausgeht. Die Sitten werden allein durch den **Umgang** gebildet, und sie werden desto feiner und edler, je mehr sich bei einer Nation Gelegenheit zum Umgange findet, und jemehr man Veranlassung hat, sich bei demselben in Unterdrückung der Leidenschaften zu üben.

Wo bei einem Volke das Frauenzimmer Antheil an dem gesellschaftlichen Umgange nimmt, da wird durch dasselbe Feinheit in dem Tone der Unterhal-

tung sowohl, als in dem ganzen Betragen befördert werden. Die zarteren Empfindungen des Frauenzimmers werden durch eine Menge von Dingen beleidigt, die dem mehr abgehärteten Manne auf keine Weise lästig sind; diese müssen daher vermieden werden, wenn jenes in der Gesellschaft froh seyn soll. Die Begierde, dem schönen Geschlechte zu gefallen, flößt den Männern eine größere Aufmerksamkeit auf sich selbst ein; und die Neigung der Frauen, es einander in der Eleganz ihres Hauswesens zuvor zu thun, veranlaßt in diesem mehr Sorgfalt und Aufwand. Man lernt, die feineren gesellschaftlichen Freuden kennen, und sucht sie sich in einem reicheren Maße zu verschaffen. Die Sprache bekommt eine größere Biegsamkeit, damit sie alle die feineren Empfindungen ausdrücken könne. Die Leidenschaften werden durch die sanfteren Gefühle gemildert, und das Herz bekommt ein größeres Bedürfniß des Wohlwollens und der Sympathie.

Auf eine ähnliche Art wirkt der Umgang der Großen und Mächtigen im Volke auf die Ausbildung der Sitten. Wer sich in ihrer Gesellschaft findet, wird durch Hochachtung oder Furcht getrieben, sich alles dessen zu enthalten, womit er ihnen mißfällig werden könnte. Man lernt, im Gespräche die Dinge zu vermeiden, von denen man vorher se-

hen kann, daß sie aus einem oder dem andern Grunde keine gute Aufnahme finden würden. Man gewöhnt sich, in ihrer Gegenwart die natürlichen Aufwallungen des Herzens zurück zurück zu halten, seine Empfindungen zu mäßigen, seine Ausdrücke zu wägen. Indem ein jeder etwas beitragen will, die Unterhaltung angenehmer zu machen, entsteht die Fertigkeit, des Interessanten an den Gegenständen aufzufinden, und es darzustellen. Und diese Fertigkeit wird um desto größer, da die nöthige Vorsicht es nicht erlaubt, ein Gespräch über alle die Gegenstände auf die Bahn zu bringen, an denen man am natürlichsten ein Interesse voraussetzen, oder am leichtesten es anschaulich machen könnte.

Man würde mir jedoch Unrecht thun, wenn man mich so verstünde, als wollte ich behaupten, daß überall und zu allen Zeiten der Umgang der Großen diese Wirkung hervorgebracht, und sie über ganze Völker verbreitet habe. Der eigentliche Umgang der Großen kann sich natürlicher Weise immer nur auf eine geringe Zahl von Personen einschränken; es sind daher auch immer nur wenige, die auf die angeführte Art in der hohen Verfeinerung der Sitten geübt werden können. Und obgleich diese wiederum mit andern in Verbindung stehen, und also etwas von ihren erlangten Fertigkeiten

durch sie auf andere Stände übertragen wird, so bleibt doch dieser Kreis immer nur, in Vergleichung mit dem ganzen Volke sehr eingeschränkt.

Hauptsächlich aber muß man dabei nicht vergessen, daß bereits bei einer Nation einige Kultur der Sitten eine gewisse Aufklärung und eine gewisse freiere Denkungsart Wurzel geschlagen haben muß, wenn überhaupt durch den Umgang der Großen Adel und Würde der Sitten verbreitet werden soll. Wo ein Volk noch die Fesseln der Barbarei in seinem äußeren Zustande oder in seiner Denkungsart an sich trägt, da können die Großen eigentlich gar keinen Umgang genießen. Alles um sie her ist durch das Cärimoniel bestimmt. Alles, was in ihrer Gegenwart geschieht und geredet wird, fast alles, was sie selbst thun und sagen, ist vorgeschrieben. Sie können dem Volke weder Feinheit der Empfindung noch Ueberlegung genug zutraun, um zu erwarten, daß alle, die sich ihnen nahen, von selbst in ihren Schranken bleiben, und ihre Würde nicht vergessen werden. Daher muß durch Feierlichkeiten, durch Pomp und durch Cärimoniel bei den Geringeren die Aufmerksamkeit auf sich selbst, und die hervorgebracht werden, die dem mehr gebildeten Menschen nützlich ist.

Hierin liegt ein auffallender Grund, warum an allen Höfen das Cärimoniel in eben dem Maße ängstlicher und steifer ist, in welchem die Nation noch in der Kultur zurück steht. Erst bei einer größeren Zunahme der Aufklärung und Bildung der Sitten haben die Fürsten anfangen können, die Fesseln des lästigen Cärimoniels abzuwerfen, und einen freieren Umgang mit denen zu genießen, die sie desselben würdig hielten, ohne zu besorgen, daß dadurch die Ehrfurcht der Nation gegen sie geschwächt werden möchte. Und erst seit dieser Zeit sind die Höfe die Schulen wirklicher Feinheit in den Sitten geworden.

Jedoch ich muß diese Betrachtung schließen, um auf andere Gegenstände zu kommen, welche die Aufmerksamkeit der Leser eben so wohl, als die bisher abgehandelten verdienen. Da es überhaupt dem Plane dieser Schrift gemäß ist, mehr die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die in unsern Kreis gehörige Dinge zu lenken, als sie vollständig darüber zu unterrichten: so begnüge ich mich, auch in diesen Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Gesellschaft, mehr die Punkte, bei welchen der nachdenkende Geist sich Unterhaltung versprechen kann, angegeben, als diese Unterhaltung selbst verschafft zu haben. Manches hier nur im Vorbeigehen berührte, wird in dem folgenden Bande eine eigene Abhandlung finden.

JC
.W837u
v.7